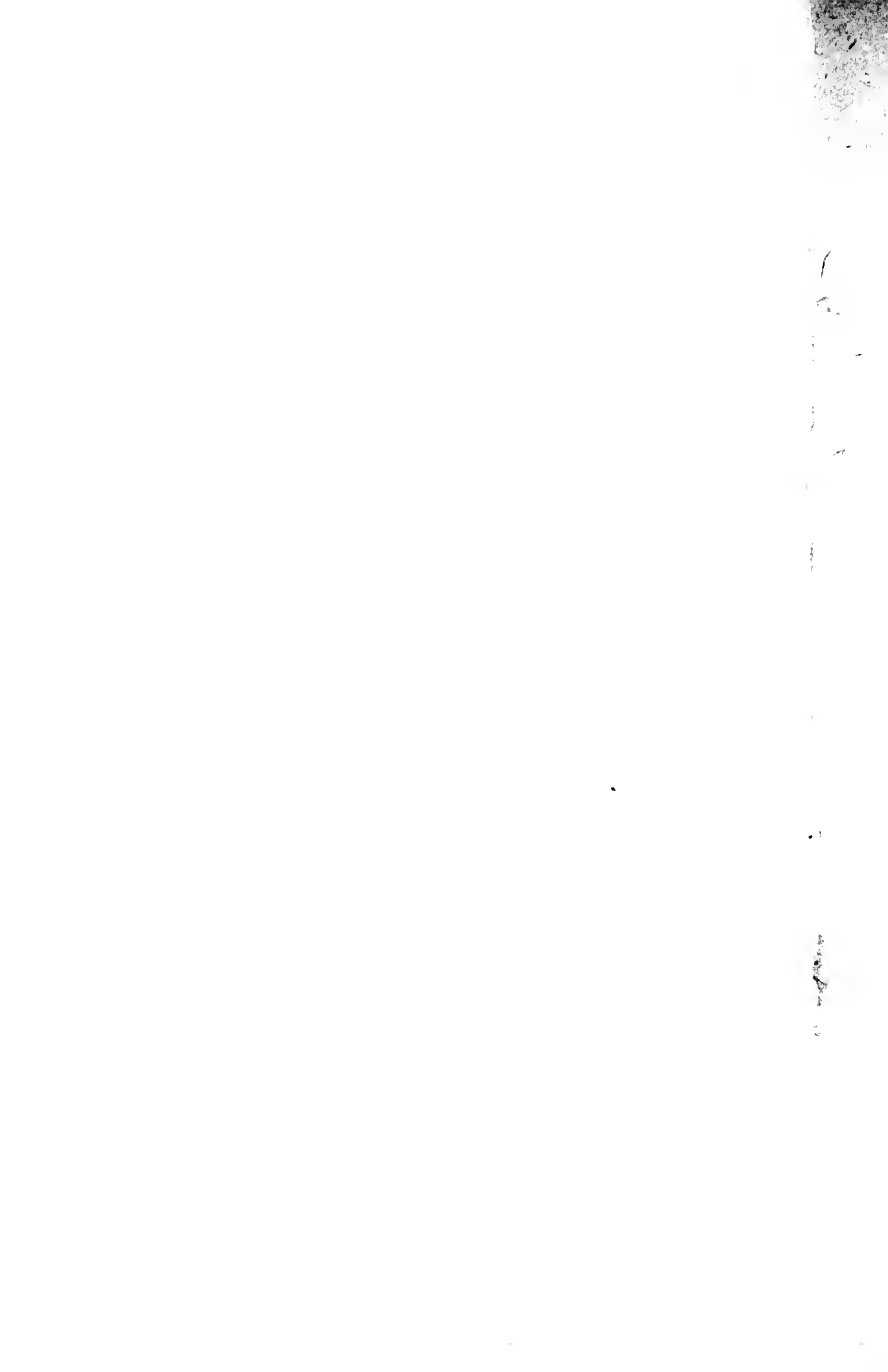
Wilhelm Weigand

Der Ring

Ein Novellenkreis

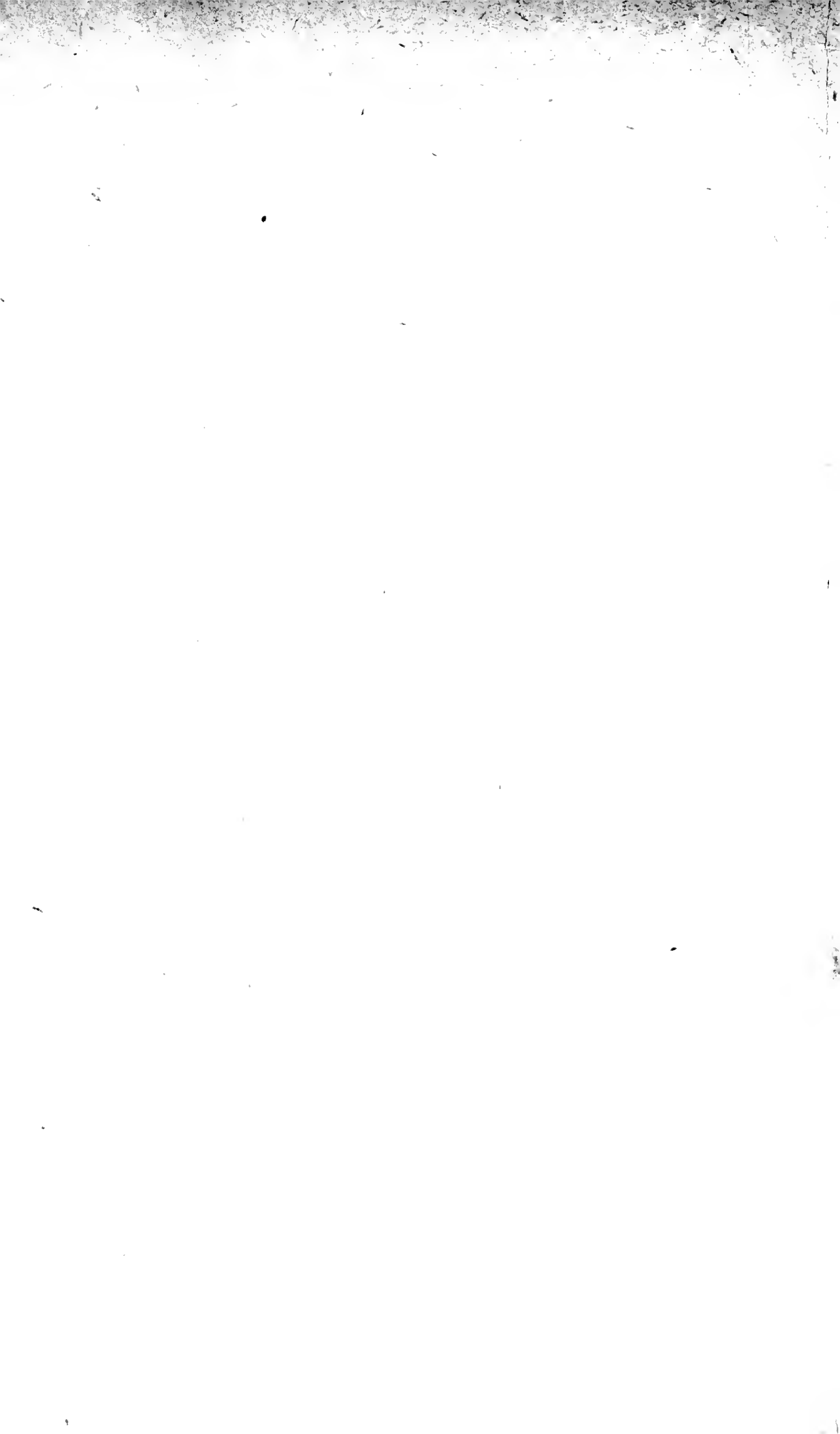


Georg Müller Verlag München



Wilhelm Weigand / Der Ring





Wilhelm Weigand

Der Ring

Ein Novellenkreis



1·9·2·1

Zweite, veränderte Auflage

München bei Georg Müller

Erstes bis drittes Tausend.
Druck der Roßberg'schen Buchdruckerei in Leipzig

Geleitwort zur zweiten Auflage

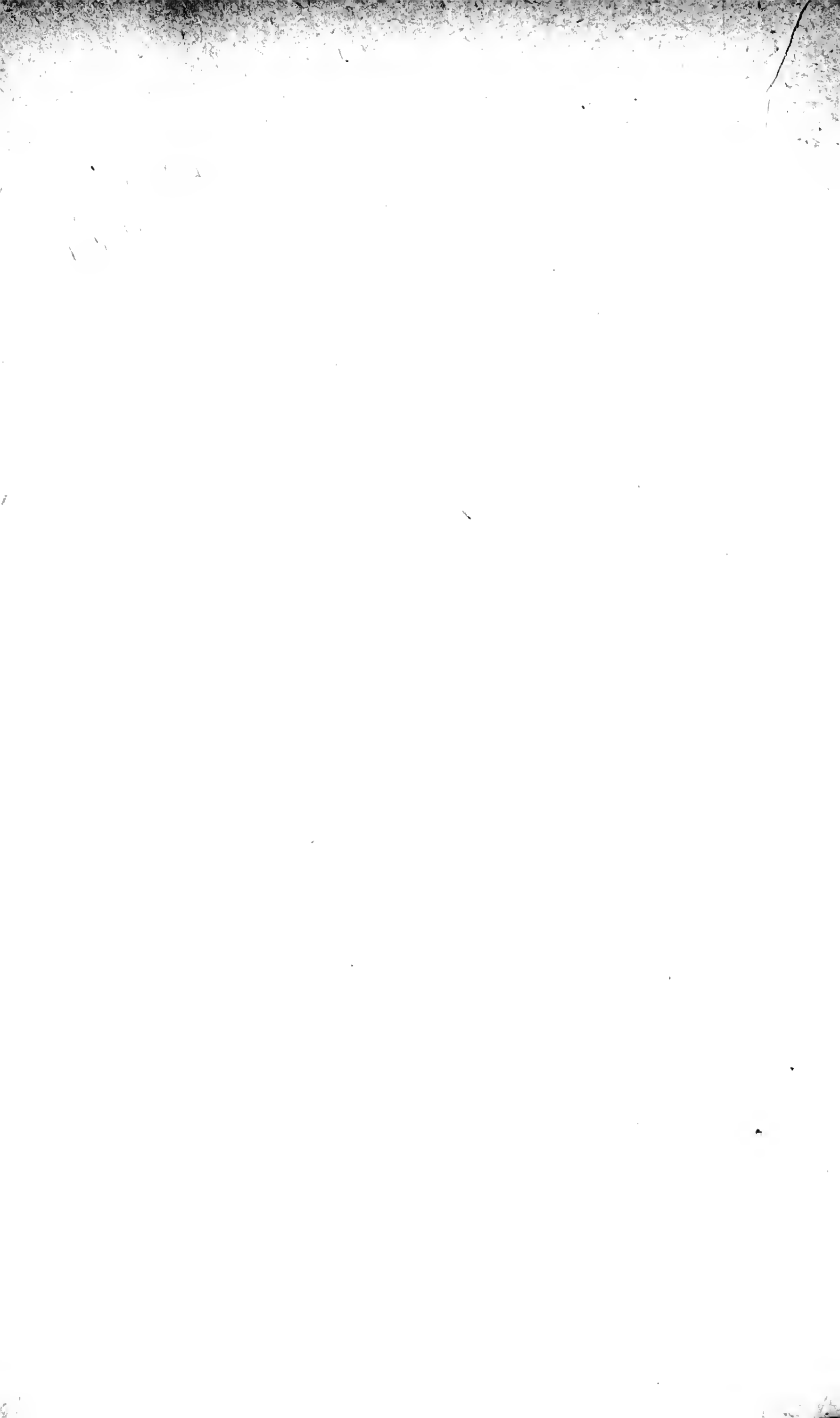
Die zweite Auflage des vorliegenden Buches unterscheidet sich in mancher Hinsicht von der ersten. Dem Schiffer, der mit seiner leichten Lustbarke, auf deren Mast der purpurne Wimpel der Freude vor der Welt sein Schnippchen schlägt, zum zweiten Male in das fragwürdige Meer des Unbekannten hinaussteuert, gestattet man wohl, seine Fahrt den Erfahrungen früherer Reisen anzupassen und den »wenigen Glücklichen«, denen er als Götterbote nahen möchte, eine leichtere Gabe in die offene Hand zu legen. Der alte Schalk Voltaire, der es wissen konnte, hat behauptet, daß es unmöglich sei, mit einem allzugroßen Gepäck die Küste der Unsterblichkeit zu erreichen. Und da, wie billig, der Sinn des Steuerers nach nichts anderm steht, hat er sich erlaubt, einige Frachtstücke aus dem »Ring« an dem grauen Strande des Jahres zurückzulassen, um sie für eine andere Fahrt auf der Barke »Grenzland« aufzuspeichern. Oder, um in der Alltagssprache zu reden: ich habe den schweren Band um die drei Erzählungen »Gottlieb Morgensterns Entdeckungsreise«, »Die beiden Weltaugen«, »Wendelins Heimkehr« erleichtert und dafür einiges andere leichte Gepäck eingeschmuggelt. Es ist, wenn ich das anmutige Wort eines lachenden Meisters aus deutschem Geblüte gebrauchen darf, nur ein unschuldiger »Schmuggel nach Avalun«, dem alten Glückseiland der Feen; und manches Schmuggelstück ist einer bräutlichen Seele zugedacht, die es aus eigenen Gnaden weiß, wie es auf der Hochzeit, die Geist und Natur alle Jahrhunderte einmal feiern, zugeht, wenn die letzten Reigen aus den gesenkten Kelchen perlen

und der graue Alltag seine Tore öffnet und seinen Schein einläßt. Wer aber da glauben sollte, daß doch noch manches entbehrliche Gerätlein mitfährt, der möge sich sagen, daß die Seelenhaushalte in dieser getrübten Zeit verschiedener Art sind und verschiedene Bedürfnisse haben. Und daß in jeder Küche ein Mülleimer bereitsteht, der wie ein bodenloses Danaidenfaß des Zeitlichen alles aufnimmt, was schöne Herzen und lustige Geister entbehren können.

München-Bogenhausen, am 13. März 1920.

Wilhelm Weigand.

Erstes Buch: Olympisches



Das Unwetter war mit rasender Schnelle dahergekommen. Über den dunkelnden Höhen des östlichen Ufers wanderte zwar noch da und dort ein heller Schimmer des sommerlichen Lichtes und ließ ein reifendes Kornfeld oder den weißen Giebel eines Landhauses in fremdartiger Helle aufglänzen; aber die mächtige Welt des nahen Gebirges stand schon hinter einer grauen Wand verhangen, aus deren Dunkel das leise Rollen des Donners unaufhörlich herübermurrte. Die westlichen Ufer, über deren waldigen Kämmen kupferfarbige Wolken mit jagender Schnelle emporflogen, lagen in giftig grüner Helle da, und weiße Schwärme schweifender Möwen blitzten in jähen Zickzackflügen auf dem unheimlichen Wettergrunde vorüber. Die schimmernde Bläue des sommerlichen Sees hatte sich jählings geändert: kleine schaumgekrönte Wellchen liefen in jagender Hast über die aufgepeitschten fahlen Wasser, und ein seltsames Rauschen erfüllte die Luft, trotzdem die Bäume der Ufergärten stumm und wie in einem Banne reglos lauschend dastanden.

Als ich die Schiffslände betrat, um den Aufzug des Wetters von einer freien Stelle aus zu betrachten, fand ich da ein Häuflein Menschen, Sommerfrischler und Einheimische, versammelt, die lebhaft sprechend auf die düster dunkelnde Wasserfläche hinausblickten, auf der, ganz in der Ferne, zwei winzige Boote schwammen. »Sie kommen gewiß hinüber,« bemerkte ein junges Mädchen, das einen Strauß der schönsten Teerosen in der Hand trug, mit heller Stimme tröstend zu einer ältlichen, dunkelgekleideten Dame, die schon ihren Regenschirm aufgespannt hielt und mit sorgenvollem Gesicht in die dunkelnde Weite starrte. Die Angeredete ließ eine Weile vergehen, ehe sie weinerlich entgegnete: »So ist mein Mann! Überall muß er dabei sein, wenn was los ist. Es ist aber auch ganz unverantwortlich von den Leuten, ihre Fratzen, die kaum rudern können, bei dem Wetter auf den See zu lassen. Und sie sind jeden Sommer hier und könnten wissen, wie gefährlich dieses Nordende ist, auf das sich die Winde über den Ort her 'runterstürzen.«

Ein kleines Männchen, dessen Äuglein unter einer goldenen Brille tückisch hervorstachen, bemerkte dazu, daß der See noch keinen Toten hergegeben habe, und ein paar Sommergäste

gaben ihm, nachdenklich vor sich hinnickend, recht. Auf meine leise Frage, was denn los sei, erfuhr ich, daß zwei halbwüchsige Mädchen, die Kinder eines Münchener Baumeisters, vor einer halben Stunde auf den See hinausgerudert waren. Als das Wetter daherkam, habe sich der Baron Nonnenbruch, der in dem gleichen Hause wohne und zufällig des Weges gekommen sei, nicht abhalten lassen, den Kindern nachzufahren, um sie in sein Boot zu nehmen. Wenn der Ausbruch des Gewitters sich nicht noch ein bißchen hinziehe, dürften die drei Menschen in ihren Nußschalen kaum mit dem Leben davonkommen, da die Wetterstürme gerade in diesem Jahre besonders tückisch seien und schon drei Opfer gefordert hätten.

Die beiden schwimmenden Punkte waren inzwischen auf der schaumbedeckten Wasserweite verschwunden, und nun brach auch das Unwetter mit aller Macht los. Wir Zuschauer flüchteten uns unter den schützenden Bahndurchgang und starrten von da schweigend in den tobenden Aufruhr der Natur hinaus. Einem prasselnden Hagelsturz, der die üppigen Kronen der Uferlinden zerfetzte und die Fläche des Sees in eine weißliche, kochende Masse verwandelte, folgte ein Platzregen, den der gellende Sturm in schiefen Schleiern über die grau verhüllte Weite hinwegfegte. Minutenlang war alles in blaue zuckende Feuer getaucht, und wenn ein violetter Schlangenblitz das ungeheure Regendunkel aufriß, schien es, als zeichne sich, für einen Augenblick, das funkelnde Geäst eines goldenen Himmelsbaumes auf der brausenden Tiefe ab.

Die Freifrau von Nonnenbruch war mit aufgespanntem Schirm im Freien stehen geblieben und blickte unter den stürzenden Güssen starr und unbeweglich in das Unwetter hinaus, dessen dumpfe Donner allmählich nach Osten weiter wanderten. Sie regte sich auch nicht, als der Platzregen unmerklich leise in das sanfte Geriesel eines Sommerregens überging und eine milde Helle, ruckweise wachsend, in das fegende Grau niederbrach. Ich selbst muß gestehen, daß ich nach einer Weile gar nicht mehr an die Insassen der beiden Kähne dachte, die Wetter und Ferne den Blicken entzogen hatten: wie von einem seltsamen Bann befangen, empfand ich zuletzt nichts mehr als den Duft

der sommerlichen Erde und das einschläfernde Geräusch der sanfter werdenden Regenflut, deren zusammenschießende Gewässer unsere Füße umspielten. Ich weiß auch nicht, wie lange wir unter den schützenden Gewölben der Unterfahrt verweilten und wortlos auf das Auftauchen der Kähne warteten. Endlich, als der erste Sonnenstrahl über die westlichen Uferhügel her in das Regengrau hereinschnitt, kam ein schwarzgekleidetes Bübchen, das ein Taschentuch wie eine Friedensfahne schwang, auf die Durchfahrt zugelaufen und schrie schon von weitem: »Der Herr Baron läßt der gnä' Frau sagen, daß er mit den Mäderln glücklich nach Leoni 'nüberkommen is. Grad hat er 'rüber telephoniert.«

Die Frau, der diese Meldung die tödliche Sorge um den Gatten von der Seele nahm, gab zunächst kein Zeichen der Freude von sich; sie nickte nur zweimal ganz ernsthaft mit dem Kopf vor sich hin und brach dann in lautes Weinen aus. Erst während sie mit zitternden Händen ein abgeschabtes Ledertäschchen zu öffnen suchte, um dem kleinen Glücksboten ein Trinkgeld zu reichen, fand der Unwille über die Tollkühnheit ihres Gatten Worte, und sie schien eine wahre Lust darüber zu empfinden, daß ihr die Nächststehenden die Ungeheuerlichkeit des Wagnisses noch einmal mit lebhaften Worten bestätigten.

Ein paar der zahlreichen Zuschauer konnten es sich nun, da der Bann der schlimmsten Erwartung gelöst war, nicht versagen, noch einmal die Unglücksfälle der letzten Zeit aufzuzählen, und keiner vergaß die Tatsache zu wiederholen, daß der See, so sanft er auch bei schönem Wetter aussehe, noch niemals einen Toten zurückgegeben habe.

Den Herrn, dem eine Mutter vielleicht die Rettung ihrer Kinder verdankte, sollte ich übrigens am gleichen Tage noch zu Gesicht bekommen. Ein wunderbarer Abend stand über dem ruhig gewordenen See, als ich mich auf den Weg machte, um ziellos in diese Verklärung eines scheidenden Gewittertages hineinzuspazieren. Das letzte Murren des abziehenden Donners und das Gefälle der Tropfen, das die Tiefen der duftenden Ufergärten mit zuckenden Schimmern erfüllte, ließen die abendliche Stille, in der ich, ganz Aug und Ohr, einherging, nur noch tiefer

erscheinen. Es gibt Tage, an denen man der Natur näher steht als zu anderen Zeiten: Duft, Laut, Licht und Luft und alles, was die jungfräulich reingestimmten Sinne trifft, gleiten wie ein wundersames Traumbild voll unsagbarer Schönheit an der Seele vorüber und sind doch tiefste Wirklichkeit, aus der ein seltsames Sehnen aufsteigt, als sei alles Licht und aller Schatten nur der rätselhafte Abglanz eines höheren Seins, in das wir fühlend verwoben sind und das uns doch ein unerreichbar fernes Wunder bleibt.

Als ich in dieser Stimmung, in der alle Sinne seltsam rege zu sein pflegen, unter einem wunderbaren Sternenhimmel, hoch oben über dem See, in dem das letzte Gold des Abends langsam verblich, heimwärts schritt, traf ein ferner Geigenlaut mein Ohr. Er klang zuerst so leise, als ob das Schweigen ringsum mit den lauschenden Massen der erfrischten Bäume und die funkelnde Sternenwelt selbst zu einem einzigen Ton geworden wäre, um sich, langsam webend, auszubreiten und dann wieder, hauchartig zart verhallend, in die eigene Tiefe zurückzusinken. Je näher ich dem Flecken kam, desto stärker wurde der Geigenton: der Spieler schien mit dem Ton zu spielen, indem er ihn langsam wachsend anschwellen und wieder verklingen ließ, als könne er sich nicht an der reinen Fülle des Wohllautes, der dem Instrument entquoll, ersättigen, und dann klang wieder eine Folge hüpfender, jäher Töne auf, die aber niemals lange anhielt, sondern immer wieder in eine unendlich langsame schwelgerische Weise überging.

Und nun stand ich auch schon vor dem Gebäude, aus dem das sonderbare Geigenspiel in die atemlose Sommernacht herausklang: es war ein ziemlich niedriges altes Bauernhaus, das in einem schlechtgepflegten Obstgarten versteckt lag. Ich bog die tropfenschweren Ranken eines Fliederbusches, der mir den Einblick wehrte, zur Seite und spähte in den schmalen Garten hinein, über dessen regenfeuchten Grasflächen ein weißlicher Dunst webte. Vor mir ragte ein schlanker Mohnstengel aus dem Schatten der Buschhecke in die Dämmerhelle empor, und in der Tiefe des dunkelroten Kelches glänzte ein einsamer Tautropfen wie ein zitternder Diamant. Und nun bekam ich auch den

Spieler zu Gesicht: er ging mit seiner Geige langsamen, gleichmäßigen Schrittes auf dem schmalen hölzernen Balkon auf und ab, der das obere Stockwerk des alten Hauses umzog. Auf dem seitwärts geneigten Kopf trug er ein samtenes Künstlerbarett, und die hagere, baumlange Gestalt stak in einem roten Schlafrock, den ein Gürtel von gleicher Farbe mit langer Quaste zusammenhielt. Das Spiel des Wandelnden, das durchaus nichts Virtuosenhaftes an sich hatte, klang bald leiser, bald lauter. Zuweilen, wenn ihm ein Doppelgriff mißlang, stampfte der Geiger mit dem Fuße, und dann wiederholte er, wie im Zorn, ein dutzendmal die Stelle; aber immer fiel er, nach solchen Wagnissen, in eine langsame Weise zurück, die er offenbar mit dem Behagen eines Meisters oder Kenners auskostete. Das ganze Gegeige glich mehr dem Träumen einer Seele, für die es in diesem Augenblicke offenbar keine Außenwelt mehr gab, als der regelrechten Ausführung einer fremden Weise. Nun aber fing plötzlich der Hund eines Nachbarhauses zu heulen an, Stimmen und Flüche wurden laut, und eine dunkle Gestalt trat auf den Balkon: »Komm herein,« bat sie mit sanfter Stimme; »die Leute wollen schlafen.«

Ich erkannte die Frau, deren Weinen mir vom See her noch im Ohre klang, und wußte nun, daß ich in dem Violinspieler den Retter der beiden Kinder, den Freiherrn von Nonnenbruch, vor mir hatte. Doch der geigende Nachtwandler ließ sich nicht in seinem Spiele stören; er stampfte, statt einer Antwort, nur zweimal mit dem Fuße, um seinem Ärger über die Störung Luft zu machen, und die Frauengestalt trat, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, in die Stube zurück, aus der ein ärmlicher Lichtschimmer in die webende Dämmerhelle der Sommernacht herausfiel.

Der Oberkellner, den ich beim Frühstück im Seehof über den merkwürdigen Geigenspieler auszuholen suchte, wußte weiter nichts zu sagen, als daß der Freiherr von Nonnenbruch aus München sei und nach allem, was man von ihm höre, nicht zu den reichen Baronen gehöre; er wohne schon seit fünf Jahren Sommer um Sommer beim Kuppelwieser-Seppl und gebe der Nachbarschaft viel Anlaß zum Klagen, da er oft halbe Nächte auf

der Geige spiele, die man bei Windstille bis an den See herunter hören könne.

Es heißt, daß sich in diesem Dasein alle die begegnen müssen, die irgendwie, sei es durch eine Neigung oder ein Schicksal, zusammengehören. Wenn wir von der Höhe unseres Lebens herab auf dessen verschlungene Pfade zurückblicken, trifft unser Auge Gestalten, die aus weiter Ferne her unseren Weg kreuzten, ohne daß uns der Sinn dieser Begegnung sofort offenbar geworden wäre, und erst allmählich werden wir gewahr, daß oftmals die leichtesten Fäden, nach denen wir achtlos und ohne jede Liebe griffen, zu einem festen Einschlag in dem unzerreißbaren Gewebe werden können, das eine dunkle Hand webt, um unsere Seele zu schmücken oder, voll geheimsten Hohns, mit dem brennenden Nessushemde der Erinnerungen zu beschenken. Ich hatte nicht gehofft, dem freiherrlichen Geiger, dessen seltsames Spiel mir einen Augenblick die Frage nach dem Wesen eines Menschen in der Seele wachrief, jemals wieder zu begegnen; aber im folgenden Winter darauf bekam ich ihn doch wieder zu Gesicht. Als ich am Faschingsdienstag gegen Abend über den Marienplatz ging, gewahrte ich vor dem Schäfflerbrunnen einen johlenden Haufen, in dem die üppig gewordene Faschingslaune ihr Wesen trieb, und als ich hinzutrat, bemerkte ich über die Köpfe der Masken und Gaffer hinweg, daß sich ein Schutzmann mit einem ältlichen Ehepaar zu schaffen machte, das inmitten des dichten Kreises stand. In dem hageren Herrn, auf dessen ergrautem Kopf ein altmodischer, aber peinlich sauber gebürsteter Seidenhut saß, erkannte ich sofort den merkwürdigen Baron wieder, der nun ein dünnes Stöckchen von einer Pfefferstaude in seiner behandschuhten Rechten schwang und den Schutzmann mit etwas hoher Stimme anschrie: »Sie sind ein Lümmel! Jawohl, das sind Sie. Ich werde mich beim Minister beschweren. Die Exzellenz ist ein Vetter von mir!«

Der Schutzmann ließ sich indessen durch die Andeutung dieser vornehmen Verwandtschaft nicht aus seiner Ruhe bringen; er schob sein Notizbuch ein und entgegnete ruhig: »Sie werden mit mir auf die Polizei gehen.« Als er aber zupacken wollte, um den Widerspenstigen abzuführen, streckte der Baron die Ellbogen

wie zwei Spieße zur Abwehr aus und schrie wie besessen: »Nicht anrühren! Ich sage noch einmal, daß Sie ein Lümmel sind. Sie haben das Kind auf den Boden geworfen.« Die gaffende Menge wußte nicht, für wen sie Partei nehmen sollte, und belustigte sich, witzelnd und lachend, an dem aufgeregten Wesen des alten Herrn, dessen magere Gestalt vor Wut und Ärger bebte. Alle Begütigungsversuche seiner Gattin halfen nichts; der Freiherr von Nonnenbruch, dessen empörte Blicke überall nur lachenden Gesichtern begegnete, tanzte in heller Empörung in dem Kreis umher und wußte offenbar nicht, wen er zum Zeugen seiner Vergewaltigung machen sollte. Als der Schutzmann einen erneuten Versuch wagte, den Widerspenstigen zu fassen, wurde dieser plötzlich ruhig und maß den Mann mit dem Blicke eines Königs, indem er sagte: »Ich lasse mich nicht anfassen. Ich gehe selbst zur Polizei. Und Sie werden sich bei meiner Frau entschuldigen. Kommen Sie!« Und er drängte die Nächststehenden zur Seite und schritt, mit seiner Frau am Arm, majestätisch wie ein Herrscher, hinter dem der beilbewehrte Vollstrecker seines Willens einhergeht, der Weinstraße zu, ohne den hinter ihm dreintappenden Schutzmann eines weiteren Blickes zu würdigen.

Vergeblich versuchte ich am Tag darauf in den Polizeiberichten der Tagesblätter etwas Näheres über den Auftritt zu erfahren, dessen Zeuge ich geworden war; die Zeitungen blieben stumm, und ich konnte mir nur sagen, daß mir der merkwürdige alte Herr nun schon zweimal über den Weg gelaufen war, ohne etwas mehr zu bedeuten als ein Vorübergehender, der wohl einem Augenblick oder einer Wegstelle Farbe gibt, ohne unser eigenstes Schicksal zu streifen.

Indessen sollte ich im gleichen Jahre den Freiherrn von Nonnenbruch doch noch persönlich kennen lernen. Während des Frühlings 1905 suchte ich, im Auftrage Hugos von Tschudi, einen Überblick über den Münchener Privatbesitz an bedeutenden Kunstwerken des neunzehnten Jahrhunderts zu gewinnen, um eine Auswahl für die Jahrhundertausstellung deutscher Kunst in der Berliner Nationalgalerie zu treffen. Auf der Suche nach den besten Spitzwegs erfuhr ich von dem Neffen

des Meisters, der alles, was seinen Onkel betraf, mit der Liebe des Blutsverwandten sammelte, daß das beste Bild des köstlichen Biedermanns, eine besonders schöne Variante des »Ständchen«, im Besitze eines Herrn von Nonnenbruch sei. Er selbst habe es, trotz aller Bemühungen, noch nie zu Gesicht bekommen; denn der Besitzer hüte es mit der bekannten Eifersucht gewisser Sammler, und auch ich dürfe kaum etwas anderes erwarten, als daß er mir, wie allen anderen, die Türe vor der Nase zuschlagen werde, wenn ich den Versuch machen sollte, in seine Wohnung einzudringen. Diese wenig verlockende Auskunft hielt mich indessen nicht ab, am gleichen Tage noch in die Zweibrückenstraße zu fahren, wo, wie ich aus dem Adreßbuch ersah, ein Freiherr von Nonnenbruch in einem Gartenhause wohnte. Ich durchschritt, um in den Garten zu gelangen, den engen Gang eines hohen kleinbürgerlichen Zinshauses, in dem es von spielenden Kindern wimmelte, und gelangte in einen nicht allzugroßen altmodischen Baumgarten, der rings von hohen Häusern mit ärmlichen Küchenbalkonen umbaut war. In der Mitte dieses Raumes stand ein kleines verwaschenes Haus mit einem gebrochenen Ziegeldach, das, seiner Bauart nach, aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stammen mochte: offenbar das frühere Landhäuschen eines braven Stadtbürgers, der seine freien Sonntage in dieser ehemaligen Gartengegend verbracht haben mochte. Die Giebelseite des verwitterten Baues zeigte noch deutliche Spuren eines bäuerlichen Freskomalers aus der Tiroler Schule: ein riesiger Christopher, in einem braunen Gewand und mit vorquellenden Augen, trug das segnende Jesuskind durch die hellauf schäumenden Fluten und setzte schon den ungeheuern Fuß auf das Land, wo ein Hund das Wunder, das sich vor seinen Augen begab, voller Schrecken anstarrte. Die Läden des Erdgeschosses waren geschlossen, und ein paar der kleinen Fenster waren sogar mit braunen, rissigen Brettern vernagelt. Als ich den Fuß auf die steile, ausgetretene Flurtreppe setzen wollte, die in das obere Gelaß führte, kam mir eine junge Dame, eine hochgewachsene Blondine mit rosigem Gesicht, in lichtem Sommerkleid von oben herab entgegen. Sie zog im raschen Gehen die Handschuhe an und blickte mich im

Vorbeigehen mit hellen Augen, in denen die hellen Tränen standen, unwillig an. Ich sah der rasch Davonschreitenden nach und benerkte, daß sie an dem Gittertürchen des Gartens stehenblieb und das Haupt erhob, als ob sie auf ein Zeichen warte; aber sie hatte offenbar keinen Gruß zu erwidern und verschwand nun eiligst in dem Hausgang, durch den ein paar kleine Mädchen neugierig hereinlugten.

Im oberen Stockwerke, dessen Flur ein zerschlissener Läufer aus Kokosfasern deckte, verriet mir eine vergilbte Visitenkarte an einer niedern Türe, daß hier der Freiherr Themistokles von Nonnenbruch wohne. Ich zog an einem hölzernen Glockengriff und hatte alle Muße, darüber nachzusinnen, aus welcher Zeit die Karte, die unter dem griechischen Namen des Inhabers den sonderbaren Vermerk: »Chevalier de plusieurs ordres« trug, wohl stammen mochte: ich mußte ziemlich lange warten, bis ich endlich eine helle Stimme vernahm, die sich scheltend in die Tiefe eines Gelasses zu verziehen schien. Als sich dann die Türe endlich öffnete, bemerkte ich, daß die alte Dame, die mir öffnete, vom Weinen gerötete Augen hatte. Auf meine Frage, ob ich den Freiherrn von Nonnenbruch sprechen könne, ließ sie mich, ohne ein Wort zu sagen, sofort eintreten. Die niedere Türe, deren rissig gewordenes Schmuckwerk die Hand eines geschickten Schnitzers verriet, mündete auf einen kleinen geweißten Vorplatz, wo ein paar bauchige Kommoden mit alten schadhaften Holzfiguren an den kahlen Wänden standen. Im selben Augenblick kam auch der Hausherr aus einer Seitentür herbeigeschossen: er trug, trotz der sommerlichen Hitze, den gleichen schweren Schlafrock, in dem ich ihn im verflossenen Sommer traumgeigend auf dem Altan des alten Bauernhauses in Starnberg zum erstenmal gesehen hatte, und blickte, während ich mein Anliegen vorbrachte, mit ingrimmiger Miene drein, wie wenn ich gekommen wäre, ein Heiligtum zu schänden. Der längliche Kopf mit dem kahlen, gewölbten Schädel, auf dem über den beiden Ohren zwei feine Flöckchen grauen Haares wie zwei Flämmchen in die Höhe standen, hob und senkte sich wie ein Pendel, während ich die völkische Gemeinnützigkeit und Bedeutung des Unternehmens, als dessen Bote ich vor dem Manne

stand, ins hellste Licht zu setzen suchte. Dann klemmte der Baron sein Glas ein, das an einem breiten schwarzen Bande herabhing, und fragte mit spöttisch heller Stimme, ob ich denn das Bild, dem mein Besuch gelte, schon kenne. Als ich mit zerknirschter Miene gestehen mußte, daß ich zu meinem größten Bedauern noch nicht dieses Glück genossen hätte, ließ mich der Besitzer des verborgenen Meisterwerkes in ein Zimmer eintreten, worauf er eiligst durch eine Seitentür verschwand, über die eine mächtige verblaßte Photographie des Petersplatzes in Rom wie ein Wandteppich herabhing. Das quadratische, ziemlich geräumige Gemach, dessen drei Fenster zwei alte Ulmen beschatteten, war, wie mich ein flüchtiger Rundblick belehrte, in keiner Weise üppig eingerichtet. Den Fußboden aus lackierten Brettern deckte kein Teppich. An der linken Seitenwand stand ein schmaler, gelber Stutzflügel, auf dem Schichten vergilbter Notenhefte in wüstem Durcheinander lagen; vor das linke Fenster, dessen Scheiben zwei alte Wappentafeln aus Glas mit farbigem Feuer erfüllten, war ein kleiner Werktisch mit Meißeln und feinen Sägen gerückt, und auf einem wurmstichigen Bauernstuhl daneben lag der Leib einer neuen unlackierten Geige. An den Wänden hing, neben einigen stumpf gewordenen alten Stilleben und einer Unmenge in Gold gerahmter Miniaturen gleichfalls ein Dutzend alter und neuer Geigen herum, und ich fragte mich im stillen, ob ich in ein Familienzimmer oder in die heimliche Werkstatt eines Geigenbauers geraten sei. Der Hausherr ließ indessen nicht lange auf sich warten; er kam mit der gleichen Hast, die sein ganzes Wesen auszeichnete, zurück und brachte ein kleines Bild in einem hübschen Barockrahmen, das er, mit der Miene eines Triumphators, auf einen Tiroler Holzstuhl stellte und mit verliebten Kennerblicken in das günstigste Licht rückte. Es war in der Tat ein »Mondscheinständchen« von Spitzweg, eine zarte, feine Arbeit, die sich in mancher Hinsicht von den andern Ständchen unterschied, in denen der dämonische Schalk und Biedermeier die malerischen Sommernachtsträume einer Zeit voll verschlagenen Glücks und lauschiger Stadtwinkel gestaltet hatte. Das in den Farben ungemein reizvoll behandelte Meisterwerkchen zeigte einen winkeligen Platz, wie sie in manchen kleinen

Städten, in denen eine lauschig enge Vergangenheit träumt und doch lebendig wirkt, so häufig sind. Vor einem Gasthaus mit einem reichen Barockportal fiel der schimmernde Strahl eines Wandbrunnens in ein gemeißeltes Becken, aus dessen unbewegten Tiefen das Silber des Mondlichts emporglänzte. Im Hintergrunde überragte ein Haus mit einem hohen Schneckengiebel in der vollen Helle sommerlichen Mondscheins ein paar schmale Rosengärtchen mit spärlichem Gebüsch, und darüber spannte sich das schwärzlichdunkle Blau des schönsten Sternenhimmels aus. Vor einer verwitterten Gartenmauer, die diese Welt hochgiebeliger, uralter Häuser nach rechts zu abschloß, standen vier Musikanten, zwei dicke und zwei dünne, in bauschigen Radmänteln und breiten Schnallenschuhen, und bliesen mit vollen Backen drauf los, während ein beleibter Sänger seine Biedermeierwonne in die Stille eines verwunschenen Stadtwinkels hineinkrähte. Außer den Zuhörern, die wie bleiche Schatten aus einer Geisterwelt glückseliger Stille lauschend an den Fenstern standen, saß noch ein weißgeflügeltes Engelchen rittlings auf dem runden Dach des Röhrenbrunnens. Das Kerlchen, dessen helle Flügelchen sich sträubten, hatte die rundlichen Ärmchen in die Seiten gestemmt und neigte das lockige Köpfchen wie ein krittlicher Kenner, der zum ersten Male eine fremde Musik zu hören bekommt und, als verwöhnter Fant, nicht weiß, was er dazu sagen soll. Die Helle, in der die vier Musikanten mit dem aufgeblasenen Sänger standen, so wie das Blau der Sommernacht, aus dem die schwere Pracht eines unendlichen Sternenhimmels funkelte, glühten tiefer als auf den andern Ständchen des schnurrigen Malerpoeten, deren Einzelheiten mir in diesem Augenblicke etwas abgeblaßt vor der Seele standen. Wer, wie die meisten Deutschen, gewohnt ist, an Bildern nur das zu beachten, was sie erzählen, konnte sich vor diesen Musikanten aus einer versunkenen Welt eine ganz hübsche Geschichte von Liebeslust und Leid zusammenträumen. Ich ließ indessen das kleine Juwel, dessen malerische Behandlung wirklich die beste Manier des Künstlers zeigte, still auf mich wirken, ohne die Versuchung zu fühlen, aus dem Reich der schönsten Farbe in die Welt der Märchen oder biedermännischer

Liebesseligkeit zu flüchten. Da es nicht meine Art ist, vor Kunstwerken, die für Aug und Seele da sind, viele Worte zu machen, wurde der Freiherr Themistokles von Nonnenbruch, der inzwischen in einemfort seinen Kopf nach links und rechts wandte und wie ein Verliebter um seinen Schatz herumtänzelte, endlich ungeduldig: »Na, was sagen Sie dazu?« fragte er mit seiner hohen Stimme, deren Dünne mir zum zweiten Male auffiel.

Ich dankte ihm für den Genuß, den er mir durch den Anblick des Meisterwerkchens verschafft habe; aber ich ließ mich verleiten, von einer anderen Fassung des Ständchens zu sprechen und eine allgemeine Bemerkung über das Blau einer kleinen Spitzwegschen Hügellandschaft zu machen, die ich eine Stunde vorher bei einem bekannten Kunstfreunde bewundert hatte. Damit aber hatte ich in ein Wespennest gestochen: »Blau? Was blau?« schrie der alte Herr, indem er sich mit dem Rücken vor sein Besitztum stellte, um mir den Anblick des Kleinods zu entziehen, in dessen Gegenwart ich die Kühnheit hatte, von einem andern Bild des Meisters zu sprechen. »Haben Sie an diesem Blau was auszusetzen? Sind Sie vielleicht auch der Ansicht des Herrn von Goethe, daß diese Farbe — ich meine blau, blau, blau — in ihrer höchsten Reinheit gleichsam ein reizendes Nichts ist? Gibt es Ihnen auch ein Gefühl von Kälte? Haben Sie sich einmal das Blau auf dem Porträt Karls I. von England im Louvre von van Dyck näher angesehen? Oder auf dem Konzert von Guardi, das jetzt in der alten Pinakothek hängt? Zwei vornehme Bilder aus einer vornehmen Zeit, wo man noch malen konnte! Ein blauer Meeresstrich oder das leicht hingelegte Blau eines Höhenzuges, — und das Unaussprechliche eines Bildes ist gesichert. Gold und Blau, da haben Sie den Hintergrund aller Paradiese, die uns locken. Sehen Sie sich einmal die Zugspitze an, wie sie blau und selig im Gold eines Herbstabends dasteht! Blau ist die Königsfarbe! Blau ist nämlich eine verflucht vornehme Farbe, — nein, es ist die vornehmste aller Farben. Das möcht ich Ihnen sagen, mein verehrter Herr —«

Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß alles Vornehme kühl sei; aber der aufgeregte Kunstfreund, den ich offenbar durch

meinen Vergleich gereizt hatte, war nicht mehr aufzuhalten: wie ein Wildbach, der allerlei Gehölz, Bäume und Gestrüpp mit sich führt, polterten die Worte des gereizten Kenners heraus: ich erfuhr, wie die Lehrbuben in den Werkstätten der alten Meister das Blau reiben mußten, um es rein zu erhalten, und ein blauer Farbenhimmel nach dem andern tat sich über Tiefen und Höhen, über Meeren und Landschaften, über Heiligen und Sündern vor mir auf. Da ich mich wohl hütete, Sinn und Bedeutung dieser Herrlichkeiten durch irgendeine ketzerische Zwischenbemerkung in Zweifel zu ziehen, geriet das Gespräch allmählich in ein ruhigeres Fahrwasser, und der alte Herr, der mich im Feuer seines Ergusses am obersten Knopfe meines Rockes gepackt hatte, lud mich endlich sogar zum Sitzen ein. Der Kenner war offenbar zufrieden, mir einen Beweis seiner Kennerschaft gegeben zu haben; als ich aber meine Frage wiederholte, ob er sich doch nicht entschließen könne, das köstliche Werkchen der Jahrhundertausstellung für ein halbes Jahr zu überlassen, winkte er mit beiden Händen heftig ab: ein Bild sei wie eine Geliebte, die man auch nicht mit einem anderen teile; es habe ihn zwar sehr gefreut, mir das »Ständchen« zu zeigen, aber ich könne doch wahrhaftig nicht verlangen, daß er sich auf so lange Zeit von seinem Lieblingsbilde trennen solle. Um Zeit zu gewinnen, bat ich den glücklichen Besitzer, mir nach acht Tagen wieder Bescheid zu sagen, und erhielt zum Abschied wenigstens die weltmännische Versicherung, daß es ihn außerordentlich freuen würde, noch einmal mit mir über die ganze Angelegenheit zu reden.

Als ich nach acht Tagen, gegen Abend, wieder in dem versteckten Gartenhaus vorsprach, um mir eine Antwort zu holen, fand ich den Freiherrn Themistokles im Zimmer auf und ab gehend, wo nun der gelbe Flügel in der Mitte stand. Der alte Herr trug weiße Gamaschen über seinen schmalen Schuhen und das Knopfloch seines ziemlich abgeschabten schwarzen Gehrocks, der, dem Schnitt nach, mindestens zwanzig Jahre zählte, schmückte eine prächtige rote Nelke. Er winkte mir nach französischer Art mit der Hand zum Gruße, ehe er mir huldvoll zwei Finger reichte, und ließ mich gleich wissen, daß er nie und nimmer und unter keinen Umständen daran denke, das köstlichste

aller Mondscheinständchen den Schnüffleraugen des Pöbels und der Kenner preiszugeben. »Sie sind zu keiner günstigen Stunde gekommen,« fuhr er nach einer Weile fort, wobei er, nach Art vieler Aristokraten, über mich wegsah. »Heute wird hier Musik gemacht. Ich erwarte ein paar Herren zum Quartettspiel. Einmal in der Woche muß ich klassische Musik haben! Der Name Richard Wagners wird übrigens hier nicht ausgesprochen. Hier huldigt man den echten Göttern. Hier wird nur reine Musik gemacht. Hier gibt es keinen Venusberg —.«

Ich wollte mich empfehlen; aber der alte Herr bat mich plötzlich, mit einer Art Nachdenklichkeit, doch noch ein bißchen zu bleiben, da er wünsche, mich mit seinem Sohne bekanntzumachen. Dann brachte er auf halbem Umweg das Gespräch auf den Marktwert gewisser Bilder von modernen Meistern, und ich sagte ihm alles, was mir über die wechselnden Preise des Bilderhandels bekannt war. Gleich darauf traten auch die anderen Herren des Quartetts ein, die mir der Hausherr als den Landgerichtspräsidenten außer Dienst Volkart, Major Abel und Konservator Kunrath von der alten Pinakothek vorstellte. Der Major, ein kleines Männchen mit kahlem Schädel, der wie eine elfenbeinerne Kugel glänzte, grüßte mich wie einen Eindringling mit mürrischer Miene und machte sich sofort mit seiner Bratsche zu schaffen, die er einem in einen Sack verschnürten Kasten entnahm und ohne, sich weiter um die Gesellschaft zu kümmern, mit neuen Saiten bezog.

»Ich kann mir denken, was Sie hierherführt,« sagte der Konservator Kunrath, indem er mir mit einem leichten Zwinkern seiner braunen Augen die Hand reichte. Ich kannte wohl die Musikliebhaberei des berühmten Kenners, der kein Konzert versäumte, wo etwas Gutes von unseren klassischen Meistern zu hören war; aber ich wußte nicht, daß er selbst ein Instrument spielte. Auch er hielt sich nicht bei unserm Gespräch auf, sondern ging sofort auf eine Baßgeige zu, die in einer Ecke lehnte, und zupfte, die Stimmung prüfend, an den Saiten herum. Als er sich umwandte, lag ein spöttisches Lächeln um den vollen Mund des Mannes: »Die alte Liesel hat den Schnupfen,« sagte er, leicht stotternd, – denn er hatte einen leichten Sprachfehler. »Sie

halten sie doch gut verschlossen? Brummgeigen haben ihre Mucken: Ich habe einmal mit eigenen Augen gesehen, wie ein nagelneues Cello von selbst durch ein Zimmer ging, während der Bogen auf den Saiten auf und ab spazierte.«

»Das ist gewiß einem modernen Komponisten davongelaufen,« entgegnete der Präsident Volkart, der behäbig auf einem Tiroler Bauernstuhl Platz genommen hatte und seine goldene Brille mit einem rotseidenen Taschentuche putzte, indem er das Zwinkern des Konservators wie ein Augur erwiderte. Ich betrachtete den alten Herrn verstohlen und mußte gestehen, daß ich niemals einen schöneren Männerkopf gesehen hatte: der eisengraue Vollbart, der auf eine breite Brust niederfloß, erinnerte an gewisse mächtige Apostelköpfe auf altdeutschen Bildern; der Schnurrbart verhüllte einen feingeschnittenen Mund, um den ein seltsam versonnenes Lächeln spielte, und der gleiche Schimmer eines inneren Lichtes zuckte, wenn er sprach, wie ein wechselnder Schein um die graublauen Augen und die prachtvolle gefurchte Stirn, aus der die weißen Haare schlicht zurückgekämmt waren.

»Unser Doktor kann seine Späße nicht lassen,« sagte der Baron, indem er dem Baßgeiger einen mürrischen Blick zuwarf. »Sie wissen, daß ich für derartige Scherze gar keinen Sinn habe: ich glaube nur an das, was ich mit meinen guten Augen sehe. Aber wenn es den Herren recht ist, gehen wir an unsere Arbeit. Ich habe das Forellenquintett von Schubert aufgelegt. Der erste Satz sitzt noch lange nicht. Ich wundere mich nur, wo mein Herr Sohn bleibt. Hans ist doch sonst die Pünktlichkeit selbst.«

In diesem Augenblick kam die Hausfrau herein, um die Herren zu begrüßen und ihren Sohn zu entschuldigen: er habe schon beim Weggehen bemerkt, daß er vielleicht etwas später erscheinen werde, da er eine wichtige geschäftliche Zusammenkunft mit einem Herrn habe.

Der Freiherr machte kein Hehl aus seinem Ärger: »Was sagen die Herren zu dieser Rücksichtslosigkeit? Der liebe Hans spielt wie ein cochon und läßt uns auch noch sitzen! Ich muß mein Quintett heute haben. Das geht mir schon eine Woche im Kopf herum.« Und er stürzte auf den Klavierpart zu, der aufgeschlagen auf dem Pult des Flügels stand, nahm das vergilbte

Heft in die Hand und stellte sich wie ein Tenor vor das Instrument hin, um eine Stelle vor sich hinzusingen. Dann raffte er seine Geige auf, die auf einem blauen Samttuch auf einem Tischchen bereit lag, hob das Instrument sorgsam in die Höhe und sagte: »Ich spiel heute zum ersten Male auf der Violine. Ich habe sie selbst lackiert. Ein Versuch. Ich glaube, ich bin dem Lack auf der Spur, den die alten Cremoneser verwandt haben. Wenn ich ihn habe, dann ...«

Aber mitten in der Rede brach er ab und schrie mit weinerlicher Stimme: »Was fangen wir nun an, meine Herren? Ich muß mein Quintett haben."

Die Verzweiflung des alten Herrn kam mir ungeheuer lächerlich vor; aber der Schmerz in seinen Zügen war so ehrlich, daß ich mich nicht enthalten konnte, zu bemerken: »Wenn die Herren mit mir vorlieb nehmen wollen, bin ich gerne bereit, einzuspringen.« – Ohne ein Wort zu entgegnen, ergriff mich der Hausherr wie eine Primadonna am Arm und führte mich an den Klavierstuhl, wo er den Klavierpart des Forellenquintetts mit zitternden Händen vor mir aufschlug. Ich hielt es für geboten, ein paar Takte zu spielen. »Es geht! An die Pulte, meine Herren! Travaillons!« schrie der Baron, indem er mit fabelhafter Gelenkigkeit in dem Raume umherfuhr, die Pulte zurechtrückte, die Stimmen prüfte und seine frisch lackierte Geige mit der stolzen Sicherheit eines Konzertmeisters ansetzte.

Und nun begann ein Musizieren, wie ich es selten erlebt habe. Der freiherrliche Geiger setzte mit einem scharfen Bogenstrich ein, als ob er gedächte, dem zarten Instrument einen Riesenton zu entlocken. Ich bemerkte indessen bald, daß er nicht sonderlich taktfest und im Grund ein recht mittelmäßiger Spieler war; dafür nahm aber auch sein ganzer Leib an dem Kunstgenuß teil, und wenn er eine schmelzende Stelle herausgeigte, schien sich sein magerer Oberkörper zu dehnen, als wolle er in den Himmel der Töne hineinwachsen, aus dem uns solche Offenbarungen gekommen waren.

Als wir den ersten Satz des Quintetts das vierte Mal durchgespielt hatten und endlich das göttlich leichte Wogen und Fluten der Musik einigermaßen rein zum Erklingen kam, trat die

Baronin in einem altmodischen schwarzen Seidenkleid herein und meldete, daß das Essen auf die Herren warte. Der Baron schnalzte mit der Zunge, wischte sich den Schweiß von der Stirne und legte seine Geige mit der Zärtlichkeit eines Vaters, der ein Kleinod birgt, in den Kasten zurück; dann nahm er mich wie ein Kind, das man zu guten Sachen führt, am Arm, und wir betraten im Gefolge der Hausherrin ein kleines Gemach, dessen gute schwere Barockmöbel nicht recht zu dem beschränkten Raume paßten. Auf dem runden, fast festlich gedeckten Eßtisch in der Mitte des Zimmers standen kalte Gerichte; Braten, Schinken, Eier, und in zwei Kristallflaschen ein dunkelgelber Wein nebst sieben Gedecken bereit. Die Gläser trugen eingebrannte Wappen und die Teller stammten aus der Zeit des französischen Kaiserreichs. »Wir haben kein Mädchen,« bemerkte die Hausfrau fast schüchtern, als wir Platz genommen hatten; der Freiherr aber warf seiner Frau einen Blick der Mißbilligung zu und bemerkte im Tone eines königlichen Haushofmeisters: »Bier wird in diesem Hause nicht getrunken; aber die Weine kann ich empfehlen: Château Marbach, Schloßabzug. Doch Scherz beiseite: mein Vetter, der alte Graf Zobel von Marbach, ist so liebenswürdig, mir jedes Jahr ein Fäßchen Frankenwein von seinem Eigengewächs abzugeben. Dem Namen nach sind Sie wohl auch Franke?« fragte er mich, indem er sein Glas erhob, um mit mir anzustoßen.

Ich bestätigte, daß ich aus dem Taubergrunde stamme.

»Da sind wir ja fast Landsleute,« rief der Baron sichtlich erfreut. »Ich habe fünfzehn Jahre lang unser Gut in Schüpf bewirtschaftet. Schade, daß unsere Frankenweine für den Weltmarkt aus der Mode gekommen sind. Noch vor hundert Jahren waren sie beliebter als der Rheinwein. Unser Landsmann Goethe trank sie mit Vorliebe, und der alte Herr hatte, was man auch gegen ihn sagen möge, eine feine Zunge.«

Der junge Marbacher war in der Tat ausgezeichnet, und das Tischgespräch entwickelte sich sofort in einer Weise, die meine ganze Aufmerksamkeit gefangen nahm. Der Freiherr Themistokles trank seinen Wein in ganz kleinen Schlucken, die er kennermäßig auf der Zunge zergehen ließ; auch gab er fleißig acht, daß

kein Glas leer blieb, und schon nach kurzer Zeit mußte er in den Keller hinabsteigen, um eine neue Kanne aus dem Marbacher Fäßchen nachzufüllen. Nach der dritten Kanne befand er sich in sonnigster Stimmung: »Ich bitte die Herren, tüchtig zuzugreifen. Musik macht hungrig, mich wenigstens. Ich will gern gestehen, daß man vielleicht auf dem Olymp besser gegessen hat; ob aber der Tafelmusiker Apoll den Göttern bessere Musik vorgemacht hat, als wir sie heute genossen haben, möchte ich stark bezweifeln. Nektar und Ambrosia sind mir übrigens auch zweifelhafte Genüsse. Wenigstens berichtet der älteste Gastrosoph – ich glaube, der Kerl hieß Archestratos – nichts über die weiteren Leibgerichte der Olympier.«

»Oh, bitte,« sagte Kunrath, dessen Augen zwinkerten, »ich weiß genau, wie man auf dem Parnaß gespeist hat.«

»Wieso?« fragte der Major, aus dessen Mund bis dahin noch keine zehn Worte gekommen waren.

»Ich besitze ein Kochbuch, dessen Titel unsereinem schon den Mund wässerig macht: ‚Der aus dem Parnasso ehemals entlauffenen vortrefflichen Köchin, welche bei denen Göttinnen Ceres, Diana und Pomona viele Jahre gedienet, Hinterlassene und bishero, bei unterschiedlichen der Löblichen Koch-Kunst beflissenen Frauen zu Nürnberg, zerstreuet und in großer Geheim gehalten gewesene Bemerk-Zettel; Woraus zu erlernen, wie man tausend neun hundert acht und zwanzig, sowol gemeine, als rare Speisen; in Suppen, Musen, Pasteten, Brühen, Essigen, Saläten, Salzen, Sulzen, Vor-richten, Neben-Essen, Eyern, gebraten- gebachen- gesotten und gedämpfften Fischen, Wildpret, Geflügel, Fleisch, auch eingemachten Sachen, Dorten und Zuckerwerk bestehend, Wohlgeschmack und leckerhafft, nach eines jeden Belieben, zubereiten und kochen; auch zu welcher Zeit man alle Zugehörungen einkaufen, und bemeldte Speisen auftragen solle. Mit unvermüdetem Fleiß zusammen gesammelt, und denen wohl-geübten Künstlerinnen zu beliebiger Censur, denen unerfahrnen aber zur Lehr und Unterricht durch alle Titul merklich vermehret und nun durch öffentlichen Druck in dieser zweyten Edition vom neuen mitgetheilet. Nürnberg. In Verlegung Wolffgang Moritz Endters. Gedruckt bey

Joh. Ernst Adelbülner. 1702.' Ein hübscher Quartband, dessen Rücken so braun und knusperig ist wie ein guter Rehbraten. Ich werde ihn einmal gelegentlich mitbringen und unserer verehrten Wirtin zeigen.«

Der Freiherr lachte: »Ich bewundere Ihr Gedächtnis, lieber Freund –«

»Oh, für Schnurren hat es immer Platz, obwohl es sonst, Gott sei Dank, ein Faß der Danaiden ist. Ich bedaure nur eines: daß uns kein olympisches Küchenmädel seine Erinnerungen aufzeichnet und damit bewiesen hat, daß man auch auf dem Olymp mit Wasser kochte. Aus einem Schmöker, dessen Titel mir entfallen ist, weil ich niesen mußte, als ich ihn ausklopfte, ist mir nur klar geworden, daß auch die Olympier zuzeiten geniale Parodisten waren. Der Vers, mit dem Apoll eines Tages, als er ein bißchen zu tief in den brausenden Nektarbecher geguckt hätte, den Anfang der Odyssee parodierte, ist von einer wahrhaft göttlichen Feinheit, der leider keine Übersetzung gerecht zu werden vermag. Urteilen Sie selbst:

*Δεῖπνα μοι ἔννεπε, Μοῦσα, πολύτροφα καὶ μάλα πολλά.**

Ob nun dieser himmlische Vers über eine olympische Hintertreppe, als göttlicher esprit d'escalier, zu uns herabgekommen oder – auf dem Umweg über das lachende Athen zu uns gelangt ist, – ich kann mich nur vor solcher göttlichen Spottlust verneigen. Im übrigen hat mich das Kochbuch, dessen Titel ich Ihnen genannt habe, auf philosophische Irrwege gebracht, auf denen ich mich nur tummle, wenn mich der Teufel reitet –«

Der Freiherr unterbrach: »Das sagen Sie uns später. Wenn aber die Küche auf dem Parnaß wirklich in dem Sinn dieses allerliebsten Kochbuches geführt worden ist, dann begreife ich sehr gut, warum die Söhne Apolls in der Regel als Feinschmecker auf die Welt kommen. Weniger klar ist mir schon, warum die meisten Dichter am Hungertuch nagen – –«

Kunrath stotterte ein bißchen, als er entgegnete: »Ich glaube, daß hier eine ganz besonder Tücke des großen Unbekannten vorliegt, den ich mir zuweilen als hinter den Erscheinungen tätig

---

* Singe mir, Muse, Mahle mit vielerlei Gängen und viele.

denke, und schließe so: Wer Dichter wachsen läßt, muß doch auch dafür sorgen, daß sie ihren Beruf erfüllen und, als lose Vögel, ordentlich singen. Nun aber lautet ein altes Sprichwort: Plenus venter non cantat libenter! Ein voller Bauch kein Singegauch! Der göttlichsten Logik zufolge ist also ein leerer Magen die Grundbedingung alles Gesanges. Das haben die lieben Deutschen früh eingesehen und sich niemals ein Gewissen daraus gemacht, ihre Poeten ordentlich hungern zu lassen. Wir sind eben nicht umsonst, allen Großtaten unserer Technik zum Trotze, ein philosophisch veranlagtes Volk, und wenn heute, wie manche meinen, der philosophische Hang schwächer wird, so bleibt immer noch als liebes Laster der Instinkt wirksam, um den es ja, wie das unsterbliche Sektfaß Falstaff behauptet, eine große Sache ist. Aber die Herren bringen mich von einer Geschichte ab, die ich Ihnen gerne erzählen möchte. Wissen Sie auch, in wessen Haus Sie wohnen, lieber Freund?«

Der Baron legte Messer und Gabel hin und zog seine Augenbrauen zusammen: »Ich denke, in meinem eigenen.«

»Gewiß! Aber Sie wissen, daß es für mich kein größeres Vergnügen gibt, als bei Trödlern nach alten Stichen, Tassen und Bronzen zu fahnden, aus denen die Vergangenheit zuweilen so wehmütig rührend spricht, auch wenn das Zeug oft genug nicht den geringsten Kunstwert hat und dem heutigen Geschmack wider den Strich geht. Und was meinen Sie, was ich gestern, bei einem Althändler am Oberanger, unter einem schmutzigen Haufen alter Stiche gefunden habe? Eine Abbildung dieses Hauses, wie es inmitten der Talgärten ringsumher vor mehr als hundert Jahren aussah; und aus der Inschrift des alten Stichs geht hervor, daß dieses Lusthaus einst dem berühmten Koch Ignaz Neubauer gehörte, der um 1780 herum den historischen Versuch machte, die französische Küche in dem verknödelten München einzuführen.«

»Davon merkt man heute nichts mehr,« lachte der Baron.

»Nichts ist zerbrechlicher als aristokratische Überlieferungen und Gebräuche! Ein merkwürdiger Kunde, dieser Neubauer: aus der kurzen Vorrede seines Werkes, in der er seine nahrhaften Künste besonders einer hochwürdigsten Geistlichkeit: Erz-

bischöfen, Prälaten, Äbten und Chorherren empfiehlt, geht hervor, daß er mit neunzehn Jahren als Jesuitenschüler von Regensburg aus in die Welt lief und später, als gereifter Mann, eine Zeitlang bei dem berühmtesten der Pariser Feinschmecker, Grimod de la Reynière, Küchenchef war, bis er seinen Dienst wegen eines Zwistes verließ, der beweist, daß der Koch eines aristokratischen Herrn seinem Beruf denn doch mit einem ganz andern Ehrgefühl gegenüberstand als ein bürgerlicher Bratspießdreher von heute. And thereby hangs a story, daran hängt eine Geschichte, wie die süßen Engländer sagen.«

»Her damit,« drängte der Baron den Schmunzelnden, dessen Augen voll Schelmerei zwinkerten.

Kunrath ließ sich nicht bitten: »Wir haben vorhin von dem Olymp gesprochen, in dem wir, nach Homer, die idealste Spiegelung des griechischen Lebens sehen dürfen. ‚Wie einer ist, so ist sein Gott', gilt auch für jenes unerschöpfliche Volk, in dem man nicht, wie unsere edeln Klassiker, schöne Seelen, sondern das formgebende Volk par excellence sehen soll. Wie Sie wissen, lautet mein überweltliches Glaubensbekenntnis: Dem Frommen wird alles Erlebnis, und dem Künstler gerät alles zur Gestalt. Nun gibt es, besonders in Deutschland, eine Menge feiner und seltener Menschen, in denen alles Wertvolle rein innerlich bleibt und niemals, weder im Guten noch im Schlimmen, nach außen hin sichtbar wird und beglückend wirkt. Der Außenstehende, den kein Erlebnis mit diesen auserlesenen Menschen gottseliger Innerlichkeit verbindet, vermag oft nicht den Schlüssel zu finden, um in diese verschlossenen Paradiesgärtchen gereifter Seelen zu gelangen, wo alles, was fruchtbares Leiden und glückliche Sehnsucht war, verschlossen bleibt auch wenn es da Gestalt gewonnen hat und in geheimnisvollen Tiefen stirbt –«

»Was mein ist, ist mein,« knurrte der Baron vor sich hin.

»Oh, nicht immer,« entgegnete Kunrath mit einem Lächeln, hinter dem ich eine stumme Anspielung witterte; »aber Sie haben recht: ich komme von meinen Olympiern ab. Ich bin der unmaßgeblichen Meinung, daß jede Zeit, die nicht wie ein welkes Blatt verwehen will, ihren Olymp hervorbringen muß.

Wenn sie dies nicht vermag, geht sie dahin, ohne ihren seligen oder unseligen Erben Spiegelbilder ihres schönsten Seins zu hinterlassen. Die Aristokratie der modernen Zeit hat, wie viele meinen, ja nur noch Berechtigung als Führerin eines vornehmen Lebens, wenn sie in Schönheit vor einem Hintergrunde lebt, wo tüchtige Ahnen ihr Dasein in ähnlicher Gesinnung zu Ende lebten. Ich spreche eine tragische Erkenntnis aus, wenn ich sage: Nur der Pöbel hat keine Ahnen. Das Genie, das ja, wie wir wissen, meistens aus den Tiefen des Volkes ersteigt, ist durch seine Zugehörigkeit zu einem Kreise geistiger Vorfahren seiner Ahnenlosigkeit enthoben, mag es auch die Fackel, die ihm eine tote Hand reicht, verlöschen, um sie an dem hellen Feuer eines tiefern Daseins neu zu entzünden und, als bewußter Erbe, durch die Wirrnisse und das Labyrinth des Daseins zu tragen.

Der letzte Olymp, der uns, wie der hellenische, längst historisch und damit ein reines Schauspiel für gebildete Augen geworden ist, stand zu Paris gegen Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts. Man darf nicht Christ oder Moralist, man muß Heide ohne Gewissen sein, um dessen Schönheit zu würdigen, und man wird am besten tun, wenn man diesen Olymp nach der Sehnsucht mißt, die alle, denen ein freies Leben offen stand, mit lachender Gewalt in ihre Kreise zog. Damals rasten die Kutschen, in denen das Abenteuer mit dem Sirenenklange unbeschnittener Zechinen lockte, durch ganz Europa, um die Glücklichen, deren Wahlspruch „Gaudeant bene nati!" lautete, zu diesem blendenden Schauspiel zu führen. An den festlichsten Tischen des Lebens hatte der Geist im Grunde gar keine andere Berechtigung und Aufgabe, als die perlende Lust des Tages und der Stunde zu würzen, und selbst die erhabensten Einsichten und der frechste Spott vor den Geheimnissen der Natur waren nur eine Münze, mit der man seinen Eintritt in die hellen Räume bezahlte, wo jeder als Gast willkommen war, wenn er die Sprache der Eingeweihten, oder sagen wir, um im Bilde zu bleiben, der Götter, verstand. Die Musik, die zu diesen Weisen erklang, erscheint uns als Musik zu einem flüchtigen Spiel. Die leichten Füße, die vor diesen Göttern tanzten, schritten nicht, wie die neun Musen auf dem Olymp der Hellenen, in feierlichem Tanzschritt vor den Un-

sterblichen einher; es waren irdische Füßchen, die in Atlasschuhen wie ein Traum einherwirbelten und mehr von leichter Lust als von dumpfer Leidenschaft zu erzählen wußten. Glissez, mortels, n'appuyez pas! Diese lockere Gesellschaft durfte, ohne dem Fluch der Lächerlichkeit zu verfallen, unbedenklich mit olympischen Beziehungen spielen: Der famose Tänzer Vestris hielt sich, um nur ein Beispiel zu erwähnen, für einen Ebenbürtigen der antiken Helden und Götter, und nirgends steht geschrieben, daß dieser Anspruch eines eiteln Mimen mit dem tödlichen Fluch der Lächerlichkeit belegt wurde. Auf diesem leichtfüßigen Olymp bedeutete auch der König nicht mehr als ein Zuschauer, der zwar die geheiligte Macht in Händen hielt, weil er Stellen und Sinekuren vergeben konnte, aber kein Führer, kein Herzog und kein Held, sondern nur ein Genießender war, ganz wie die anderen seines Schlages und Gelichters. Der europäische Genußadel, der sich für die Blüte der Menschheit hielt, ohne andern die Freude an ihrer Gottähnlichkeit zu dämpfen, hatte nur noch Sinn als festlicher Kreis eines überreif gewordenen Lebens, und sein ganzes Gefolge, Zofen, Neger, Tänzer und Maler, lebte als Statisten einer Oper, wo alles die übermütige Heiterkeit des Lebens und des Sterbens atmete. Diese Götter standen im Leben und schwebten doch darüber; und als das bekannte Ende mit Schrecken kam, verstanden sie meisterlich zu sterben, weil sie herrlich gelebt hatten; und keine Sehnsucht, die, wie der Dichter singt, jene verzehren soll, denen im Leben ihr göttliches Recht nicht ward, zog sie in ein neues, ein kürzeres, ein graueres Leben zurück –«

»Sie haben uns doch eine Geschichte versprochen,« schmollte der Freiherr, indem er die Gläser füllte.

»Ich wollte just beginnen. Sie trägt den Titel:

Herr Grimod und sein Koch.

Unter den Generalpächtern des alten Frankreich, die wie selige Hechte im Gelde des Volkes schwammen, nahm Herr Grimod de la Reynière, dessen Name durch seinen Enkel eine ganz besondere Unsterblichkeit erlangte, eine ausnahmsweise bevorzugte Stellung in Paris ein: die schöne Welt, die sonst

überall in tausend Parteien und Sippen zerfallen ist, war da ausnahmsweise darüber einig, daß er die beste Küche der Welt führte. Auch sonst war der Vielbeneidete in seiner Art ein ganzer Mann, der bis zum Tode seiner schmackhaften Weltanschauung treu blieb, die da lautete: „Der Mensch ist nicht dazu da, um zu essen, sondern um gut zu essen!" Er fiel auch nicht, wie so viele seiner Standesgenossen, im Zweikampf mit irgendeinem windigen Ludwigsritter oder einem hergelaufenen Abenteuerer vom Schlage Casanovas, sondern, wie es sich für einen großen Herrn seines Schlages gebührte, im Kampfe mit einer getrüffelten Gänseleberpastete, deren Tücken er an einem schwarzen Freitag erlag. Als er am 10. Februar 1754, reif und wohlbeleibt, in die ewige Seligkeit einging, erbte sein Sohn Grimod, der zweite seines Namens, nicht bloß seine Generalpächterstelle und das Oberpostamt, das allein seinen Mann reichlich nährte, sondern auch seine ursprüngliche Neigung und Befähigung zum Wohlleben. Ja, Küche und Keller des schönen Hauses, das er in der berühmten Adelsvorstadt Saint-Germain, in der Rue du Bac, bewohnte, erfreuten sich unter ihm eines noch größeren Ansehens als zu Lebzeiten seines hochseligen Vaters, zumal sich der neue Amphitryon durch ein überaus verbindliches Wesen auszeichnete. Die berühmte Malerin Vigée-Lebrun erzählte von ihm, Grimod de la Reynière sei die gutmütigste Haut in des Wortes umfassendster Bedeutung und eine wahrhaft treuherzige Seele gewesen, die keinem Menschen etwas Böses nachsagte und mit der sich leicht und angenehm leben ließ. Dennoch machte sich die schöne Welt nur allzu häufig über den Generalpostmeister lustig, oder vielmehr, er war für jedermann eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens, weil er sich einbildete, ein tüchtiger Maler und vorzüglicher Sänger zu sein. Diese beiden vermeintlichen Talente beschäftigten ihn, das eine vormittags, das andere nachmittags, den ganzen Tag über, und ließen ihm kein Viertelstündchen Zeit zu seiner eigentlichen Amtsführung. Und zu diesen beiden allbekannten Schwächen kam eine dritte: der tafelselige Herr mit dem rosigsten Vollmondgesicht der Welt hegte eine ganz entsetzliche Angst vor Gewittern und hatte daher unter dem Erdgeschoß seines prächtigen Stadthauses einen abgrün-

digen Kellerraum auspolstern lassen, wohin kein Donner und kein Geräusch der oberen Welt zu dringen vermochte. Wenn das leichteste Wetterwölkchen von Westen herannahte, verkroch er sich eiligst in diese weiche Donnerhöhle, und zum Überfluß mußte der älteste Diener des Hauses auch noch auf zwei Pauken einen betäubenden Lärm vollführen, damit das Ohr des Ängstlichen auch nicht das leiseste Murren des Himmels zu hören bekäme. Dieser hasenfüßige Geldmann war mit einer sehr wehrhaften Dame aus dem Hochadel, einem Fräulein de Jarante, der Nichte des lockeren Bischofs von Orléans, Jarante de la Bruyère, vermählt, und die hochgeborene Amazone machte auch ihrem millionenschweren Gatten gegenüber kein Hehl aus ihrer Gesinnung, wonach sie ihn nur genommen hatte, weil sie als armes Fräulein auf keine standesgemäße Heirat hoffen konnte. Der Biedermann Grimod tat alles, um die Liebe der hochnäsigen Bischofsnichte zu gewinnen: in ihrem Vorzimmer ging es zu wie in fürstlichen Vorgemächern: Kammerfrauen, Lakaien, Tanzmeister, Sänger, Flötenspieler, Haarkräusler, Abbés, Kartenschlägerinnen zankten, intrigierten und knicksten da um die Wette, und wenn die Herrin, erzürnt oder gähnend, auf hohen Absätzen unter dies Volk trat, stäubte eine Wolke ambraduftigen Puders zur Decke empor, wo kleine Liebesengel mit rosigen Bäckchen auf einem ländlichen Konzert musizierten. Auf den Türen der vergoldeten Staatskutsche, in der sie wie eine Fürstin einherfuhr, hatte François Boucher den Frühling und den Herbst in zwei allegorischen Bildern mit gierenden Nymphen und lüsternen Schäfern verherrlicht, und wenn sie, was allerdings selten geschah, die atlasnen Stöckelschuhe auf das Pflaster der guten Stadt Paris setzte, liefen ihr zwei Mohren mit ihrem Fächer und einer stets gefüllten Dose voller Süßigkeiten voraus. Sie gab allen ihren Lieblingen die zuckerigsten Schleckereien, das reinste Nektar und Ambrosia, zu kosten, und die Abbés, die des Morgens, nach der Sitte der Zeit, wie schwarze Vögel um ihren Toilettentisch herumhockten und kribblige Geschichten mit den unschuldigsten und durchsichtigsten Worten erzählten, wurden binnen kurzem so fett und rosig wie die Posaunenengel über den Kanzeln und Altären einer Jesuitenkirche.

Im ersten Jahre der Grimodschen Ehe glich diese allerdings noch einer Kutsche, an der die Pferde gemächlich in einer Richtung ziehen, und der glückliche Generalpächter konnte vollends das Beste hoffen, als ihm seine Gemahlin eines Tages mitteilte, daß sie sich Mutter fühle. Diese Vatervorfreude erlitt jedoch noch am gleichen Tage eine Dämpfung: an der Tafel des Prinzen Conti, wo man gleichfalls fürstlich speiste, bedauerte ein bissig aufgelegter Ludwigsritter, daß es in ganz Paris nicht möglich sei, ein Gericht zu bekommen, das er, auf einer Gesandtenreise, am Hofe des Erzbischofs von Köln gegessen und in seiner Art als ganz einzig befunden habe. Kein Franzose verstehe es, boudins de carpe à l'allemande, zu deutsch Karpfenwurst mit Sauerkraut, zu bereiten, und er sehe schon den Tag kommen, wo man als Inhaber eines verwöhnten Magens an fremde Bischofstafeln ziehen müsse, wenn man Lust bekomme, standesgemäß zu speisen. Auch der ehrenwerte Herr Grimod, der alle Gerichte der Welt kannte, wußte nichts über diese germanische Götterspeise zu berichten, und sofort mußte er wahrnehmen, daß diese Unwissenheit seinem Ansehen als Feinschmecker Eintrag tat. Er versank in Nachdenken; er ließ die feinsten Gerichte der Contischen Küche vorübergehen, ohne sie nach Gebühr zu würdigen, und die rosigen Stutzer, die ihn bei der Heimfahrt trübsinnig in seiner vergoldeten Staatskutsche sitzen sahen, erzählten ihren Freundinnen am Abend in der Oper oder in ihren kleinen Lusthäuschen, Herr Grimod gedenke dem Fürsten der Philosophie, dem göttlichen Voltaire, die Palme der Philosophie streitig zu machen: er schweige schon, und mit Schweigen fange ja, wie jeder Schüler wisse, die Philosophie an. Grimod der Zweite verbrachte in der Tat trübselige Stunden: wenn es ihm nicht gelang, das Geheimnis dieser teutonischen Wurst zu ergattern, war es, für Zeit und Ewigkeit, um seinen Ruhm als Kenner aller Tafelfreuden geschehen. In seiner Verzweiflung sandte er endlich einen reitenden Boten nach der bischöflichen Stadt Bonn, damit er dort das Rezept zu der unglückseligen Speise in Erfahrung bringe und kaufe oder stehle; aber der Bursche kam erst nach drei Wochen mit der Meldung zurück, der Koch des hochwürdigsten Kurfürsten sei vor

drei Wochen aus dem Dienst gelaufen, und mit ihm sei auch die Kenntnis des saftigsten aller Fastengerichte verlorengegangen, nach dem sich, wie er aus dem Mund einer allerliebsten kleinen Kammerzofe erfahren habe, die ältesten Kanonikusse die dicken Finger vor Gier schier wund leckten. Herr Grimod wurde auf diese Meldung hin mit jedem Tag trübsinniger und mußte die Erfahrung machen, daß auch ein ungenossenes Gericht Leibschmerzen verursachen kann. Ganz Paris sprach von seinem Unglück: die Abbés rümpften die Nasen, wenn sie eine Einladung in sein Haus erhielten, und die leichtesten Dämchen von der Oper gaben ihren adeligsten Liebhabern den Laufpaß, weil sie nicht in der Lage waren, ein Souper zu veranstalten, bei dem boudins de carpe à l'allemande mit gut gekühltem Champagner aufmarschierten.

Da ließ sich eines Tages, just als sich ein mächtiges Gewitter über der guten Stadt Paris austobte, ein Deutscher bei dem unglücklichen Herrn Grimod melden: er sei eben als fremder Koch nach Paris gekommen und habe dem Herrn eine wichtige Mitteilung zu machen. Herr Grimod bestand den schwersten Kampf seines Lebens: sollte er, so fragte er sich furchtbebenden Herzens, sein Ohr dem himmlischen Donner aussetzen oder den Deutschen, der vielleicht das Geheimnis der unglückseligen Karpfenwurst brachte, wegschicken und damit eine unwiederbringliche Gelegenheit verlieren? Der Kampf in der Brust des Wackeren dauerte lange; aber der Wirbel der Pauken wirkte anfeuernd auf seinen flackernden Mut, und – die Ehre siegte. Er ließ den Fremden in seine Donnerhöhle herabsteigen; der schweißgebadete Pauker bekam Befehl zu schweigen, und der Generalpächter sah sich, als die Tür der Gelasses aufging, einem derben, blatternarbigen, schwarzgekleideten Gesellen gegenüber, der einen prächtigen Tressenhut, einen mächtigen Zopf und einen langen Degen trug, auf dessen Korb er seine derbe Hand stützte, so daß die metallene Spitze wie eine Drohung hinter ihm in die Luft fuhr. Auf die Frage des Herrn Grimod, ob er das Geheimnis der berühmten Wurst kenne, erwiderte der Deutsche in gebrochenem Französisch, daß er als Koch seiner erzbischöflichen Gnaden zu Köln aus dem Dienst gelaufen sei, weil man

ihn als gewöhnlichen Bratenwender, aber nicht als Künstler behandelt habe. „Ich bin nach Paris gekommen, um mein Glück zu machen," sagte er finsteren Blickes; „in der übrigen Welt nimmt man Nahrung zu sich; aber nur in Paris allein versteht man zu essen."

„Sie haben Grundsätze! Das lob ich mir," sagte der Generalpächter, der sich durch die Anerkennung des Pariser Geschmacks geschmeichelt fühlte und noch gar nicht an sein Glück glauben konnte.

Der finster dreinblickende Deutsche fuhr fort: „Die französische Küche ist die beste der Christenheit; aber sie ist alt geworden und hat – der Herr verzeihe mir die Bemerkung – Unarten. Sie braucht eine Auffrischung. Ich leugne nicht, daß die Franzosen dadurch, daß sie die Fleischbrühe erfanden und zur Basis aller Kocherei machten, die Unsterblichkeit verdient und gewonnen haben; aber die Grundsätze, auf denen sich die gallische Kochkunst aufbaut, bedürfen trotzdem einer Erneuerung und Vervollkommnung.«

Herr Grimod lachte vergnügt: »Ich sehe, der Herr ist Philosoph. Wenn Ihr so gut kocht, wie Ihr redet, werde ich mich glücklich schätzen, Euch in mein Haus nehmen zu dürfen.«

Der Blatternarbige verbeugte sich: »Nur ein Philosoph kann kochen. Poeta nascitur, non fit! On devient cuisinier, on naît rôtisseur! Der Koch wird erzogen, der Bratkünstler geboren.«

Herr Grimod wurde immer vergnügter; er vergaß für einen Augenblick seine Furcht vor dem Donner und sagte: »Ich sehe mit Vergnügen, daß der Herr in die Geheimnisse unserer Sprache eingedrungen ist! Sie wären also in der Lage, uns, je nach Wunsch, assyrische, ägyptische, chinesische, jüdische, römische, italienische Gerichte auf den Tisch zu liefern?«

»Wie der Herr befehlen. Aber die altrömische Küche ist, mit Verlaub gesagt, eine niederträchtige Küche: ihre Überpfefferung ist eines philosophischen Zeitalters, das nach der Natur aller Dinge fragt, unwürdig. Darf ich dem Herrn ein Rezept des Apicius zitieren? Folgendes ist ein Beispiel seiner wahrhaft zerstörenden Kochart: Brate Schweinsleber und reinige sie darauf von allem Häutigen; vorher jedoch zerreibe Pfeffer, Raute und

Fischsülze, und darauf tue eine Leber und vertreibe und mische es eben wie die Fleischklöße. Bilde Klöße daraus, wickle sie mit einzelnen Lorbeerblättern in die Netzhaut und hänge sie in den Rauch solange, als dir beliebt. Wenn du sie essen willst, so nimm sie aus dem Rauch und brate sie von neuem. Wirf sie in einen trockenen Mörser, auch Pfeffer, Liebstöckel, Majoran, und zerstoße es. Gieße etwas Fischsülze daran, tue gekochte Hirnlein hinzu, vertreibe es fleißig, damit es keine Flandern habe. Wirf fünf Eidotter dazu und treibe es gut zusammen, so daß es einen einzigen Körper bilde, mische es mit Fleischsülze, schütte es in eine eherne Pfanne und koche es darin. Wenn es gekocht ist, so schütte es auf einen reinen Tisch und schneide es in kleine Würfel. Wirf Pfeffer, Liebstöckel und Majoran in einen Mörser und zerstoße es ineinander. Mische alles in einen Breikessel und lasse es darin heiß werden. Nachdem es heiß geworden, ziehe es hervor, zerarbeite es, binde es und schütte es in eine Schüssel. Streue Pfeffer darüber und trage es auf. – Für eine Küche, in der solche Rezepte herrschen, habe ich die Verachtung, die mir meine Lehrer, die Jesuiten, für die Dichter der römischen Verfallzeit beigebracht haben. Eine ideale Küche gibt es aber überhaupt noch nicht. Die italienische Küche ist nur in ihren volkstümlichen Küchen lobenswert, alles andere ist überwürztes Gemächte; die englische ...«

»Schön, schön,« winkte der Generalpächter, den die Angst vor dem Donner wieder ergriff, mit schnalzender Zunge ab. »Sie werden mir, wenn das verfluchte Gewitter vorüber ist, die boudins de carpe nach deutscher Art bereiten, und falls das Gericht seinem Ruf entspricht, stehen Sie von heute ab in meinen Diensten. Sie haben zwei Unterköche, drei Bratenwender, fünf Küchenjungen und zwei Silberbewahrer unter sich. Ich rechne auf Ihre deutsche Ehrlichkeit mit dem Bemerken, daß in meinem Hause nicht gespart zu werden braucht. Gehen Sie, mein Herr, und zeigen Sie sich als Meister Ihrer Kunst.«

Herr Ignaz Neubauer stieg beim erneuten Rollen der dröhnenden Pauken in die obere Welt empor, wo er sofort die mit karrarischem Marmor getäfelte Prachtküche in Augenschein nahm, und am gleichen Abend noch konnte sich Herr Grimod über-

zeugen, daß der Ruf die Vortrefflichkeit der kurfürstlichen Karpfenwurst nicht übertrieben hatte. So wurde denn ein Vertrag zwischen ihm und dem Deutschen abgeschlossen: Herr Ignaz Neubauer aus München trat mit einem Jahresgehalt von zwölftausend Livres in die Dienste des Generalpächters, und dieser hatte sofort alle Ursache, mit den Leistungen seines neuen Chefs zufrieden zu sein. Die boudins de carpe entzückten alle Gaumen, zumal Herr Grimod den Erfinder veranlaßte, nur kastrierte Karpfen zur Füllung zu verwenden; sie wurden sogar Mode, und die Teiche der Umgebung von Paris, ja der entferntesten Provinzen konnten nicht Fische genug liefern. Selbst Seine Majestät der allerchristlichste Sultan Ludwig XV. ließ es sich, in einer Stunde königlichster Langeweile, nicht nehmen, in Gegenwart der Marquise de Pompadour, die damals – man schrieb 1756 – noch als schöne Frau gelten konnte, mit seinen legitimen Händen das Gericht in einem silbernen Pfännchen zu bereiten, und die Favoritin bemerkte, als sie das erste Würstchen mit ihren spitzen Nagezähnen anbiß, leicht seufzend, es müßte herrlich sein, Friedrich von Preußen mit solch einem saftigen Leckerbißchen zu vergiften. Dies war noch vor der Zeit, da ein deutscher Dichter den Witz machte, der nordische Philosoph auf dem Throne habe das griechische Wort Hippokrene mit Roßbach in witzigster Weise übersetzt und bewiesen, daß die deutsche Sprache keine »arm plump Sprack« mehr sei.

Doch das Glück des Kochs und seines Herrn war zu vollkommen, um ewig zu dauern. Schwangere Frauen haben bekanntlich Launen, und so wurde denn der Künstler, dessen mürrisches, rechthaberisches Wesen der verwöhnten Generalpächterin von Anfang an zuwider war, eines Tages in das Schlafgemach der Bischofsnichte gerufen, die zum Empfang gekleidet in einer Wolke von Spitzen und Bändern in ihrem seidenen Himmelbett lag. Monsieur Ignaz Neubauer erhielt den Auftrag, eine Olla potrida, wie sie die Herren Philosophen bei dem spanischen Gesandten, dem Marquis de Mora, an Donnerstagen zu essen pflegten, auf den Mittagstisch zu liefern. Allein, sei es, daß der Ton der Herrin den Löffelkünstler verletzte, sei es, daß er sich für zu gut hielt, dieses recht südlich gemischte Volksgericht zu

kochen, Ignaz Neubauer weigerte sich, die Olla zu machen, und diese seine Weigerung brachte er in schroffem Tone vor. Die Generalpächterin geriet darüber jählings in Wut und schlug dem Koch mit ihrem bereitliegenden Fächer so derb auf die Hände, daß er zerbrach. Der Geschlagene wurde totenblaß, trat einen Schritt zurück und blickte sie mit solch wütenden, ungeheuerlichen Augen an, daß die Erzürnte wie gelähmt in ihre Kissen zurücksank und den wilden Menschen entsetzt anstarrte, der mit gellender Stimme schrie: »Madame est femme, sans cela – Madame hat mich auf die Hände geschlagen, mit denen ich meine Kunst ausübe. Der Himmel wird sie dafür strafen!«

Ignaz Neubauer verließ das Haus des Finanzpächters noch am gleichen Tage, und weder Versprechungen, noch Bitten, noch Tränen des Herrn Grimod, der sich wieder am Rand des Abgrundes sah, vermochten ihn zu halten. Er verließ Frankreich und ging nach London, wo er in die Dienste Horace Walpoles trat, und der untröstliche Herr Grimod mußte sich, wohl oder übel, bequemen, nach einem anderen Koch Ausschau zu halten, den er endlich in Gestalt eines windigen Italieners fand.

Am 20. September 1758 – ein geschichtliches Datum – brachte die Bischofsnichte und Frau des Generalpächters Grimod de la Reynière ein zartes Knäblein ohne Hände zur Welt. Sie fiel in Ohnmacht, als man ihr den Täufling, für den sein Vater schon vor der Geburt den Namen Alexander Balthasar Lorenz ausgesucht hatte, in einem rosa Kissen reichte. Das Unglück ihres Kindes, das sofort zu einer bäuerlichen Amme aufs Land kam, hielt indessen die leichte Edelfrau nicht davon ab, ihren Liebeshändeln mit hochgeborenen Windbeuteln und Tenören nun ganz offen nachzugehen, und der arme Gatte mußte sich begnügen, immer wieder in den Genüssen einer ausgesuchten Küche Trost zu suchen.

Als der kleine Grimod, der Dritte seines Namens, vom Lande nach Paris hereinkam, war er ein hübscher aufgeweckter Bursche, der sich mit der Sicherheit eines kleinen Herrn bewegte und das ganze Haus, in dem es von Dienern und Zofen wimmelte, mit seinen Späßen erfüllte; aber die Vernachlässigung, die ihm seine Eltern zuteil werden ließen, und die Scham über sein

körperliches Gebrechen, dessen er sich erst in der Stadt, im Verkehr mit andern Kindern, bewußt ward, machten ihn bald still und verschlossen. Er genoß unter der Leitung eines Weltgeistlichen die übliche Erziehung vornehmer Weltleute und lernte sogar zeichnen und malen: ein Schweizer Mechaniker namens Huber, der damals in Paris merkwürdige Kuren vollbrachte, hatte ihm zwei künstliche Hände gefertigt, mit denen er im Notfall selbst den Degen führen konnte. Schon als Knabe war er von seinen Eltern, deren Schwächen er mit scharfen Augen sah und auch in Gegenwart Dritter bloßzustellen liebte, gefürchtet, und dies Verhältnis zu seinen Erzeugern wurde mit zunehmenden Jahren nicht besser. Anstatt die Laufbahn eines Richters einzuschlagen, wählte Grimod der Dritte den Beruf eines Sachwalters, und als man ihn nach den Gründen dieser Berufswahl fragte, entgegnete das Schreckenssöhnchen mit boshaftem Lachen: »Das hat seinen guten Grund! Sehen Sie, als Richter könnte ich, wie die Dinge laufen, eines Tages in die Lage kommen, meinen Vater dem Galgen zu überantworten; als Advokat hingegen habe ich stets das Recht, ihn zu verteidigen.« Ganz Paris war voll von den Ulken und Späßen des zwanzigjährigen Generalpächtersohnes, der das Gold mit seinen eisernen Händen zu den Fenstern seiner Staatskutsche hinauswarf und seine liebste Zeit hinter den Kulissen der Italienischen Oper verbrachte, ohne indessen besondere Gegenliebe bei den leichtfüßigen Dämchen zu finden, deren Beine damals Tag und Nacht in Bewegung waren. Bei den Aufführungen neuer Ballette spielte er den lauten Kenner, und seine künstliche Hand fuhr sofort an den Degen, wenn sich ein Mitstutzer herausnahm, anderer Meinung zu sein als er.

Dann tat er sich eines Tages als Erbe der berühmten Familienzunge, als Feinschmecker und Gastrosoph auf und setzte die lustigste Welt durch seine Meinungen über die landläufige Küche und Keller, über Schmecker und Schlecker in Erstaunen. Mit seinen Berufsgenossen, den Herren Advokaten, lebte er in beständiger Fehde; alle Augenblicke flog ein Gedicht durch Paris, in dem er sich über die Perücken und Rechtsverdreher lustig machte, so daß ihn die hochmögende Körperschaft der Sach-

walter eines Tages durch ein königliches Handschreiben – une lettre de cachet – nach der Abtei Domèvre verbannen ließ. Als er, nach zweijähriger Verbannung, die Erlaubnis erhielt, wieder nach Paris zurückzukehren, erschien er in der abgeschabten Kutte eines Kartäusers am elterlichen Tisch, und seine laut ausgesprochene Absicht, demnächst zur Abbüßung seiner Sünden in diesen schweigsamen Orden zu treten, verdarb sogar seinem Vater den allzeit gesegneten Appetit.

Einmal jedoch schien sich auch dieser starre Panzer jugendlicher Bosheit und Verbissenheit von der Brust des unverbesserlichen Windbeutels zu lösen. Seine Mutter, die inzwischen alt gewordene Bischofsnichte aus dem Hause Jarante, litt schwer unter den tollen Streichen ihres einzigen Sohnes und verfiel daher eines Tages auf den Gedanken, eine arme Verwandte ihres Gatten, ein Fräulein Angélique de Bessi, zu sich zu nehmen, um den bösen Verschwender durch die Anziehungskraft des Ewig-Weiblichen an das Haus zu fesseln und, wenn möglich, zu zähmen. An einem Wintertage, als es in dichten Flocken schneite, hielt ein bescheidener Reisewagen vor dem Stadthause der Grimods, und der Türhüter geleitete ein zierlich gewachsenes weibliches Wesen, das in seinem einfachen grauen Reisemäntelchen vor Frost zitterte, in die Empfangshalle. Angélique, an deren Stumpfnäschen ein geschmolzenes Schneeflöckchen wie ein Diamant oder ein Tränlein blitzte, blickte zunächst etwas verschüchtert in den Glanz, der sich da vor ihr auftat; aber dann schritt sie festen Fußes in diese Welt, wo ein Berg von Kleidern aus Seide und Spitzen, aus Samt und Tuch ihrer harrte. Sie ließ sich alles, auch das Schönste, gefallen und zog nun wie ein Frühlingswölkchen an dem Grimodschen Himmel einher, oder sie lief in ihren schönsten Kleidern auf hohen Stöckelschuhen wie ein Wirbelwind durch die helle Pracht des reichen Hauses. Ihr Mädchengemüt blieb dabei so rebellisch wie die kleinen blonden Seidenlöckchen, die hinter den rosigen Öhrchen auf ein schmiegsames Hälschen fielen: sie fuhr lachend unter die alternden Abbés, die noch immer des Morgens zur Toilette der Herrin erschienen und in dem hellen Schlafgemach, wo die Geldfrau unter einem rosaseidenen Betthimmel in den lichten Tag hinein-

schlief, auf ihr Recht pochten, Skandälchen auszukramen und Spottgedichtchen mit spitzen Lippen zu flüstern; sie rümpfte das Näschen vor den Klecksereien, die der alte Generalpächter mit verzückten Augen auf die Leinwand patzte, und versöhnte den beleidigten Künstler wieder mit einem oder zwei Küssen.

Grimod der Jüngere aber machte große Augen, als er sich bei Tisch plötzlich einem rosigen Püppchen gegenübersah, und das Augenspiel, das nun sofort unter dem Schutze seiner Eltern begann, war ein wirkliches Lustspiel, bei dem es sich zeigte, daß Angélique den gleichen Geschmack hatte wie er selbst. Die Wonne, mit der sie die guten Bißchen und Bissen, besonders aber seine Leibgerichte, Austernpasteten und eingemachte Weinbergschnecken, auf ihrem Züngelchen vergehen ließ, erfüllte ihn mit prickelndem Entzücken. Als er diese seelische Verwandtschaft entdeckt hatte, wurde er jedoch mit einem Male ganz schweigsam. Wenn Angélique ihr kleines Mündchen abwischte und dabei die blauen Augen aufschlug, meinte er, ein Himmel voll sommerlicher Bläue tue sich vor ihm auf. Bei der nächsten Mahlzeit erwachte dann eine um so feuerigere Eßlust in seiner Seele, und der Traum, sich mit einem himmlischen Leckermäulchen gemeinsam durch das Leben hindurchzuessen, wurde mit jedem Tag gehaltvoller und schöner in seiner Seele. – Zunächst galt es aber, bei dem Bäschen auf den Busch zu klopfen, ob sie auch geneigt sei, mit dem Herrn Vetter mit den eisernen Händchen die Fahrt in das Eßland Schlaraffia zu wagen. Grimod der Dritte unterlag zwar einer Anwandlung seelischer Schwäche, als er vor dem übermütigen Bäschen stand, um seine Werberfrage zu tun; aber die lachenden Augen, mit denen ihn Angélique anblickte, machten ihm Mut, und als er ihre Hände ergriff und das gepuderte Köpfchen an seine Brust zog, bot sie ihm aus freiem Antrieb ihr Mäulchen zum Kusse dar. Alexander Balthasar Lorenz merkte, daß er, trotz seiner Tändeleien mit Opernschönen und willigen »filles du monde«, keine Ahnung von der Süßigkeit eines jungfräulichen Kusses gehabt hatte, und führte sich stehenden Fußes ein gehörig Teil dieses schmackhaften Göttergerichtes zu Gemüte. Da er im übrigen nicht gewohnt war, sich einen Wunsch zu versagen, machte er auch seinen Eltern gegenüber nicht viel Feder-

lesens: er erklärte ihnen in einer wohlgesetzten Advokatenrede, daß er den Entschluß gefaßt habe, das Bäschen mit der süßen Zunge zu seiner Frau zu machen, und um ihre Einwilligung bitte. Aber die Sitte der neueren Geldleute, ihre Sprossen nur an die Nachkömmlinge von anderen goldenen Kälbern zu verheiraten, war damals auch schon unter den Generalpächtern gang und gäbe, und die Bischofsnichte aus dem hungrigen Hause Jarante, die aus den Erfahrungen ihrer Jugend wußte, was Geld oder sein Mangel bedeutet, fackelte nicht lange: am nächsten Tage schon war das Fräulein Angélique de Bessi aus dem Palast verschwunden, und kein Mensch wußte und konnte herausbringen, wohin sie geraten war. Der junge Grimod tobte und schäumte und schrie: »Ich liebe sie! Ich muß sie haben!« Er sandte Boten in alle Himmelsrichtungen aus, um den Aufenthalt der Geliebten zu ermitteln; er kam mit verhaltenen Tränen in den Augen zur Tafel und stand – eine Ungeheuerlichkeit! – ohne einen Bissen genossen zu haben, mit einem Schluchzen in der Kehle auf; er schoß einen Chevalier aus dem Hause Rohan, den er in seinem Liebeswahnsinn im Theater gestreift hatte, im Duell, in Gegenwart von fünfzehnhundert Zeugen, in den Elysäischen Feldern nieder; er schrieb blutige Theaterkritiken und verfertigte Spottgedichte auf seine eigene Mutter; aber Angélique blieb verschwunden, bis er endlich, nach sechs Monaten unsäglicher Liebesqualen, erfuhr, daß man sie in aller Stille mit einem Herrn von der Rechnungskammer, einem Maître de requètes in Bordeaux, namens Mitoire, vermählt habe, von dem die Geschichte schweigt.

Der Generalpächter versuchte zwar das Gemüt seines Sohnes zu erweichen, indem er ihn auf Reisen in das klassische Land des Sauerkrautes, nach Deutschland schickte, wo, wie er meinte, dem geschleckigen Burschen an lustigen Fürstenhöfen und in Damenstiften Weide für ein wundes Herz und verwöhnte Gaumen winkte. Grimod der Dritte trat die Reise an; aber das Geschick, das als Vorsehung über dem Leben der Gezeichneten waltet, führte auf dieser Reise Vater und Sohn in einer Weise zusammen, von der die Geschichte menschlichen Genusses eines ihrer unsterblichen Worte herschreibt.

Während der Generalpächter in dem glücklichen Glauben lebte, sein Sohn weile in dem tugendhaften alten Deutschland, gedachte er selbst eine Reise nach dem üppigen Burgund zu machen, um da die besten Sorten seines Alters- und Sorgenweins für seinen Keller einzukaufen. Als er eines Tages, hungrig und müde vom Gähnen, vor dem Gasthause eines burgundischen Weindorfes vorfuhr, geschah es ihm, zum erstenmal in seinem Leben, daß ihm ein Wirt erklärte: er bedaure, dem Herrn nichts auftischen zu können; ein Reisender, der vor einer Stunde angefahren sei, habe die sieben Truthähne, die sein Hühnerhof besessen, für sich schlachten lassen und hantiere und wettere wie ein Herrenkoch in der Küche.

Als Grimod der Zweite seine Schritte nach der Küche lenkte, um diesen Gargantua, der sieben Truthähne auf einen Sitz zu verspeisen gedachte, zur Rede zu stellen, sah er sich zu seinem höchsten Erstaunen seinem Sohne gegenüber, der just einen glühend heißen Topf in der eisernen Hand hielt und wie ein übermütiger König vor der zuschauenden Küchendienerschaft seines Amtes schaltete.

»Was? Du machst solche Streiche, du Taugenichts,« rief der alte Grimod, den ein köstlich Bratenrüchlein außer Rand und Band brachte. »Du willst doch nicht sieben Truthähne auf einmal verspeisen?«

Grimod der Jüngere entgegnete mit dem Ernste, der einer wohlerzogenen Jugend ziemt: »Ich wahre die Überlieferung unseres Hauses. Mein Vater hat mich gelehrt, daß an einem Truthahn nur ein einziges Stückchen einer wahrhaft gebildeten Zunge würdig sei. Ich habe mir diese Lehre gemerkt und gedenke die sieben Stückchen mit der Ehrfurcht zu verspeisen, die wir Grimods vor den eßbaren Köstlichkeiten der Erde hegen.«

Und als der Alte, den der Hunger zwackte, schrie: »Du willst dich lustig machen über mich?« rief der Sohn in der triumphierenden Haltung des Tragöden Lekain aus: »Die Essenz von sieben Ochsen zwing ich Ihnen in dies Pfännchen da hinein.«

Dieses Wort entwaffnete Grimod den Zweiten; er fügte sich in sein Schicksal und verspeiste die guten Stücke, die ihm sein Sohn gnädig überließ, mit der Eßlust eines Reisenden. Bei der

zweiten Flasche Romanée geriet er allerdings in eine trübe Gemütsstimmung, in welcher er vergeblich zu ergründen suchte, woher diese Herzlosigkeit und Überlegenheit seines einzigen Sohnes und Erben eines einzigen Namens stammen mochte; allein das Sprichwort, daß im Wein die Wahrheit liege, erwies sich hier, wie so oft, als trügerisch.

In Paris bezog Alexander Balthasar Lorenz Grimod ein eigenes Stadthaus, das ihm sein Onkel Joseph de la Brète mit einigen Millionen aus guten Rentenpapieren und Gerechtsamen hinterlassen hatte, um da nach seiner Fasson zu essen und zu leben. Das Bedürfnis, von sich reden zu machen, verleitete ihn zu den unglaublichsten Possen, und der Zynismus, den der von der Liebe Enttäuschte vor der Welt zur Schau trug, war gelegentlich von unerhörter Bitterkeit. Nun sagte er den Frauen alles Schlechte nach, und es verging fast kein Tag, an dem er nicht ein spitziges Epigramm gegen die Schönen im allgemeinen und seine eigenen Eltern im besondern losließ. Als er eines Tages in einer erlauchten Gesellschaft von Prinzen und Glücksrittern aufgefordert wurde, eine Räubergeschichte zu erzählen, begann er lächelnd: »Es war einmal ein Generalpächter, der hieß Grimod!« worauf er aufstand und sich, ohne eine Miene zu verziehen, unter dem brausenden Beifallsgelächter der verblüfften Zuhörer empfahl. Den schwersten Schlag gegen das Ansehen des elterlichen Hauses aber führte er, indem er sich selbst als Gastronom auftat, mit der hämischen Absicht, seinen Vater um jeden Preis zu übertrumpfen und des wohlerworbensten Ruhmes zu berauben. Es gelang ihm mit schwerer Mühe, den Aufenthalt Neubauers, dessen Gedächtnis im Hause der Grimods wie eine goldene Legende weiterlebte, ausfindig zu machen und den Deutschen in seine Dienste zu ziehen. Als der Meisterkoch, dem der Fächerschlag der Bischofsnichte noch immer auf der Hand brannte, von den Gesinnungen seines neuen Herrn hörte, begann er sofort wie ein Gott zu kochen, und ganz Paris sprach mit einem Male nur noch von den Gastmählern Grimods des Jüngeren.

Das glänzendste Gastmahl, oder, um bei dem klassischen Namen zu bleiben, das Symposion, das der Rachedurstige ver-

anstaltete, um sein Werk zu krönen, gehört der französischen Sittengeschichte an, und es hat auch für uns Bedeutung, insofern es Veranlassung wurde, daß der unübertreffliche Meisterkoch und Küchenmeister Ignaz Neubauer auch seinen neuen Herrn verließ und in seine Heimatstadt München zurückkehrte. Der weltgeschichtliche Götterschmaus, in dem die olympische Kultur des alten Frankreichs ihren festlichsten Augenblick erlebte, fand im Fasching des Jahres 1783, am 1. Februar statt.

Die Einladung dazu hatte die Form von Todesanzeigen, auf denen zu lesen stand, daß Herr Alexander Balthasar Lorenz Grimod de la Reynière, Advokat am Gerichtshofe des Königs, sich vom elterlichen Hause weg in ein besseres Jenseits der Steuerpächterei geflüchtet habe und zum Gedächtnis dieses Tages seinen Freunden ein Gastmahl zu geben gedenke, bei dem ein ganz besonderes De profundis gesungen werden solle. Die Gäste wurden gebeten, in einfachen Trauerkleidern zu erscheinen, und jeder einzelne wurde von dem feierlichen Türhüter mit der Frage empfangen:

»Wohin wollen Sie?«

»Zu Herrn de la Reynière.«

»Zu welchem? Zu Herrn de la Reynière, dem Blutsauger des Volkes, oder zu Herrn de la Reynière, dem Vater der Witwen und Waisen?«

Der Gast, der, wie billig, nach dem nährhaften Waisenvater verlangte, wurde sodann in der Eintrittshalle von zwei Geharnischten begrüßt, die ihm Hut und Stock und Degen abnahmen, worauf ein Diener in der Tracht des edeln Ritters Bayard die Entwaffneten in ein schmuckloses Wartezimmer geleitete, wo ein feierlich aussehender Gerichtsherr in Talar und Perücke an einem grün verhangenen Tische saß und ein Protokoll über Alter, Stand und Herkunft der Geladenen aufnahm. Als alle, es waren fünfzehn an der Zahl und darunter, als einzige Frauen, nur zwei als höchst galant bekannte Sängerinnen von der Italienischen Oper in Männerkleidern, versammelt waren, öffneten sich unter Fanfarenklängen die Türen des mächtigen Festsaals, wo zweihundert Schweizer, zwölf Mandolinenspieler und vier zwölfjährige Rauchfaßträger die Eintreten-

den begrüßten. Die Saiten klangen, die Rauchfaßträger schwangen ihre Rauchfässer wie die geübtesten Kirchendiener, und der vor ihnen herschreitende Gastgeber, der als Festkleid einen amarantfarbenen Samtrock trug, erklärte diese Kultushandlung mit der Miene eines Leichenbitters, indem er galant bemerkte: »Wenn meine Eltern Gäste bei sich sehen, sind stets eine Menge von Personen darunter, die Weihrauch streuen. Ich wollte meinen Gästen die Mühe ersparen und habe diese hübschen Kinder beauftragt, das Beweihräuchern zum voraus zu besorgen.«

In der Mitte des Tisches, auf dem der ganze Silberschatz des seligen Herrn de la Brète funkelte, prangte ein Katafalk, den eine schwere Krone künstlicher Rosen zierte, die einen scharfen Duft verströmten. Der Gastgeber blieb vor seinem etwas erhöhten Sitz stehen, bis alle Gäste Platz genommen hatten, und sprach dann, zum Erstaunen der anwesenden Philosophen, mit leiser Stimme ein Tischgebet vor sich hin. Dann durchschnitt ein neuer Fanfarenruf aus silbernen Trompeten die schwüle Luft, und als dieser verklungen war, entströmte dem Munde des großen Sängers Dubois von der Italienischen Oper die berühmte Rameausche Arie: »Profonds abîmes du Tartare.« Der Gastgeber entfaltete inzwischen sein Mundtuch und erklärte wieder mit tiefer Stimme, als diesen Abgrund betrachte er den Magen, und deshalb werde er, um diesen zu füllen, seinen Gästen vierzehn Gänge vorführen und sie auf eine Weise würzen, die der philosophischen Nation der Franzosen würdig sei.

Als der erste Gang – es waren Austern – auf silbernen Platten erschien, versank der Katafalk ganz plötzlich vor den Augen der Gäste, und an seiner Stelle tauchte ein reich betakeltes silbernes Schiff mit einer vollen Ladung der seltensten Früchte auf. Seine purpurnen Segel waren mit dem Wappen des Hauses Grimod und mit dem Wahlspruch: »Vive la bagatelle!« bestickt, und sein Takelwerk überglänzte wie das feinste Netz aus Gold- und Silberdrähten den kostbaren Festschmuck der Tafel. Von der Galerie des Saales, wo fünfundfünfzig Damen des Adels, Herzoginnen, Gräfinnen, Marquisen, Steuerpächterfrauen, in Masken oder mit geschminkten Gesichtern dem Schauessen

zusahen, fiel helles Perlgelächter des Entzückens herab, als das schwankende Schiff inmitten der Gäste Anker warf und fortan ruhig inmitten des tosenden Gelages stehen blieb. Jeder neue Gang, den Diener in der Tracht des Hauses Grimod in feierlichem Aufzuge einhertrugen, war von zwölf Pagen in himmelblauer Tracht begleitet und wurde von den Trompetern mit leichten oder schweren Fanfaren, je nach der Verdaulichkeit der Gerichte, begrüßt. Nachdem die Austern, wovon drei Dutzend auf jeden Tischgast kamen, verzehrt waren, trat ein zwerghafter Abbé vor und hielt eine kleine Ansprache an die Schmausenden und die Zuschauer: denn der Amphitryon vertrat die Meinung, bei einem Gelage sei der Geist mehr als ein Hofnarr oder ein Schwerenöter, dem nur der Satz, daß Venus und Bacchus gute Freunde seien, im Sinne liege; seine Gäste sollten nicht nur die Leckerbissen der Erde, sondern auch die Weisheit der Zeit im Auszug und als Quintessenz genießen. Ehe also die Fische: Steinbutten – die Fasanen des Meeres, wie Herr Grimod blitzenden Auges erläuterte! – die Störe und Lachse auf mächtigen silbernen Platten hereinschwammen, erörterte der erste Tafelredner, dem dabei das Wasser im Mund zusammenlief, die Beziehungen der Gastronomie zur Gottesgelehrtheit: er wies zunächst mit salbungsvoller Predigerstimme darauf hin, daß die meisten Kirchenfürsten, wie ein Blick auf die ruhmreiche Geschichte Frankreichs zeige, gottselige Esser gewesen seien; er pries die drei Kardinaltugenden, die nun einmal die Feinschmeckerei in jedem gewissenhaften Esser entwickle: sie erhielten, so sagte er, den Glauben an die Güte eines vernünftigen Wesens, des Schöpfers der Welt, die Hoffnung auf ein besseres Leben und die Liebe zum Nächsten aufrecht; denn die zärtlichste Gesinnung gegen den Nächsten finde man nur bei Gastmählern, wo die großen Forderungen der Zeit, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, zur reinen Wirklichkeit wurden. Ja, so fügte er mit einem schmerzlichen Blick auf die dampfenden Schüsseln hinzu, selbst die edle Tugend der Entsagung werde durch die Feinschmeckerei gepflanzt und zur Entwicklung gebracht; denn ein Mensch, der lächelnd zusehen könne, wie ihm sein Nachbar das schönste Mittelstück eines köstlichen Fisches oder den Bischofs-

bissen eines Bratens vor der geblähten Nase wegnähme und auf seinen eigenen Teller lege, sei auch zu jeder anderen heldischen Tat und Aufopferung fähig.

Als der Gastrosoph geendet hatte, ertönte zum ersten Male in Paris das Ochsenmenuett von Haydn, und beim Klang der Saiteninstrumente schenkte der Gastgeber seinen Gästen einen alten weißen Burgunder ein, indem er mit der Miene eines Magisters der schönen Künste erklärte, kein Hausherr, der auf Ruf und Würde halte, dürfe sich die Freude nehmen lassen, den Zwischentrunk selbst zu reichen.

Ein anderer Redner, der mit dem ersten Braten auftrat, pries die Geheimnisse der Natur und ihre zweckmäßige Einrichtung: der mundus intelligibilis sei, wie man endlich nach jahrtausendlangen Irrgängen in dem Labyrinth des Wahns erkannt habe, nur dazu da, um den mundum edibilem hervorzubringen und in seiner wahren Bedeutung zu beleuchten. Das Speisen selbst beweise, daß alles in der Natur in wonniger Bewegung sei, und alles trage, wie ein unverbildeter Verstand erkenne, dazu bei, diese Bewegung zur Unterhaltung und zu reichen auserlesenen Genüssen zu machen: im Frühling bringe die Erde Blüten hervor, damit die emsigen Bienen einen Tummelplatz fänden und Honig für den Menschen sammeln könnten; das Gras wachse, um das Vieh zu nähren und den Menschen saftige Braten zu verschaffen; selbst der Wind, der die salzige Luft der Meere über die strotzenden Wiesen und Marschgebiete des Nordens hintreibe, sorge dafür, daß die Weiden und durch sie das Fleisch der ausgesuchten Masttiere schmackhafter und würziger würden. Und so pries der Tafelphilosoph die ganze Schöpfung als die zweckmäßigste Einrichtung zur Erzielung guter, leckerer und köstlicher Dinge, die alle den Weg durch die Küche nehmen müßten, um das heilige Feuer oder auch nur das nackte Leben in dem Menschen zu erhalten, damit diese wunderbare Einrichtung nicht ohne einen richtigen Zuschauer und Beifallspender bleibe. Und immer wieder klang das Zauberwort Natur auf, bald wie ein Glockenton und bald wie ein Sirenenlachen, und das Geklapper der Messer und Gabeln mit den silbernen Griffen machte die natürlichste Musik dazu.

An diese Rede knüpfte der aufgeräumte Amphitryon die Mitteilung, daß er sich mit dem Plane trage, ein geographisches Nachschlagebuch für alle Küchengewächse und Nahrungsprodukte der Erde herauszugeben, damit ein jeder in jedem Augenblicke nachsehen könne, wo das beste Öl, die feinsten Würzen, die köstlichsten Trüffeln und dieser oder jener Edelwein wachse; denn das Wunderbare an der von Natur aus einfachen Materie sei, daß jede Frucht auf einem andern Boden einen andern Geschmack habe, wozu Himmel und Erde gleichmäßig beitrügen. Dabei schilderte er die Unterschiede zwischen einer Trüffel aus Périgord und einer solchen aus Toskana mit einer Kennerschaft, daß den eingeladenen Abbés das Wasser im Munde zusammenlief und die gepuderten Kellermeister, in deren Händen nun die fernere Weinversorgung lag, mit Tanzmeistergeschwindigkeit um den Tisch herumsausen mußten, um ihren Pflichten nachzukommen.

Als das erste Zwischengericht, eine Fondue, erschien, erhob sich ein kleiner Literat, um die volkswirtschaftliche Seite der Gastronomie darzulegen, indem er darauf hinwies, daß die Schicksale eines Volkes von seiner Ernährung abhingen. »Meine Herren,« schrie er mit der Stimme eines Ausgehungerten, den die Heiterkeit eines duftigen Mahls zum Prophezeien reizt, in den Festsaal hinein, »die Entdeckung eines neuen Gerichts ist wichtiger als die Entdeckung eines neuen Sterns! Wer braucht die Sterne? Schiffer und Verliebte! Doch selbst diese können sie zur Not entbehren. Nur essen müssen wir alle, und die neue Zeit, deren Revolution wir, wenn wir dem Fürsten der Philosophie, Herrn von Voltaire, glauben dürfen, in Bälde erleben werden, wird eine Zeit glückseligster Esser sein!«

Und so ging es weiter: die Gäste bekamen außer den schönsten Musikstücken und den prunkvoll dahermarschierenden Gerichten zugleich die prickelnde Weisheit der Zeit in glitzernden Beobachtungen vorgesetzt: was die feinsten Köpfe, Philosophen und Weltleute, Narren und Weise über die Weiber, über die Liebe, über Gott und die Welt gedacht hatten, wurde als Würze vor ihnen ausgeschüttet. Wer aber sein Ohr verschloß, konnte seine Augen an der Art weiden, wie die Gerichte aufgetragen wurden:

die Hammelrippchen lagen auf einer breiten Unterlage grünen Spinats wie braune wiederkäuende Kühe auf einer smaragdenen Wiese, und am Rande dieser dampfenden und duftigen Landschaft standen kleine Schäfchen aus goldgelber Butter und schmolzen beim zärtlichen Klange einer Schalmei langsam und wonnig in den samtenen Brei, so wie eine gottselige Seele aufgeht im Gebet oder in der Liebe zu ihrem göttlichen Herrn und Meister.

Während das Festmahl auf diese Weise zu einem Geistesschmause für tafelnde »Philosophen« wurde – und damals waren auch die Haarkräusler und Straßenkehrer »Philosophen« –, offenbarte es noch einen ganz anderen Charakter: es bedeutete zugleich eine Huldigung vor der unvergleichlichen kulinarischen Vergangenheit Frankreichs, indem es in sinnigster Weise bewies, daß der altfranzösische Adel nicht nur allzeit tapfer mit Schwert und Degen, sondern auch mit Messer und Gabel zu hantieren verstanden hatte. Alle großen Adelsnamen der klassischen Zeit waren durch die Gerichte vertreten, durch die ihnen eine wohlschmeckende Nebenunsterblichkeit für Zeit und Ewigkeit gesichert bleibt. Da gab es Cotelettes en papillon, durch deren Erfindung sich einst die schlaue Schulmeisterin Madame de Maintenon in das Herz des stolzesten aller Könige und größten Essers seiner Zeit, des Roi du soleil, einschmeichelte und einkochte. Die Hammelbrust à la Conti weckte die Erinnerung an die Tochter der reizenden La Vallière, an die Prinzessin Conti. Die Filets de laperau sangen den Preis der Herzogin von Berry, der Enkelin der guten Liselotte von der Pfalz und Tochter des Regenten, von der man erzählte, daß sie sogar ihren Vater zu behexen verstand, wenn sie mit einem ausgelassenen Champagnerschwippschen zu Tische saß. Der goldgelbe Zwiebelbrei, dessen Duft den Ruch der knusprigen, zarten Hammelsrippchen übertönte, bedeutete eine Huldigung für die galante Prinzessin Soubise und die Sultanin Pompadour. Das Huhn à la Villeroy erneuerte die Erinnerung an die galante Marschallin von Luxembourg, und die seidenartig zarte Rahmtunke Béchamel verkündete den wohlverdienten Küchenruhm des gleichnamigen Marquis. Je größer der Name, desto

trefflicher und verlockender war das Gericht, und die gute alte Zeit, die sechs Jahre darauf in Blut und Flammen für immerdar zu Ende gehen sollte, bewies noch einmal ihre wohlschmekkende Einzigkeit in Würzen und Brühen, in Ragouts und Braten. Langsam und sicher erklomm dieses Kulturfestmahl den strahlenden Gipfel höchster Tafelseligkeit, und ehe noch der Fanfarenruf silberner Trompeten die Mitternacht verkündete, glich der Speisesaal einem kochenden Krater der Lust, wo das Geläute der Gläser, der Duft der Speisen, der Jubel der Tafelnden, das Quieken der Instrumente, der Glanz der Früchte und der Ruch der Blumen zu einer ungeheueren Symphonia gastronomica zusammenschmolzen. Eine Stunde nach Mitternacht entließ der Gastgeber alle Bedienten, Pagen und Schenken, damit der einreißenden Redefreiheit kein Lauscher erstehe, und bemerkte, daß er noch eine Überraschung für seine geehrten Gäste habe. Auf einen Wink des Herrn Grimod ließ ein Diener einen Knaben eintreten, dem ein weißes Leinenhemd bis auf die Füße wallte, und hinter ihm schritt ein düster dreinblickender Mann, der eine mit Wasser gefüllte Glaskugel in den Händen hielt und sie mit einer Verbeugung auf ein Tischchen setzte und den Knaben davorstellte. »Er wird uns einen Blick in die Zukunft tun lassen,« erklärte der Gastgeber, und der Begleiter des Kindes fragte mit einer Stimme, die den Italiener verriet: »Was siehst du?« Doch der Knabe blieb stumm, und als ihn endlich sein Herr anherrschte, kam es in einer dünnen Zitterstimme über die Lippen des Kindes: »Ich sehe rot – – alles rot –«

Dies Wort gab das Zeichen zum Ausbruch einer ungeheuren Heiterkeit; als der Italiener auf einen Wink des Hausherrn hin mit dem stummen Hellseher abzog, schrie ein Stutzer: »Er sieht die Aurora der neuen Zeit! Oh, meine Freunde, wir leben in einer Morgenröte!« Und während lässige Hände nach der gehäuften Ladung des Prunkschiffes inmitten der Tafel griffen und die seltensten Früchte aller Himmelsstriche mit spitzen Fingern schälten und mit goldenen Messern zerschnitten, zuckten die Blitze des Tafelgespräches in feurigem Durcheinander herüber und hinüber, indessen von oben, wo fünfundfünfzig

Spitzenfächer wie Venustaubenflügel zuckten, das perlende Gelächter der Zuschauerinnen in die philosophische Brandung fiel, in der allein das silberne Glücksschiff mit dem Wappen der Grimods als ruhigstes Schicksalsgefährt seinen Stand bewahrte. Das schrie und lachte durcheinander: Bei den Frauen muß man stets vergessen, was man am besten weiß! – Was Sie sagen! Das Weltall geht wie eine Uhr. Eine Uhr setzt einen Uhrmacher voraus. Also gibt es einen Gott! – Der Mensch ist eine Maschine, die lieber fährt als geht. – Wir werden eine schöne Revolution bekommen; gestern erzählte mir mein Barbier, wobei er auf seine Fingerspitzen bließ: ‚Obgleich ich nur ein armer Teufel von Barbier bin, so glaube ich doch nicht soviel an Gott! – Ich bin auch Philosoph!' – Die Frauen wollen geprügelt sein wie die Lastesel. Trag eine Frau auf den Armen nach Rom und setze sie etwas unsanft vor dem Tore nieder, sie wird dich mit einer Flut von Schimpfwörtern überschütten. – Bei sämtlichen Kriegen handelt es sich um nichts anderes als um Diebstahl. – Die Natur ist nur zu natürlich. – Wenn es keinen Gott gäbe, müßte man ihn erfinden. – Die Könige sind alle Spitzbuben. – Es gibt keine Seele. – Es lebe das Leben! Und die Bagatelle!

Doch in das festliche Gipfelgetöse dieses Lustspiels, von dem die Kunde bis an den Hof der großen Semiramis des Nordens, zu Katharina II. flog, trat plötzlich ernsten Schrittes die Muse der Tragödie. Als es gegen drei Uhr in der Frühe ging, äußerten mehrere Gäste den Wunsch, auch den Künstler zu sehen, aus dessen Tiegeln und Pfannen die genossenen Meisterwerke erstiegen waren, und Herr Grimod der Dritte gab Befehl, den einzigsten der Bratenkünstler, den Stolz des Hauses und die Wonne aller Schmecker, den Monsieur Ignaz Neubauer vorzuführen. Es dauerte indessen eine geraume Weile, bis der Haushofmeister mit heller Stimme das Haupt der Grimodschen Küche meldete. Im Augenblick jedoch, wo der Erwartete im schwarzsamtenen Galakostüm und feinsten Spitzenmanschetten mit Hut und Degen vor die erlauchte Gesellschaft treten wollte, zeigte sich hinter ihm auf der Schwelle der Türe eine zweite Gestalt: es war der erste Unterkoch, ein Sieur Breteuil, der als Soßenmeister unerreichbar dastand und mit dem Deutschen, dem

er die bevorstehende Ehrung mißgönnte, zugleich in den Festsaal drang. Der Streit, der schon in der Küche zwischen den beiden Köchen begonnen hatte, ließ sich auch in Gegenwart der Tafelnden nicht dämpfen: der Sieur Breteuil behauptete, er sei Philosoph, und nur ein solcher könne die Kunst der Würzung, von der sein Chef keine Ahnung habe, erlernen. Doch Ignaz Neubauer ließ sich nicht aus seiner würdigen Ruhe bringen, und das Gelächter der tafelseligen Gäste prallte an dem Panzer seines Künstlergewissens wie ein Ballwurf ab. In Herrn Grimods Haupte aber blitzte ein jäher Gedanke auf; er wandte sich in ernsthaftestem Tone an seine beiden Pfannenkünstler: „Meine Herren, Sie tragen einen Degen: fechten Sie Ihren Streit als Männer von Welt aus. Wir alle sind Zeugen.«

Der Küchenmeister Ignaz Neubauer trat unwillig zurück; es widerstrebte ihm, der Gesellschaft ein Possenspiel vorzuführen. Als aber der Sieur Breteuil in den Saal schrie: »Der Hund ist feige!« zog auch er seinen Degen, und nach ein paar Gängen lag der Franzose, aus einer schweren Brustwunde blutend, am Boden. Die Gäste, die so zu guter Letzt noch zu einem Schauspiel kamen, kargten nicht mit ihrem Beifall. Der Schwerverletzte wurde hinweggetragen. Einige Stutzer beglückwünschten den Sieger zu der Meisterschaft, mit der er seinen Degen zu führen verstand, und die Winternacht erfüllte sich mit weinseligem Gelächter, bis die Mitglieder des übermütigen Kreises endlich, gegen vier Uhr in der Frühe, von dem glänzendsten der Gastrosophen Abschied nahmen und in ihren Staatskutschen dem Schlaf der Glücklichen entgegenrollten.

Herr Grimod der Dritte aber kam durch diesen Zweikampf, der während der folgenden Tage viel besprochen und belacht wurde, um seinen Meisterkoch. Am nächsten Morgen erbat sich Herr Ignaz Neubauer eine Audienz bei seinem Herrn: er dankte ihm für die Schätzung, die er in seinem Hause erfahren habe, und teilte ihm mit, daß er leider nicht länger mehr die Ehre haben könne, in seinem Dienst zu bleiben. Er setzte auch die Gründe, die ihm zu diesem Schritt bewogen, mit klarster Ruhe auseinander: der verwundete Bratspießdreher Breteuil war ein leiblicher Vetter des ehemaligen königlichen Kammerdieners Lebel,

der alle Geheimnisse des königlichen Hirschparks kannte und, als Mitwisser galanter Staatsgeheimnisse, auch am Hofe des tölpelhaften Ludwigs XVI. noch sehr viel galt; sein Groll konnte gefährlicher werden als die Mißgunst manches großen Herrn. Der nüchtern gewordene Amphitryon sah ein, daß sein Koch die Lage richtig beurteilte; er schlug ihm daher vor, einige Zeit auf Reisen zu gehen und in deutschen Klöstern und reichsunmittelbaren Stiften nach seltenen Gerichten Ausschau zu halten. Ignaz Neubauer, dem große Pläne vor der Seele schwebten, verbeugte sich gelassen und nahm am gleichen Tage noch die Schnellpost nach Straßburg. Er hatte sich im Dienste des Herrn Grimod ein hübsches Vermögen erworben, das er in seiner Heimat zu verzehren gedachte: er kehrte also ohne den Gedanken einer Rückkehr nach Paris in seine Vaterstadt München zurück, wo er, ohne eine feste Stellung anzunehmen, bei festlichen Gelegenheiten in den Häusern des Adels herumkochte und zur Erheiterung seiner kochfreien Tage ein grundgelehrtes Kochbuch herausgab, in dem er für die französische Küche Werberdienste tat, ohne daß es ihm, wie die Geschichte meldet und die Gegenwart bezeugt, damit gelungen wäre, die eingebeizte Vorliebe seiner Vaterstadt für Weiß- und Bratwürste, für Lungen- und Saftbraten, für saure Nierln und Züngerl mit Knödeln auszurotten. Er muß es im übrigen verstanden haben, seinen Wohlstand zu erhalten; denn das kleine Haus, in dem wir jetzt beisammensitzen, war von einem Kranze schöner Gärten umgeben, wo er an Sonntagen seine Gäste mit allerlei ausgesuchten und fremdartigen Gerichten zu bewirten pflegte. Welche Lebenskraft in dem alten Künstler steckte, beweist die Tatsache, daß er im Alter von sechsundfünfzig Jahren ein neunzehnjähriges Mädchen zur Frau nahm, die ihm in rascher Folge elf Mädchen schenkte, so daß genugsam Neubauersches Blut in München fließt, und dies ist es, was mich, trotz der wachsenden Verrohung aller Zungen, immer noch auf eine ruhmreiche Küchenzukunft unserer Stadt hoffen läßt.«

»Und Grimod de la Reynière?« fragte der Baron, in dessen Gesicht es während der Erzählung seines Freundes bisweilen seltsam gezuckt hatte.

»Der große Gastronom wurde gesetzter, als er durch sein Festmahl dem aufschnuppernden Weltkreis gezeigt und bewiesen hatte, was Grimod der Dritte vermochte. Ja, der nachhaltige Erfolg dieses Symposions hatte die Nachwirkung, daß er das Gemüt des verschmähten Liebhabers einer milden versöhnlichen Stimmung zugänglich machte. Als er erfuhr, daß seine Flamme in der Ehe mit ihrem Rechtsverdreher unglücklich geworden war und in Paris in einem armseligen Stübchen Zuflucht gesucht hatte, beschloß er, der Verlassenen auf seine Art zu Hilfe zu kommen. Von dem Gedanken, sie in sein Haus zu führen, war er abgekommen; er sagte, er pflege sich nicht an einen festlichen Tisch zu setzen, an dem andere geschmaust hätten; aber die Frau, die einst mit einem Grimod geschmaust und ihm die Leckerhaftigkeit jungfräulicher Küsse bewiesen hatte, sollte wenigstens nicht darben.

Aber die Art und Weise, wie er diese Hilfe ins Werk setzte und in einem goldenen Regen zu den Füßen einer verlassenen Danaë hinstreute, deutete auf künftige Schrullen und Späße des Gastrosophen hin. Eines Abends, als die Verlassene einsam in ihrem kalten Stübchen saß und mit einem kümmerlichen Lichtstümpchen eine Reisigwelle in dem ärmlichen Kamin in Brand zu setzen versuchte, öffneten sich die Falten des Kattunvorhangs, hinter dem das kärgliche Lager der Frau Mitoire stand; die weiße Knochenhand eines Skeletts wurde sichtbar und warf mit jäher Geste einen Regen funkelnagelneuer Louisdors vor die Füße der Entsetzten hin, die mit einem Schrei in Ohnmacht fiel und sich beim Erwachen nur schwer bewegen ließ, nach der höllischen Gabe der Totenhand zu greifen.

Grimod der Dritte hatte, um auf diese Weise seiner Spenderlaune fröhnen zu können, nach dem glorreichen Beispiel des Marschalls Richelieu die Wand eines Nachbarhauses durchbrechen lassen und war auf diesem Wege in das Stübchen des früheren Fräuleins de Bessi geschlüpft, die übrigens niemals erfuhr, welches Gespenst sich ihr als Wohltäter auf diese absonderliche Art bezeigte.

Die große Revolution machte auch der Herrlichkeit der Generalpächter ein Ende und nahm damit Grimod dem Dritten die

Möglichkeit, eßlustigen Feinschmeckern weiterhin die Herrlichkeit und Tiefe einer gottbegnadeten Küchenphantasie zu beweisen. Um leben zu können, eröffnete er, ein Jahr nach Erklärung der Menschenrechte, deren Propheten er einst bei seinen Festmahlzeiten gehätschelt und genährt hatte, einen Seidenhandel in Lyon, und hier heiratete er auch die Schauspielerin Feuchère, mit der er als Neuvermählter von Stadt zu Stadt zog, um als Inhaber eines wandernden Lagers Pantoffeln zu verkaufen und die Käufer zu bilden, indem er ihnen Gedichte eigenen Gemächtes dreingab. Der Tod seines Vaters, der im Schreckensjahr 1793 einem Magenkrebs erlag, führte ihn nach Paris zurück, wo es ihm in der Folge gelang, eine neue weltgeschichtliche Tat zu vollbringen. Über den Verlauf der großen Revolution, die auch die Meister erprobtester Kochkunst als Emigranten in die Ferne, nach Deutschland oder England, getrieben hatte, zeigte er sich sehr ungehalten: Was soll man, so pflegte er mit herabgezogener Unterlippe zu höhnen, zu einer Revolution sagen, die nicht einen einzigen guten Turbot auf den Markt kommen ließ? Da indessen zahlreiche Feinschmecker mit der stummen Trauer um den Glanz der kaum entschwundenen Zeit in dem Paris Robespierres umhergingen, kam er auf einen wahrhaft göttlichen Einfall: er tat sich, nach strenger Prüfung ihrer Würdigkeit, mit einigen unbeirrbaren Leckermäulern zusammen; die Herren nahmen einen Meisterkoch, in dessen Seele die Sehnsucht nach den marmornen Herrenküchen des philosophieseligen Adels wie eine trauernde Muse saß, und gründeten das erste Speisehaus, das erste Restaurant. Da brauchte man sich nicht, wie in den altfranzösischen Weinkneipen, mit einem Spanferkel oder mit einer gebratenen Wurst zu begnügen; hier wurden die herrlichsten Meisterwerke der altfranzösischen Küche in hellen Sälen aufgetragen, und Grimod der Einzige sorgte, daß sich alle Lieferanten dieser Speisehäuser der Ehre bewußt blieben, eine erlauchte Gesellschaft wirklicher Kenner bedienen zu dürfen. Er selbst wandelte wie das neu erstandene Behagen von Markthalle zu Markthalle, prüfte die Fische, tadelte nachlässige Händler und gab dazwischen Lehren, wie man einen Fasan zu Mitfasten am Schwanz aufhängen solle, damit er zu

Ostern, mürb und reif, von selbst auf den Küchentisch herunterfiele. Er bildete Ausschüsse, denen die Überwachung dieser käuflichen Symposien oblag; er selbst führte den Vorsitz, und dabei konnte es geschehen, daß er, in der Erinnerung an die kommenden Genüsse, vor sich hinsang:

A quatre heures, lorsque j'entre
Chez le traiteur du quartier,
Je veux que toujours mon ventre
Se présente le premier.

So rächte sich der Unermüdliche an der Revolution, deren Wohlfahrtsausschuß einst der Meinung gewesen war, das Grimodsche Vermögen komme einem unbürgerlichen Schlemmerdasein zugute, und daher mit der bekannten Findigkeit und Geschwindigkeit aller Staatsschätze die Hand darauf gelegt hatte.

Dichtend, kochend, essend und schreibend überschritt Grimod der Dritte die Schwelle des Jahrhunderts.

Von 1803–1812 ließ er den »Almanach des Gourmands« erscheinen, der sofort bei Talleyrand, dem ein Bischofsgaumen zu Gebot stand, und bei allen Kennern, auf deren Zungen noch der Geschmack der guten alten Zeit prickelte, gebührende Würdigung fand und den Namen des aristokratischen Schmeckers in ganz Europa bekannt machte. Von Napoleon selbst, der nicht nur mit Königen, sondern auch mit dem köstlichsten Gastmahl in einer Viertelstunde fertig wurde, hatte der Gastrosoph mit dem strahlenden Burgundergesicht allerdings nichts zu erwarten; aber nach der Rückkehr der Bourbonen mochte er hoffen, daß die goldenen Tage, wo das Schmausen ein Fest für Kenner und Auserwählte gewesen war, in aufgefrischter Herrlichkeit wiederkehren würden. Allein der größte Esser der Zeit, Ludwig XVIII., der dem Ruhm nicht mit dem Schwert, sondern mit der Gabel nachjagte, fand seltsamerweise keinen Geschmack an dem Wesen des Herrn Grimod, und dieser zog sich schmollend und grollend auf sein Schloß Villiers-sur-Orge zurück, wo er seinen gastronomischen Neigungen ohne Scheu nachgehen konnte. Über dieses Schloß, wo Tag und Nacht die glimmenden Feuer nicht erloschen, liefen die abenteuerlichsten Gerüchte in dem Ring der

heiligen Allianz um: es war überreich mit Falltüren, drehbaren Wandspiegeln, geheimen Treppen und Zauberlaternen versehen, und dem Besucher konnte es begegnen, daß er an dem bewußten Orte, wohin auch die Könige zu Fuß gehen, einem wandelnden Gespenst begegnete, das Feuer spie, und mancher, der schwer beladen wie ein holländisches Lastschiff seiner Kammer zustrebte, suchte vergebens nach der rettenden Pforte, die rasche Hände vermauert hatten, während er bei den Genüssen einer erlesenen Tafel der Weisheit seines Gastgebers lauschte. An die Türe zu der schönen Schloßbibliothek, wo alle Kochbücher der Welt, deren Einbände allein ein Vermögen kosteten, in mächtigen Schränken standen, hatte der Schloßherr mit der eisernen Hand, die ein Pfännchen so gut wie die Feder schwingen konnte, die horazischen Verse gemalt:

> Nulla placere diu nec vivere carmina possunt,
> Quae scribuntur aquae potoribus.

Kein Gedicht, das Wassertrinker gesungen, kann jemals lange gefallen und dauern! Und über der schön geschnitzten Eingangstüre zu dem ehrwürdigen Speisesaal, der die Stelle einer ehemaligen gotischen Kapelle einnahm, lockte das Verschen:

> Nah ich mich auf einer Reise
> Liebenswertem Zecherkreise,
> Jauchzt mein Herz vor Seligkeit;
> Aufgenommen in die Runde,
> Weil' ich gerne Stund um Stunde,
> Sorgenlos und angstbefreit,
> Narr und Weiser,
> Weltenkaiser
> In der Brüder Liebesbunde!

Der Mann, der diese fast freimaurerisch schmeckende Weltanschauung ohne Wanken mit Mund und Magen betätigte, mußte, ehe er die Genüsse des himmlischen Paradieses zu kosten bekam, noch einen großen irdischen Schmerz erleiden: sein großer Nachfolger in dem Reiche der Gastronomie, Brillat-Savarin, geruhte nämlich nicht, den erlauchten Familiennamen der Grimods in

seiner »Physiologie des Geschmacks« auch nur mit einem Zwinkern zu erwähnen. Aber der gekränkte Gastrosoph benutzte diese Zurücksetzung, um der undankbaren, leicht vergeßlichen Welt in großmütigster Weise zu beweisen, daß große Esser stets auch gute Menschen sind: ohne Neid und ohne Groll gab er seiner Bewunderung für das unvergleichliche Werk, das die märchenhaften Küchenerfahrungen des schmausenden Altfrankreichs in klassischer Sprache zusammenfaßt, lebhaften Ausdruck, und seine Zwischenbemerkung, daß es in der Welt einzig und allein nur darauf ankomme, daß das Gute überhaupt getan werde, bewies allen Einsichtigen, daß in Villiers-sur-Orge ein Weiser der besten alten Zeit seiner irdischen Vollendung entgegensah. Alexander Balthasar Lorenz Grimod de la Reynière, der Dritte seines glorreichen Namens, starb am 25. Dezember, am Weihnachtstage des Jahres 1837, mit einem Lächeln und einem Scherz auf den Lippen: auch darin war er der heiteren Zeit treu geblieben, deren glücklichster Soldat, der Sohn der schönen Aurora von Königsmarck, der Marschall Moritz von Sachsen einst mit den Worten: Quel beau rêve! Welch ein schöner Traum! aus der Helle dieser leichten Welt in das große Dunkel hinüberging.«

»Auf diese Geschichte müssen wir noch eines trinken,« sagte der Baron, als Kunrath fertig geworden war. »Ich habe mir übrigens einige Bosheiten, mit denen Sie Ihre Farce wie einen Braten mit Speck gespickt haben, ad saccum genommen. Ich kenne Sie, mein Lieber. Was sagt denn unser Präsident zu solchen Lebensläufen?«

Der Präsident Volkart, dessen Lippen ein versonnenes Lächeln umspielte, entgegnete: »Ich mag die Menschen dieser vielgepriesenen Zeit nicht. Sie sind mir zu durchsichtig, zu klar, zu oberflächlich. – Dieser gallische Olymp unterscheidet sich von dem hellenischen dadurch, daß er kein Geheimnis hat –«

Ich erlaubte mir zu bemerken: »Sind Sie dessen so sicher, Herr Präsident? Zuweilen verbirgt die Oberflächlichkeit die größte Tiefe –«

»Ich mag die Menschen nicht, die mit nackten Seelen einhergehen und ihre Blöße entweder mit Geist oder mit Gefühlselig-

keit oder – sagen wir – mit Rousseauscher Sentimentalität zudecken. Diese Herrschaften waren schamlos wie die Götter; aber diese Schamlosigkeit entstammte dem oberflächlichsten Glauben an die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur. Die Natur aber ist weder gut noch böse.«

Kunrath mahnte: »Wir geraten in Abgründe! Ich selbst muß gestehen, daß mir die Weltanschauung jener durchaus aristokratischen Gesellschaft zuweilen nicht übel zusagt: Glissez, mortels, n'appuyez pas! Daraus spricht die Erfahrung eines ganzen Volkes, und eine solche ist immer der Beachtung wert. Man muß vor allen Dingen nur das Beste, das Verdauliche nehmen und den Rest dem Pöbel lassen, der übrigens – darüber wollen wir uns klar sein – zuweilen sehr hoch hinaufreicht –«

»Sie gehören auch zu den erklärten Nektarschmeckern,« bemerkte lächelnd der Präsident.

»Ja, das ist mein Beruf,« erklärte der Konservator leise und leicht stotternd. (Ich wußte von früherem Verkehr her, daß sein Sprachfehler immer zum Vorschein kam, wenn er eine Bosheit oder einen tiefen Scherz auf der Zunge trug.) »Wir Nektarschmecker sind eine geheime Gesellschaft, deren Mitglieder in der ganzen Welt zerstreut leben und sich gelegentlich daran erkennen, daß sie nichts Unechtes auf der Zunge, in den Fingern und im Gemüt dulden –«

»Und einen heimlichen Kaiser haben,« warf ich dazwischen.

»Nein, den haben wir gerade nicht! Wir sind Republikaner der Schönheit. Aber wir haben einen heiligen Abscheu vor dem Tische, wo die Menge ihre Bettelsuppen aus den schmutzigen Schüsseln des Tages frißt –«

»Steht das Rezept zu diesen Bettelsuppen, die Ihnen solch ein Greuel sind, auch in dem Kochbuch der Köchin vom Parnaß?« fragte der Präsident.

»Nein, dies Gericht, eine richtige Olla potrida germanischer Küchenerfahrung, ist neuern Ursprungs. Ich mache kein Geheimnis aus dem Rezept: Man lese auf den Stoppelfeldern der Vergangenheit Kraut und Rüben zusammen, setze sie, ohne sie zu putzen, mit recht viel Grundwasser zu, gieße etwas Milch der frommen Denkungsart dazu, lasse das Ganze lange auf-

kochen und schäume es immer wieder mit tellergroßen, vom Staate gelieferten Schöpflöffeln ab, damit nur ja kein Saft und keine Kraft in dem reizlosen Sud zurückbleibt. Dann setze man, je nach Bedarf und Geschmack, den Abhub alter Herrentafeln oder schmieriger Volksküchen zu und würze es mit Paprika und Absud von geilen Brennesseln. Die Beigabe attischen Salzes ist aufs eindringlichste zu widerraten. Am besten gerät die Suppe, wenn man sie mit dem dürren Holze kocht, an dem man Heilande und arme Schächer gekreuzigt hat –«

»Wir kommen ja von unserm lustigen Gesindel los,« mahnte der Präsident.

»Ich werde sofort wieder mit einer der Reisekutschen, die vor hundertdreißig Jahren das galante Europa durchrasten, auf den gallischen Olymp hinaufkutschieren, wo das Leben reine Form geworden und damit auch seinem Untergange nahe war: denn alle reinen Formen sind wert, daß sie untergehen und neuen Platz machen. Wir sitzen wie die Raben auf den übriggebliebenen Grenzpfählen jener Welt: wir grüßen den korsischen Imperator und die Bürger, die seine Erben waren, und ahnen nicht, daß wir noch nicht einmal mit dem Erbe fertig geworden sind, das uns das achtzehnte Jahrhundert hinterlassen hat: denn es hat die Herrschaft des Bürgertums, die damals schon, wenn auch verschleiert, vorhanden war, zu einer zuweilen peinlichen Alltagstatsache gemacht –«

»Und das goldene Kalb auf den Thron gesetzt,« rief der Freiherr Themistokles von Nonnenbruch dazwischen.

»Auch das! Aber eines bitte ich die Herren nicht zu vergessen: daß in vielen jener altfranzösischen Flatterseelen und ihrer kosmopolitischen Gefolgschaft Natur und Geist, auf dem Wege der Bildung, wieder eins geworden waren und im Bewußtsein ihrer unbeirrten Göttlichkeit eine Allerweltssprache redeten, die uns, wegen ihrer unerhörten Zukunftsgläubigkeit, beinah lächerlich oder zum mindesten äußerst vermessen klingt. Doch die Schönheit dieser Erde breitet ja ihre herrlichsten Gefilde mit Vorliebe zu Füßen der Vulkane aus, – und jener Olymp des alten Frankreich war für alle Eingeweihten so schön, daß alle, die an seinen festlichen Tischen den Augenblick mit leichten

Fingern pflückten, Zeit ihres Lebens, im Elend, in der Fremde, in den Staatsgefängnissen der Revolution, das Heimweh nach der seligen Süße des versunkenen Lebens nicht los wurden –«

»Die Rheinlande könnten auch etwas von diesen leichtherzigen Olympiern erzählen,« bemerkte der Präsident dazwischen.

Doch Kunrath ließ sich nicht abbringen: »Und man vergesse nicht, daß sie mit dem leichten Sinn der Götter zu sterben wußten: als schöne Seelen und Schöngeister. Seien wir froh, daß der gallische Olymp im hellen Licht des Geistes vor uns steht und daß seine Philosophie so durchsichtig ist wie ein Sommerschatten auf einem Berggipfel. Diese offenherzigen Schmetterlinge haben ja im Guten und Schlimmen nichts über ihr eigenes Wesen verschwiegen, und die weiße oder purpurne Helle ihrer Räume, wo an allen Wänden Spiegel glänzten, zeigt jedem, der sehen will, daß ein heiteres Geschlecht in leichtem Treiben sich hier mit unaussprechlichem Behagen selbst belauschte. Wir können mit diesen Menschen wie mit Zeitgenossen zu Tische sitzen. Wir wissen, wie und was sie gegessen und getrunken haben; denn eine Welt, die sich selber allzuklar ist, muß auch, mit Notwendigkeit, ihren Küchenmeister hervorbringen, in dem die Theorie des Schmausens Tat wird. Auch Götter müssen essen, um zu leben, ob sie es nun wollen oder nicht, und eine anständige Götterschaft hält nicht nur auf Überlieferung, sondern auch auf die Fortpflanzung ihrer Lebensweise.«

Der Freiherr von Nonnenbruch, dem dieses Gespräch offenbar nicht besonders zusagte, war mit einem Male zappelig geworden: »Ich denke, wir gehen ein bißchen auf den Balkon,« sagte er ungeduldig. »Es sitzt sich schön in der Kühle, unter den Sternen, die in diesen Garten wie in einen Brunnen hereinschauen. Im übrigen bitte ich, mich einen Augenblick zu entschuldigen: in meinem Keller habe ich ein Eckchen, an das ich niemand heranlasse, nicht einmal meine Frau.« – Und er verschwand, nachdem er einem Wandschränkchen einen alten Schlüssel entnommen hatte.

Wir traten auf den Balkon, den die Wipfel alter Birnbäume wie ein Gemach umschlossen.

»Was ist denn mit unserm Hans los?« fragte der Landgerichtspräsident den Major, der fleißig getrunken, aber immer nur auf den Stockzähnen gelächelt hatte.

»Er ist verliebt,« spottete Kunrath, der alle Augenblicke nach der Tür schielte.

»Ich fürchte, hier ist mehr im Spiel als Verliebtheit,« entgegnete der Präsident, und das Schweigen, mit dem Kunrath diese Worte aufnahm, schien auf ein Schicksal hinzudeuten, von dem ich als Fremder nichts ahnen konnte.

Die Zurückkunft des Hausherrn machte diesem Gespräch ein rasches Ende: der Baron brachte zwei Flaschen in einem Kühler, den er neben seinen Stuhl auf den Boden setzte, und dann holte er grüne Römer herbei. Als die ersten Gläser gefüllt waren, trat auch der junge Freiherr, Hans von Ronnenbruch, von dem soeben die Rede gewesen war, auf den Balkon. Der Sohn des Hauses sah in keiner Weise seinem Vater ähnlich: ich sah einen stämmigen, kaum mittelgroßen jungen Mann vor mir, der eher einem besseren Handwerker oder Techniker, als dem Sprossen eines alten Geschlechts glich. Trotz der sommerlichen Hitze trug er einen dunklen Anzug. Was mir aber besonders auffiel, waren seine hellen grauen Augen, die unter einer mächtigen, buckeligen Stirne in tiefen Höhlen lagen und scheu und unruhig umherblickten. Ein Genie oder ein Verbrecher, das war mein Gedanke, als ich ihm die Hand reichte und mit Erstaunen bemerkte, daß seine kräftigen Hände rußig wie die eines Schmiedes waren.

»Mama läßt sich entschuldigen. Sie fühlt sich etwas unwohl und ist zu Bett gegangen,« sagte der junge Freiherr, nachdem er die Anwesenden begrüßt und sich mir vorgestellt hatte.

»Hol dir ein Glas,« sagte der Baron mit einer Stimme, aus der nicht die geringste Zärtlichkeit sprach. »Du verdienst zwar nicht, daß ich dir einen Tropfen von dem Wein einschenke; aber wenn es im Leben nach Verdienst ginge, würden wir ja, wie der Dichter behauptet, alle gehängt.«

Als der Sohn des Hauses vor seinem Glase saß, begann Kunrath den jungen Mann mit versteckten Anspielungen, die ich nicht verstand, zu necken; aber der Gehänselte blieb, ohne darauf ein-

zugehen, nachdenklich und versonnen sitzen, als ob das Gerede aus einer fernen Welt her an sein Ohr klänge.

»Haben Sie Ihr Lachen verloren, Herr Hans?« sagte Kunrath, dessen Benehmen eine deutliche Neigung verriet.

»Ich wüßte nicht, daß man sein Lachen verlieren kann,« entgegnete der junge Mann mit einem Seufzer.

Kunrath zupfte den jungen Herrn zärtlich am Ohrläppchen: »Das hat kein Philosoph gesagt. Man kann es verlieren und kann es wieder finden. Wenn es den Herren recht ist, möchte ich Ihnen noch eine kleine Geschichte erzählen, die ganz in unserer Nähe spielt. Hoffentlich macht Ihnen schon der Titel den Mund wässerig:

Das wiedergefundene Lachen.

Sie klingt zwar manchmal, wie ich vorausschicken möchte, wie eine verschnörkelte Märchenschnurre, ist aber dabei eine so wahre Geschichte, wie sich nur jemals eine in unserem lieben München zugetragen hat. Ich beginne:

Es war einmal vor nicht allzulanger Zeit – oder ist's eine kleine Ewigkeit her? – ein junger Mann, der hatte eines schönen Tages sein Lachen verloren.

Früher war er wegen seines klaren, lieben Lachens berühmt gewesen: ein paar reife Frauen, die mit alten wackeligen Männern gesegnet waren, behaupteten, er lache wie Siegfried der Held, und die ganz jungen Mädchen wurden rot wie Rosen, wenn er mit einem Blick, in dem noch kein Schicksal lag, schlank und helläugig an ihnen vorüberschritt. Seine Mutter hatte alles getan, um aus ihrem einzigen Sohn und Erbprinzen einen glücklichen Menschen mit einer lachenden Seele zu machen.

Das kleine Schlößchen Grundegg, wo er, ohne die Hand eines Vaters zu spüren, aufwuchs, lag nicht weit von unserer großen Luststadt in einem kleinen Park versteckt, unter dessen hohen Baumkronen die Sonnenstrahlen ihre lustigsten Spiele aufführten. Saftig leuchtende Rasenflächen senkten sich von der breiten, weißen Auffahrtstreppe nach einem kleinen See, auf dem ein Schwarm schneeweißer Schwäne wie eine Märchenflotte einherzog und jeden Morgen geduldig am Ufer harrte,

bis der junge Prinz mit seinem Futterkörbchen daherkam, um die schloßweißen Riesenvögel mit Brot und Backwerk zu füttern. Die schmeichlerische Geste, mit der die schlanken Tiere ihre königlichen Hälse in die Hand des Knaben schmiegten, war von solchem Adel, daß sich seine Augen nicht satt sehen konnten. Hinter den Schwänen wartete eine Schar flinker Enten, deren Flügel und Brüste im metallischen Glanze weichster Seidengewebe ineinanderschillerten, und die bunten Vögel umschwärmten die ruhigen Schwäne wie kleine Blumenboote, in denen sich Glückliche die Zeit vor der Abfahrt eines Riesendampfers, der nach fernen Küsten und Sternen strebt, mit fragenden Augen vertreiben. Im Sommer war dieser blinkende See mit seinen smaragdgrünen Ufern eine Welt für sich: weiße Seerosen mit breiten, saftigen Blättern schwammen wie schneeige Becher auf der grünseidenen Fläche, und in dem Schilf, dessen Blätter sich wie grüne Degen emporbogen, raunten und rauschten die Geheimnisse uralter Flut.

In dem stilvoll erneuten Schlößchen Grundegg war alles dazu angetan, dem jungen Prinzen Heinz, der leider, wie ich nicht verschweigen darf, den recht bürgerlichen Namen Faltermayer führte, alles Häßliche fernzuhalten. In dem hellen weißen Treppenhause, das sich in zwei breiten Absätzen in das einzige Obergeschoß emporbaute, standen die Ahnenbilder derer von Grundegg, denen einst das Schloß angehört hatte, in Erz und Stein: sie hielten Schwerter in der geschlossenen Faust oder wiesen mit ausgestreckten Fingern auf aufgeschlagene Gesetzbücher hin, deren steinerne Blätter die Daten stiller oder lauter Ereignisse trugen; einigen saßen mächtige Perücken auf dem Haupte, und wieder anderen lag das Haar leicht gewellt über den freien, gewölbten Stirnen. Von den lichten Wänden mit goldenen Ranken und Stukkaturen blickten schöne Frauen mit hochgezogenen Brauen, deren Schwung an das Horn des wachsenden Mondes erinnerte, oder Kinder mit Rassehunden und überquellenden Fruchtkörben auf die Emporsteigenden herunter, und eine verschnörkelte Standuhr, die einst im Lustgemach einer Frau von dreißig Jahren die rinnende Zeit gemessen, verkündete noch immer mit feinem Silberklang den

stillen Sternenwandel der irdischen Stunden. Wenn der Wohllaut ihres Schlages das Treppenhaus mit seiner Silberflut erfüllte, blieben sogar die Zofen, auf deren blonden Haaren duftige Häubchen aus flämischen Spitzen wie Schmetterlinge saßen, lauschend stehen, um den süßen Zauber nicht zu stören.

Die Mutter des Prinzen, in deren Haar das Alter nur ganz langsam leichte Silberfäden wirkte, konnte nicht ohne Jugend sein: sie hatte zwölf hübsche Mädchen zu Dienerinnen, deren Lust und Lachen das Haus mit Heiterkeit erfüllte. Wenn sich das erste Sorgenfältchen um die Lippen einer Dienerin zeigte, wurde sie ausgeschaltet und an einen braven jungen Mann, an einen kleinen Beamten oder Handwerker, verheiratet, deren die Schloßfrau immer ein paar als Schützlinge an der Hand hatte. Die Nachbarn pflegten die Heiratsstifterei der Schloßherrin Anna Maria Faltermayer spöttisch oder nachsichtig zu belächeln; aber die ruhige Art, mit der sie das ganze Anwesen, Gut und Schloß in Schwung und Flor hielt, sicherte ihr die Achtung aller Bekannten und Freunde des wohlbegründeten Hauses.

Die älteren Leute, denen die Geschichte der Familie Faltermayer bekannt war, wunderten sich noch immer, wie das schöne Freifräulein Anna Maria von Greifenberg dazu gekommen war, den Geheimen Kommerzienrat Ignaz Faltermayer zu heiraten. Die Böswilligen, deren es überall mehr gibt als Gute, raunten, sie habe es des bloßen Geldes wegen getan, und die Wohlwollenden sprachen von einer schweren Herzensenttäuschung, die das vielbegehrte Fräulein aus dem uralten Geschlechte derer von Greifenberg in diese bürgerliche Ehe getrieben habe. Der selige Herr Faltermayer, ein überaus tüchtiger Kaufmann, war schon fünfzig Jahre alt gewesen, als er eine der schönsten Frauen unserer Stadt zum Weibe nahm. Sein Vermögen war ihm übrigens nicht ohne schwere Plackereien zugefallen: als Gründer der größten Holzsägerei Oberbayerns, ja Deutschlands, hatte er böse Zeiten durchgemacht, und als er endlich daran denken konnte, eine Frau zu nehmen, um seinen Stamm fortzupflanzen, war er, trotz frischesten Aussehens, ein müder Mann. Er trug übrigens seine junge Frau auf den Händen, und das Lächeln, mit dem diese unter den Menschen umherging, glich aufs Haar

dem einer Glücklichen. Als er sich nach zwei Jahren einer stillen Ehe hinlegte, um zu sterben, durfte seine Gattin, als letzte Gabe des Sterbenden, dessen Dank für die zwei glücklichsten Jahre seines Lebens vernehmen.

Der jungen Witwe fehlte es nicht an zahlreichen Bewerbern; aber der kühle Blick, mit dem sie auf die Männerwelt herabsah, nahm jedem die Hoffnung, die reiche Schloßherrin heimzuführen, und bald war es eine ausgemachte Tatsache, daß die schöne Frau Anna Maria Faltermayer, geborene von Greifenberg, ihr ganzes Glück in ihrem Söhnchen sah und hegte. Sie ging völlig in dem jungen Leben auf, das sich vor ihren Blicken langsam entfaltete: keine Kindsfrau durfte sich rühmen, den jungen Prinzen auf ihrem Arm getragen zu haben; denn die junge Mutter tat alle Dienstleistungen, deren ein Kind bedarf, mit eigenen Händen. Dabei trug sie die schönsten Gewänder aus weichen Seidenstoffen, und aller Schmuck, den ihr der verstorbene Vater ihres Glückskindes mit der Freigebigkeit eines verliebten alternden Mannes geschenkt hatte, funkelte und blitzte nun Tag für Tag vor den blauen Augen des Prinzen Heinz, der auf diese Weise ganz früh schon lernte, seine rosigen Patschhändchen nach schönen und glänzenden Dingen auszustrecken. Er verbrachte seine erste Jugend sozusagen in den Falten der mütterlichen Gewänder, und alle Augenblicke ruhten die Augen der glücklichen Mutter auf dem blonden Köpfchen des heranwachsenden Prinzen, der das ganze Haus mit seiner lauten oder stillen Gegenwart erfüllte. Die Zofen und Dienerinnen waren selig, wenn sie den blonden Buben in die Hand bekommen konnten, und taten alles, um ihn zum Schwätzen und zum Lachen zu bringen: sie zogen ihm Frauenkleider an, sie flochten ihm Rosen in die blonden Locken, die auf seine zarten Schultern fielen, und küßten lachend seinen Mund und seine Bäckchen. Die Übermütigsten sangen ihm sogar Lieder, die er nicht verstand, obwohl er als braves Kind mit stillen Augen zuhörte, wenn von Scheiden und Meiden, von Treu und Falschheit die Weise ging. Seine Mutter jagte dann die lachenden Mädchen aus dem Zimmer, wenn sie dazukam, und in den leidenschaftlichen Küssen, mit denen sie den etwas vorstehenden Mund des gut genährten

Kleinen bedeckte, glühte die ruhige Fülle eines Lebens, das sich in sicherer Hut geborgen weiß.

Als Heinz Faltermayer alt genug geworden war, um den ersten Unterricht zu empfangen, brachte ihm seine Mutter die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens und Rechnens selber bei. Sie konnte den Gedanken, daß ihr Prinz neben schlecht gekämmten und gewaschenen Lausbuben in einer öffentlichen Schule sitzen sollte, nicht ertragen, und so fahndete sie denn nach einem ganz jungen Hauslehrer, den sie endlich auch in einem sanften Pfarrerssohn namens Paulus Schummerich aus Bayreuth fand. Heinz Faltermayer blickte nicht mit Augen der Liebe zu seinem Lehrer auf, sondern trieb sich lieber in den Ställen herum, wo die Pferde aus marmornen Krippen fraßen, oder er half dem Gärtner beim Pflanzen und Pflegen der seltenen Gewächse, die den Garten hinter dem weißen Schlößchen zur Sommerszeit in einen glühenden Prunkteppich verwandelten. Mit schüchternem Neid blickte er auf die Gassenbuben, die barfuß und barhäuptig vor dem Parktor standen und ihre runden geschorenen Bauernköpfe an die eisernen Stangenstäbe preßten, um einen Blick in das unerhörte Paradies zu tun, in dem der Prinz Tag für Tag in Kniehosen aus violettem Samt und in feinen Schuhen umherging. Eines Tages, als Herr Paulus Schummerich hinter einem netten Zöfchen herschielte und gerade drei barfüßige Buben durch das Torgitter hereinglotzten, gelang es Heinz Faltermayer, durch ein Pförtchen in diese herrliche Welt der bloßen Füße und Barhäuptigkeit hinauszuwischen. Die drei Bengel beguckten den fein gekleideten Prinzen zuerst von allen Seiten; dann zeigte ihm der größte einen Laubfrosch, den er einer unergründlich tiefen Tasche entnahm. »Gib mir den Frosch,« sagte Heinz, dem der Grünbefrackte ins Auge stach; »ich geb dir ein Fünfzigerl.« Der Bengel sang zuerst ein Loblied auf den Quaker und dann forderte er eine Mark; als Heinz, der immer Kleingeld für die Armen in der Tasche trug, mit seinem Geldstück herausrückte, verlangte der barfüßige Händler, er solle seine Augen zumachen und seine Hand öffnen. Heinz tat es unverweilt; als er aber seine Augen aufmachte, um seinen Kauf zu genießen, sah er, daß ihm der

Besitzer des herrlichen Frosches einen Maikäfer in die Hand gedrückt und sich in die Ferne gerettet hatte, von wo aus er ihm die Zunge zeigte, worauf er auch noch einen Stein aufhob und nach dem Prinzen warf.

Heinzens Enttäuschung beim ersten Blick in die Welt war schmerzhaft und groß; aber beim Mittagessen, bei dem es seine Leibspeise, Dampfnudeln mit Vanillemilch gab, hatte er sie bereits vergessen. Seine Mutter sorgte nicht nur für eine ausgesucht reizlose Ernährung ihres Einzigen, sondern auch dafür, daß er kein blöder Träumer würde: Tag für Tag kamen die tüchtigsten Fachlehrer nach Grundegg hinaus, um den Prinzen in allen Wissenschaften und Künsten zu unterrichten, und gelassen ließ er alles, was man mit ihm vornahm, über sich ergehen. Er vernahm im Religionsunterricht die böse Mär vom Paradiese und vom Sündenfall, ohne sich allzuviel dabei zu denken. Er prägte sich die Bedeutung der Erbsünde ein und ließ sich den Gnadenschatz der Kirche erschließen. Er kämpfte mit den griechischen Galeeren bei Salamis gegen die üppigen Perser und hörte, wie der große Staatsmann Perikles Raten und Taten der Athener in einer schön gefärbten Fest- und Trauerrede pries. Er schwärmte für Hannibal und fror auf dem kühnen Zuge, den der schlaue Punier im Winter vollbrachte. Er lernte, immer in Gegenwart seiner Mutter, mit ruhigem Auge in dem dämmernden Bildersaal der Geschichte umherwandeln und bekam bei diesem Gang, den die hochlöbliche Schulbehörde so eifrig überwacht, einige Brocken der Sprache Homers, Herodots und Sophokles' auf die Knabenzunge. Er empfand vor den römischen Advokatenreden den üblichen Ekel und genoß dann, um sich zu erholen, die Kunst einer horazischen Ode, soweit ein junger Mensch ohne eigentliche Lebenserfahrung dies vermag. Er lernte französisch plappern. Er lernte, daß zweimal zwei vier ist, und alle Folgerungen aus dieser Tatsache. Er lernte reiten, turnen, fechten, tanzen. Er aß wie ein Drescher und schlief wie ein Murmeltier in den hellen Morgen hinein, und dabei wurde er fast so rundlich wie der Hofmeister Paulus Schummerich aus Bayreuth, dem die guten Bissen des Hauses Faltermayer in die treuherzigen Pastorenbacken gingen. Nur

von dem Treiben der Urstoffe, von ihrer Art und den Spielen, die sie aufführen, um zu hochzeitlicher Verschmelzung oder feindlicher Trennung zu gelangen, sowie von dem leiseren Leben der Natur und der Menschen erfuhr er in den hohen Räumen, wo auch die Lehrer unwillkürlich leise sprachen, nur ganz wenig. Seine Mutter war übrigens der Meinung, nur das Leben könne einem Lebenden seine Wunder und Geheimnisse offenbaren, wobei sie schon als Vielgeprüfte die Hand im Spiel zu haben gedachte.

Da begab es sich eines Tages, daß die Mutter des Prinzen Heinz Faltermayer ganz unerwarteten Besuch von einer schönen jungen Prinzessin bekam. Heinz stand auf der großen weißen Freitreppe, als die Fremde vorfuhr, und er konnte sich gar nicht erklären, warum seine Mutter das junge Fräulein zwei- und dreimal küßte, ehe sie den Gast als ihre Base Thusnelda von Greifenberg vorstellte und dann in ein schön hergerichtetes Turmgemach führte. Heinz wurde so rot wie ein Mohnkopf, als sich die fremde Dame niederbeugte und ihn, ohne um seine Erlaubnis zu fragen, ohne weiteres herzhaft auf den Mund küßte. Er sah ihr nach, als sie raschen Schrittes die helle Freitreppe emporstieg: sie war hochgewachsen, mit breiter, gewölbter Brust, und glich eher einer Germanin aus einem alten Heldengeschlechte, das sich in die neue Zeit verirrt hatte, als einer modernen Städterin. Obgleich ihr goldenes Haar das nicht allzugroße Frauenköpfchen wie einen schweren schimmernden Helm krönte, schritt sie aufrecht mit etwas langen Schritten in ihrem grauen Reisegewand einher, und das leise Rauschen der Falten erfüllte die Luft mit einem rätselhaften Duft aus alten Gemächern oder fernen Gärten. Beim Abendessen sah er sie mit einem rätselhaften Gefühl in seiner Kehle an: ihre Hände waren etwas voll und blütenweiß; aber die Feinheit der Gelenke verriet das gut gehegte Leben einer verfeinerten Rasse. Sie sprach allen Speisen zu, ohne sich nötigen zu lassen, und die Schloßherrin fand, daß sie das gleiche Lachen hatte wie Prinz Heinz. Sie freute sich, wenn der Gast mit leuchtenden Augen bei ihrem Sohne stand oder in den wohlgepflegten Gärten eine schwere Rose oder einen besternten Jasminzweig brach, um einen Augenblick nur den

schweren Duft des einsamen Glücksgartens in ihre gerade und ernsthafte Nase zu saugen.

Der Erbprinz des Hauses Faltermayer litt just zu der Zeit, da dieser glänzende Besuch eintraf und das Schlößchen mit seinem Wesen erfüllte, an einer versteckten Melancholie, die mit der des Dänenprinzen Hamlet nichts zu tun hatte: er fürchtete sich vor dem Abiturientenexamen, das er im Juli am Wilhelmsgymnasium in München bestehen sollte, und im stillen machte er seiner Mutter Vorwürfe, daß sie ihn nicht auch auf ein Pennal getan hatte, wo er sonder Mühe mit dem großen klassischen Haufen durchgeschlüpft wäre. Aber diese Examensnöte schwanden nun wie Butter in der Sonne vor den Blicken der Freiin Thusnelda von Greifenberg dahin: wenn sie mit ihm am Fenster stand und in die Tiefe des schimmernden Sees hineinguckte, sah sie ihn zuweilen mit Blicken an, in denen ein ungeheures Leid zu ruhen schien, und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust; dann brach sie jählings in ein helles Gelächter aus und lief wie ein aufgescheuchtes Wild in den Park, wo Heinz sie dann im tiefsten Ernste auf einer Bank vor sich hinträumend fand. Dann konnte es vorkommen, daß sie ihre Hand vertraulich auf seinen Arm legte und mit schwesterlichem Ernste davon sprach, wie gut er es als Mann habe, dem alles offen stehe: Europa und Asien, Indien und die Sahara, wo noch ein grenzenloses Kaiserreich zu vergeben sei. Wenn sie dieses Schweifens müde war, legte sich wieder ein Schatten der Sehnsucht auf ihre hellen Züge, und der Blick, den sie ihrem Vetter schief von unten her zuwarf, funkelte, als ob sie seine Macht an einem jungen Manne erproben wolle. Wie ein verliebter Page ging Heinz Faltermayer dann auf dem Rückwege hinter seiner glänzenden Base her, und wenn sie ihn bei Tisch, wo sie ihm gegenübersaß, mit ihren blauen, grausamen Augen scherzhaft schmachtend ansah, meinte er manchmal, es schlüge ein Blitz in sein innerstes Mark; aber zugleich fühlte er sich seltsam erhoben, und es war ihm zumute, als stünde er wie in einem Rausche vor den goldenen Toren des Lebens. Und wenn sie lachte, lachte er mit, und seine Mutter freute sich an den beiden glücklichen jungen Menschen, die in dem Schloßbereich wie in einem kleinen Paradies umhergingen.

Eines Tages aber, als er, berauscht von ihrer seligsten Nähe, mit der Geliebten auf der Freitreppe des Schlosses stand und in den sommerlichen Glanz hinausträumte, fuhr ein Herr in einer himmelblauen Leutnantsuniform in einem Jagdwagen vor. Da bemerkte er, wie Thusnelda, ohne sich von der Stelle zu rühren, zum erstenmal tief errötete: es sah aus, wie wenn eine glühende Flamme langsam an ihren Schläfen emporstiege und das schöne Gesicht mit einem tieferen Leben erfüllte. Das glühende Schauspiel dauerte aber nur einen Augenblick; dann hieß die Base den fremden Herrn willkommen, machte ihn mit ihrem Vetter Heinz bekannt und geleitete ihn stehenden Fußes zu der Schloßherrin, in deren Gemächern das Paar nun längere Zeit verblieb. Heinz fragte sich, was dieser Besuch zu bedeuten habe, und nahm sich vor, dem geschniegelten Herrn, der so frech und siegessicher dreinblickte, mit kühlster Miene zu begegnen. Voll Trotz blieb er den mütterlichen Gemächern fern; als sich diese aber endlich öffneten, sah er, daß die Augen seiner Mutter glänzten, und gleich darauf stellte ihm Thusnelda, in deren Augen ein weicher Schimmer lag, den Herrn Friedrich von der Egge als ihren Verlobten vor. Heinz sah nicht auf, und seine Hände zitterten; als er aber den Blick erhob, bemerkte er, daß der Bräutigam ein ziemlich großes Wärzchen auf der linken Backe sitzen hatte, und dieser Schönheitsfehler erfüllte ihn in diesem Augenblicke mit einer Art Trost. Am Abend dieses denkwürdigen Tages aber ging es auf Schloß Grundegg hoch her: Frau Anna Maria Faltermayer ließ uralte, verstaubte Flaschen, die noch von ihrem Manne her im Keller lagen, zum Mahl heraufholen, und das Brautpaar aß und trank und nahm sich bei der Hand, als ob es gar keinen Prinz Heinz auf der Welt gäbe. Dieser empfand einen bohrenden Groll gegen die Glücklichen, und während das Brautpaar dem ausgezeichneten französischen Champagner die bräutlichste Ehre antat, trank er sich, zum erstenmal in seinem Leben, ein Schwipschen in Burgunder an. Bei dem Gespräche, das die Verlobten führten, war von nichts anderem die Rede als von dem Leben, das sie als Neuvermählte zu führen gedachten: von Jagden, Bällen, Reisen; von Pferden, Hunden und der Beförderung zum Obersten und

zum General, und selbst die Kommerzienrätin Faltermayer wurde ganz schweigsam vor diesem lauten Weltglück eines jungen Menschenpaares.

An dem Tage, da sich Herr Friedrich von der Egge das Jawort der hübschen Freiin Thusnelda von Greifenberg holte, hatte Heinz zum letzten Male laut gelacht; aber sein Wesen blieb von einer solchen Sanftmut, daß es seine Mutter, der vor seinem Examen bangte, gar nicht merkte, daß in seinem Wesen eine Veränderung vorgegangen war. Er trieb sich, nachdem die Braut das Schloß verlassen hatte, nach wie vor mit einem Buch im Park umher; er warf den harrenden Schwänen Zuckerwerk vor und blieb nur zuweilen länger vor dem Schilfe stehen, wo blauseiden schillernde Wasserjungfern wie silberne Blitze über die seidenen Tiefen schossen und zuweilen zu einem zitternden Ring des Glückes zusammenwuchsen, um ihre Hochzeit im Licht zu feiern. Er stieg mit dieser Schwermut in die Prüfung, aus der er mit knapper Not ein »Genügend« ergatterte, das ihm den Zugang zu den Welten öffnete, wo die deutsche Wissenschaft unter den Augen des Staates ihre Triumphe feiert, und brachte sie in die Ferien heim. Als er aber, wie Hamlet von Dänemark, seine Munterkeit gänzlich eingebüßt hatte und gelegentlich den Versuch machte, ein paar abfällige Meinungen über die Frauen im allgemeinen loszuwerden, wurde seine Mutter aufmerksam. Sie nahm sich aber vor, zunächst nicht selbst an die feingestimmte Seele ihres Sohnes zu rühren, sondern lud den treuesten Freund ihres Gatten, den Universitätsphilosophen und Geheimen Rat Adam Hämmerle ein, damit er ihrem Einzigen den Kopf zurechtsetze und ihm mit weiser Hand ein richtiges Fensterchen auf den Gang der Welt öffne. Der alte Herr, der einen mächtigen gilbenden Weißbart vor sich hertrug, aber nur noch drei Härchen auf dem glatten, gelblichen Schädel hatte, ließ sich das Begrüßungsmahl, das ihm die sorgende Mutter vorsetzte, wie ein Philosoph aus der Schule Epikurs schmecken, trank wie Sokrates und nahm dann den Sohn des Hauses auf einen peripatetischen Gewissenserforschungsgang mit, auf dem er nur von dem Ding an sich, von der Einfühlung, von der Gemeinheit seiner Kollegen und von seinem epochemachenden Hauptwerk »Die

Phantasie als Weltfälscherin« sprach. Als er dann abends mit der silberhaarigen Schloßfrau bei einer Flasche Richebourg saß, den er achtlos wie helles Leitungswasser hineintrank, sagte er:

»Ich habe nichts Besonderes an der Schwermut unseres jungen Freundes gefunden: es ist die Schwermut der Jugend, die ein bedeutendes Ziel vor Augen sieht und, voll göttlicher Ungeduld, alles mit dem Gefühl vorausnehmen möchte. Ich kenne keinen bedeutenden Menschen, der nicht diese Zeit der Gärung durchgemacht hätte. Das Genie ist entweder Catilina oder Werther. Ich selbst habe beide Zustände, wenn auch nur im Geiste, durchgeprobt, indem ich mich in sie eingefühlt habe. Ich gestatte mir dazu die Bemerkung zu machen, daß ich das Vorrecht auf Einführung dieses Ausdruckes habe, was auch mein Kollege Foidl, der Lump, der, nebenbei bemerkt, drei uneheliche Kinder von drei verschiedenen Frauen hat und den unglücklichen Müttern keine Unterhaltungsgelder zahlt, dagegen sagen möge. Doch ich schweife ab, was sonst nicht meine Art ist; denn die Philosophie, die ihren Namen verdient, kennt nur einen Weg, und der ist gerade wie ein Lineal. Nja, liebe Freundin – was ich noch sagen wollte: Diese Schwermut der Jugend rührt zuweilen von rein seelischen Ausschweifungen her, denen manchmal die andern später, wenn der Mann reif geworden ist, zu folgen pflegen; aber ich glaube nicht, daß Ihr Sohn an dieser heimlichen Krankheit leidet. Ich habe ihn beim Essen beobachtet: er wählt nicht die schlechtesten Bissen und nimmt kräftige Schlucke, was ich eigentlich, wegen der ausnehmenden Güte des Tischweins, nicht gerne sah. Seien Sie also froh, verehrteste Freundin, daß unser junger Freund mit etwas wehmütigen Augen in die Welt blickt. Die Augen solcher Menschen sehen nie etwas Gemeines: bis spät ins Alter, wo der goldene Abendhauch des Lebens die erbleichenden Stirnen streift, gehen sie wie in einem goldenen Duft einher, und ihre Augen bewahren das heimliche Leuchten derer, denen ein Gott reine Seelen gegeben hat. Für den Augenblick kommt es aber darauf an, daß unser junger Freund, in dem ich einen philosophischen Menschen wittere, seine jugendliche Unbefangenheit wiederfinde. Doch nun würde

es mich reizen, etwas über die Grundsätze zu erfahren, nach denen Sie Ihren Sohn erzogen haben.«

Frau Anna Maria Faltermayer setzte sie dem Freunde ihres Gatten auseinander. Der Geheimrat Hämmerle hörte mit dem Ernst eines Totenrichters zu, nahm einen Schluck und sagte dann: »Die Erziehung hätte schlimmer ausfallen können. Es ist ein Unglück für die Welt, daß die „Pädagogik", die einen Teil meines Systems bildet, noch nicht zur Druckreife gediehen ist. Zur Zeit ist nur der Teil, der über Kronprinzenerziehung handelt, zum Abschluß gediehen: ich betrachte darin auch Kronprinzen als Intelligenzen, die durch Organe bedient werden. Ich weiß, daß mir diese Auffassung die Bezeichnung eines Vernünftlers – eines Rationalisten – eintragen wird; aber ich habe schon ganz andere Kröten verschluckt, ohne daran zu ersticken.«

Doch die Mutter Heinzens war nicht geneigt, die Träume eines Philosophen als Gegenwart zu nehmen; sie sagte seufzend: »Sie haben keine Ahnung, wie himmlisch er lachen konnte!«

Der Professor Hämmerle nahm wieder einen kräftigen Schluck des rubinfarbenen alten Burgunders und entgegnete: »Senden Sie den Jungen ruhig auf die Universität. Und lassen Sie ihn allein für sich. In München wird er sein Lachen schon wiederfinden.«

Und zu Heinz dem Prinzen, der eben auf der Terrasse einer Sternschnuppe nachsah und an Thusnelda dachte, sagte der große Denker später: »Machen Sie, daß Sie Ihr Lachen wiederbekommen. Ihre Frau Mama wünscht es. Das Lachen ist zwar, von einer gewissen Seite betrachtet, etwas durchaus Fragwürdiges. Es gibt nun allerdings Philosophen, die nie gelacht und doch etwas geleistet haben; aber ich kann es nicht leugnen, so gern ich es manchmal möchte: der Mensch ist wirklich ein lachendes, ein lachhaftes oder lachbares Tier. Auch ich lache zuweilen gern, wie zum Beispiel, wenn mein Kollege Foidl behauptet, er und nicht ich habe die epochemachende Theorie der Einfühlung aufgestellt und durchgearbeitet.«

Heinz, dem seine lachende Base bei diesen Worten schmerzlich klar vor der Seele schwebte, versprach dem Freunde seines Vaters, daß er in München darauf ausgehen werde, das schönste Lachen

zu lernen; der Professor aber dachte keineswegs an das derbe Lachen der Bauern oder jungen Tölpel, sondern an das Gelächter, das nur entsteht, wenn der Geist aus dem Abgrunde der Welt eine neue Gestalt, einen schöpferischen Blitz oder eine göttliche Fratze emporzucken sieht.

Nun wurde der angehende Studiosus mit allem ausgerüstet, was das Leben eines hübschen jungen Mannes mit einem reichlich bemessenen Monatswechsel zu einem Fest machen kann. Seine Mutter fuhr selbst nach München, um ihm bei einer Professorswitwe, deren Küche und Betten sie einer genauen Besichtigung unterzog, eine stille, ruhige Wohnung einzurichten. Sein Studierzimmer ging auf einen Garten hinter der Ludwigskirche, wo zahlreiche Amseln in der heiligen Frühe in seinen Schlaf hineinsangen. Franz, der älteste Diener des Hauses Faltermayer, mußte seinen jungen Herrn begleiten und auf dem Vorplatz warten, wenn Besuch kam, um dem Prinzen eine halbe Stunde zu vertreiben. Heinz besuchte ein paar Professoren, wurde mit wohlwollendem Gesicht aufgenommen und belegte dann bei dem Freunde seines Vaters, dem Professor Hämmerle, ein Kolleg über »die Phantasie als Weltfälscherin«; aber trotzdem er die Vorlesung eifrig besuchte und kein Kolleg schwänzte, mußte er nicht lachen. Er ging durch die Straßen Münchens und besah sich die Bauten, von denen viele aussahen, als seien sie von einer klassischen Walpurgisnacht ohne Helena übriggeblieben; aber er mußte nicht lachen. Er sah zahllose Malweibchen in breiten Schuhen und in Reformkleidern, die wie schlecht genähte Säcke über magere Schultern herabhingen, unter fabelhaften Hüten in allen Größen und Gestalten von Schwabing hereinpilgern; aber er mußte nicht lachen. Er ging auf die Maskenbälle, wo Armut und Gier den Versuch machen, sich festlich zu gebärden; aber trotzdem er von zwei älteren Schönen, in denen sich ein Gelüste nach Kalbsbraten mit Schaumwein regte, mit Schnudi und Schnucki angeredet wurde, mußte er nicht lachen. Er ging in den bayrischen Landtag und las die Seufzerecke in den Neuesten Nachrichten; er aß Weißwürste und besuchte alle Lustspielpremieren; er ließ sich auf den Trambahnen auf seine feinen Schuhe treten und hörte, wie der Trampelnde zu seiner

Entschuldigung das landesübliche »Oha!« verlauten ließ; aber er mußte nicht lachen, sondern wurde nur noch schwermütiger. Am liebsten machte er lange Spaziergänge, auf denen ein Mund oder ein lachendes Auge vor ihm herschwebte, – unerreichbar fern. Als er in solcher Stimmung eines Tages im Englischen Garten herumspazierte, sah er am Rande eines Sumpfes, dessen saftstrotzendes Grün sein Auge entzückte, einen greisen, fetten Frosch sitzen. Der Alte trug keine Krone; also war er nicht der Froschkönig, von dem in anderen Märchen mehr als genug die Rede geht. Der Grünbefrackte aber war frech wie alle Sumpftiere und redete den jungen Herrn an: »Entschuldigen Sie, gnädiger Herr,« sagte er mit dem Gemütston, den alle Frösche anzuschlagen lieben, wenn sie mit höheren Menschen in Berührung kommen; »ich glaube, wir sind alte Bekannte. Darf ich mir ein Wort gestatten? Ich sehe Sie täglich mit einem solch traurigen Gesicht vorbeigehen, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen kann, Sie anzureden. Ich kenne den Grund Ihres Leidens: es rührt daher, daß Sie kein Frosch sind. Werden Sie ein Frosch, und Sie werden vergnügt wie ein Fisch. Die Froschwerdung ist das Höchste, was einem denkenden Wesen blühen kann. Haben Sie jemals gelesen, daß ein Frosch an Weltschmerz gelitten hat? Sie schütteln den Kopf, und das freut mich. Wir Frösche sind Vertreter der Weltfreunde; wir haben ein fröhliches Musikantenherz, und unser Gesang ist fähig, nicht nur die Liebeswonne, sondern auch das innerste Wesen der Welt auszudrücken. Mit einem Wort: wir, wir sind die geborenen Weltmusikanten! Wir brauchen kein Riesenorchester; aber ein einziger Laut unserer Stimme ist fähig, die feinsten Regungen der Frosch- und Weltseele wiederzugeben. Wenn ich meine Mitbrüder quaken höre, denke ich immer: Das ist zart wie Mondschein und tief wie ein Sumpf, wo alle guten Dinge im Verborgenen ruhen. Wir sind freie Frösche; wir brauchen keine Regierung, keine Beamten, keine Schulen und keine Geistlichkeit. Und wenn ich Ihnen ein Geheimnis anvertrauen darf: uns plagen weder Skrupel noch Zweifel. Der Überfrosch, der, wie mein Freund und Mitfrosch Adolar Perlenlaich behauptet, die Welt und, leider, auch die Menschen geschaffen hat, ist ein

guter, alliebender Frosch, der uns mit einer guten Verdauung und einer himmlischen, ich möchte sagen übermenschlichen Stimme gesegnet hat. Ich darf Ihnen im Vertrauen verraten: Sie haben gar keine Ahnung, wie viele Menschen ihr Glück als Frösche gefunden haben. Ich sag es noch einmal: Werden Sie ein Frosch! Werden Sie ein Frosch, gnädiger Herr! C'est le salut!«

Heinz, der in Gedanken an seine Base nur halb zugehört hatte, entgegnete dem grünbefrackten Uferprediger: »Wie einer ist, so ist sein Gott!« worauf der kaltblütige Missionar in seinen Sumpf zurücksprang und hinter dem Davongehenden in der klassischen Sprache der altgriechischen Frösche: Brekekex, koax, koax! – das heißt: Wie sind die Menschen saumäßig dumm! – herzuschimpfen begann.

Auf dem Heimwege zur Stadt geriet der trübselige Heinz, in dem die Philosophie des Quakers wie ein Unkengeläute nachklang, in ein ganz unbekanntes Viertel und endlich in ein moderiges Sackgäßchen, wo ein vollgepropfter Trödelladen neben dem anderen zur Erwerbung der merkwürdigsten Dinge einlud. Er blieb vor ein paar Fenstern stehen und besah sich nachdenklich die verschiedenen Trümmer menschlichen Glücks, die da verkümmert und verstaubt herumlagen und geduldig auf einen Liebhaber oder Nutznießer warteten. In einem rissigen und mit Papier geflickten Schaufenster zog eine Bronzebüste Napoleons aus dessen Cäsarenzeit seine Blicke auf sich: der Geniekaiser trug das bekannte Hütchen auf dem Haupt, auf das der Trödler eine tönerne, grell bemalte Schützenliesl aus Gips gestellt hatte, die nun auf dem mächtigsten Hirn ihren Tanz vollführte und den Durstigen ein Dutzend schäumender Krüge entgegenschwenkte; um seinen dicken Hals aber trug der bronzene Geniekaiser einen hänfenen Strick, dessen Enden vorne zu einem losen Knoten verknüpft waren.

Heinz entsann sich vor dieser Gruppe, daß auf dem Schreibtische seines Vaters in Grundegg eine seltene Büste des ersten Konsuls, ein Werk Canovas, thronte. Doch während er im Geist die gerundeten Züge des fett gewordenen Kaisers mit den mageren des Generals Bonaparte verglich, tauchte plötzlich

hinter dem Ladenfenster ein Gesicht auf, aus dem ihn zwei Menschenaugen wie zwei glühende Kohlen anstarrten: es wurde ihm zumute, als ob ihn das Dunkel dahinter mit diesen Lichtpunkten anlocke, und mit magischer Gewalt zog es ihn in den Laden. Als er die winzige Trödlerbude betrat, sah er sich einem kleinen Männchen in einem schmierigen hemdartigen Rocke gegenüber, das ein abgeschabtes Samtkäppchen in seinen knöchernen Händen drehte und mit einer Miene, wie sie Küstern eigen ist, einen Bückling nach dem andern vor dem Kunden machte. »Kaufen Sie mir was ab, schöner Herr,« sagte er mit einer kichernden Stimme, während er, ohne ein Angebot abzuwarten, dem Kunden voranging. Zum Erstaunen Heinzens mündete die schmale Bude, wo es nach Tod und Moder aus allen Ecken roch, in eine weite, schöne Halle, zu der vier mit kostbaren altpersischen Teppichen belegte Stufen hinabführten. Wie geblendet blieb Herr Heinz Faltermayer auf der obersten stehen und starrte auf die Schätze, die da in wirrem Reichtum aufgetürmt und aufgeschichtet lagen: auf die Teppiche, Bronzen, Rüstungen, Bilder, Bischofsmützen, Meßgewänder, Bücher, Uhren, Prunktische, Gobelins, Schmucksachen, Pokale, Porzellane und was sonst einmal den Reichtum fürstlichen Lebens ausmachte. Das kleine Männchen zwinkerte mit den Äuglein und strich im Vorbeigehen liebkosend über ein paar alte Seidenstoffe, deren heller Purpur verblaßt war, und winkte dem Prinzen Heinz Faltermayer aufmunternd zu, doch näherzutreten und die Schätze in Augenschein zu nehmen. »Was soll ich Ihnen zeigen?« fragte er mit listigem Lächeln, das seinen dünnen, zahnlosen Mund ganz seltsam in die Breite zog. »Sie sind jung. Sie haben Geschmack. Wollen Sie eine Reise machen? Das silberne Schiff da, das hier seine etwas abgeblaßten roten Segel entfaltet, ist das Modell des Fahrzeugs, das den Verkehr mit der erst kürzlich wieder entdeckten Liebesinsel Atlantis besorgt. Kein Dampfer, wie Sie sehen, sondern eine schöne alte Prunkgaleere mit einer feingeschnitzten, breitbusigen Fortuna am Bug, die ihre Arme allen Kühnen öffnet. Ich bin seit gestern Vertreter des Unternehmens und gebe Ihnen die Fahrkarte weit unter dem Preise, um einen roten Liebespfennig. Sie sehen, die gold-

gelben Vordersegel sind – Symbol ist alles! – mit Köchern und Pfeilen bestickt, und der alte Schalk Amor selbst sitzt am Steuer, ohne eine Miene zu verziehen, wie es seine Gewohnheit bei ganz ernsthaften Unternehmungen ist. Junge Herren müssen reisen, damit sie lernen, wie die Welt ißt und trinkt und liebt. Ich kann Ihnen, wenn Sie es wünschen, Empfehlungen an die jüngsten Sirenen mitgeben, die sich nach den Abenteuern mit dem Gauner Odysseus auf diese geschützte Insel zwischen Heut und Morgen zurückgezogen haben und, wie ich Ihnen verraten darf, zu meinen allerbesten Kunden gehören. Hier haben Sie gleich einen Schleier, wie ihn die Schönsten auf dem goldblonden Haar tragen, wenn sie in heißen Sommernächten am Meere spazierengehen und zu dreien oder vieren ihre berückenden klassischen Vokalquartette singen. Sie werden mir den Gefallen tun und Ihre Ohren nicht verstopfen, wenn Sie in deren Nähe kommen; denn in diesen Strandliedern klingt und singt alles, was sich je begeben: das Leben und Sterben der Götter und Helden, das Rauschen der Flut und der buntscheckige Lärm der Märkte, wo das unsterbliche Volk sein Wesen treibt. Ich kann Sie, wenn Sie mir die Ehre Ihrer Kundschaft schenken, für die ganze Reise ausrüsten: da ist zum Beispiel eine Strickleiter, auf der Othello zu dem Balkon emporkletterte, auf dem die blonde Meerestochter Desdemona die erste Untreue gegen die Farbe ihres Geschlechts beging. Dieses entzückende Parfümbüchschen aus Zedernholz trug Romeo in der Hand, als er Julien zum erstenmal auf dem Ball bei den Capulettis erblickte. Hier ist der frisch geschliffene Dolch, mit dem Cesare Borgia seinen Schwager unter dem schützenden Mantel seines Vaters niederstach, so daß das Blut das feiste Gesicht seines heiligen Erzeugers bespritzte. Dieser etwas rostige spanische Bügel stammt von dem hochseligen Ritter de la Mancha, dessen seliges Streitroß bekanntlich ein kastilianischer Wasenmeister zu klassischem Leder vergerbte; diese Stiefel da, die Wallenstein in der Schlacht bei Lützen trug, sind, wie ich nur nebenbei bemerken will, gleichfalls aus literarischem Leder gemacht. Diesen Zopf da habe ich eigenhändig dem genialen Lügenpeter Münchhausen abgeschnitten; er war natürlich etwas mitgenommen, nachdem sich der edle Freiherr,

wie Ihnen vielleicht nicht unbekannt ist, daraus aus dem Sumpf emporgezogen hatte; aber er ist echt, und einem jungen Herrn kann es nie schaden, wenn er in der Lage ist, einer Schönen einen echten Zopf anzubieten. Diese Handschuhe – sie waren Anno 1750 schon nicht mehr neu – trug Friedrich der Große, als er bei Kolin den Befehl zum Angriff gab. Diese Bestecke stammen aus der berühmten Feldküche Napoleons, die bekanntlich so eingerichtet war, daß sie dem Schlachtenmeister zu jeder Stunde ein knusperig gebratenes Rippenstück und ein Täßchen höllenheißen Kaffee auf den Tisch liefern konnte. Die Ziselierung der goldenen Tasse mit dem kaiserlichen Adler verrät, wie Sie als Kenner bemerken werden, die Hand eines Meisters. Diese Puderdose da aus getriebenem Silber stand auf dem Toilettentischchen der Pompadour. Auf dem Deckel sehen Sie das Wappen der Marquise über einem sonnenbestrahlten Meer, auf dem ein blaßblaues Liebesschiffchen leicht wie ein schillernder Sommerfalter einherzieht. Wenn ich Ihnen raten darf, schenken Sie das Kleinod der schönsten Sirene, die Ihnen am Strande von Atlantis begegnet; denn kleine Geschenke erhalten die – Freundschaft. Ich bin alt und habe noch keine Sirene, weder unter den Schlamm- noch unter den Meersirenen, kennengelernt, die ein Geschenk verweigert hätte, wenn es aus einer kräftigen Hand kam. – Sie wollen nichts mit den teuren Sirenen zu tun haben? Ich sehe, Sie sehnen sich nach einer deutschen Hausfrau mit einer Seele voll Gemüt und blonden Zöpfen? Ich bin in der Lage, jeden Geschmack befriedigen zu können: ich statte Fürstensitze und Luftschlösser aus, in denen jedermann, wie billig, das schönste Stockwerk bewohnt und nur Selbstmordgedanken bekommt, wenn ihm das Wasser an den Hals geht. Hier haben Sie alle die silbernen Salzfässer und Fruchtschalen von der etwas lebhaften Hand Benvenuto Cellinis beisammen, die in französischen Romanen auf damastenem Tischzeug prunken. Hier an der Wand hängen alle Werke von Raffael, Dürer, Rembrandt, Rubens, van Dyck, Lionardo und Michelangelo, die Sie in den Prunkschlössern der hochgeborenen Romanhelden bewundern konnten: sie sind so frisch, als ob sie eben von der Staffelei herabgekommen wären; denn

ich kenne ein gesetzlich geschütztes Verfahren, das die blühendsten Farben lebendig erhält und den eingedunkelten neues Feuer verleiht. Ich habe sogar, wie Sie sehen, die Mona Lisa gestohlen, damit die Herren vom kunsthistorischen Fach mit der ästhetischen Überseele endlich aufhören, von dem unergründlichen Sphinxlächeln der kühlen Florentinerin zu faseln. Hier steht eine Diana von Houdon und zehn Nymphen von Clodion für Ihr Lustgärtlein bereit, falls Sie ein solches Ihr eigen nennen, und dieser Faun von Praxiteles ist so verschwiegen, daß ihn die kühnste Liebesgeste nicht dazu bringt, aus seinem lauschigen Versteck hervorzubrechen. Ich habe das seltenste Silberzeug der Renaissancepäpste und der französischen Königsmätressen zusammengekauft, um in der Lage zu sein, neugebackenen Baronen vom Schlot und der Börse das prunkvollste Tafelgeschirr auf den Tisch zu liefern. Hier ist der Prachtschlitten, auf dem der hochselige Ludwig II. in schönen Winternächten durch die verschneiten Berge stob. Diese Schaumünze von Pisanello trug der Journalist Aretino bei seinem lustigen Henkersmahl an der schweren goldenen Kette, die ihm die Majestät Karl V. in einer schwachen Stunde – auch Fürsten haben solche – verliehen hatte, und hier ist sogar ein rostiger Nagel vom Sarge, in dem der purpurmüde Kaiser sein eigenes Totenamt anhörte. Und hier zeige ich Ihnen, als höchste Seltenheit, in ägyptisches Gräbergold gefaßt, einen echten Zahn der Kleopatra: wer ihn am bloßen Halse trägt, kann jedes Weib seinem Willen gefügig machen, vorausgesetzt, daß er das Geheimnis des Zahnes als des mächtigsten Liebesweckers kennt und hütet. Und das da ist die Nadel der braunen Ägypterin, mit der sie ihr blauschwarzes Haar aufgesteckt hielt, als sie mit ihrem stiernackigen Geliebten Antonius gesalzene Fische aus dem Nil zog und lachend zusah, wie der römische Herkules die Ruderknechte mit Faustschlägen für die schweißtriefende Nachtarbeit auf der kaiserlichen Purpurbarke bezahlte.«

Und das magere Männchen mit dem Küstergesicht redete und redete, und vor den Augen des Zuhörers zog ein Hexenschwarm von Gestalten und Formen, von blinkenden Schätzen und verstaubtem Trödelkram vorüber, und es wurde ihm zumute, als

versänke er in einem wüsten Meere, über dessen Wogen der Moderduft der Geschichte in heißen Stößen einherfegte und sein Gehirn betäubte. Die glühenden Augen des Alten, die ihn keinen Augenblick losließen, bohrten sich tief und tiefer in die seinen, und schon dachte er daran, um jeden Preis aus dieser historischen Hexen- und Trödlerbude zu entfliehen, als er hörte, wie die Ladenklingel ging und eine vergrämte Stimme aus dem vorderen Laden fragte: »Bitte, ich möchte den Strick im Fenster kaufen.« Das Trödelmännchen ließ Heinz im Hintergrunde des eigentlichen Ladens stehen und näherte sich mit seinem Käpplein dienernd dem neuen Kunden. Der Mann war, wie Heinz bemerkte, weit über Mittelgröße, hager gewachsen und mochte vielleicht vierzig Jahre zählen; er trug abgeschabte Lederhandschuhe, einen Stock mit silbernem Knauf und war mit peinlicher Sorgfalt in einen dunklen Sackanzug gekleidet. Er hatte seinen Hut abgenommen und stand fast schüchtern wie ein Schüler vor dem kleinen Trödler, der den Kunden mit listigen Äuglein musterte und dann, auf den Strick deutend, sagte:

»Der Strick ist eine Reliquie. Sie haben den Schinderhannes damit gehängt.«

»Das ist mir gleich,« sagte der Kunde; auf seinem bartlosen Gesicht lag eine solche Gleichgültigkeit und solche Trauer, daß Heinz ein brüderliches Schicksal ahnte und ein jähes Mitleid mit dem Unbekannten fühlte. Das Männchen aber kicherte:

»Wenn Sie Gebrauch davon machen wollen, geb ich ihn billig. Das Henken ist seit Erfindung des Revolvers und der Blausäure leider außer Mode gekommen. Es gibt zwar in unserer schönen Stadt München genug Minister, Maler, Verleger, Schriftsteller, Gasthofbesitzer und gewöhnliche Privatleute, die den Galgen zehnmal verdient hätten; aber ich weiß nicht, woran es liegt: man henkt sie nicht auf; man läßt sie ruhig herumlaufen. Davon, daß das Gehängtwerden eine adelige Todesart ist, spricht kein Mensch, und nur unter gebildeten Strauchdieben geht die Mär, daß der Tod durch den Strick der wonnevollste aller Tode ist. Doch wer kümmert sich heute um geheime Wissenschaften! Wenn die feinen Leute etwas von solchen Dingen wüßten, bekämen die Totenschauer mehr Gehängte zu

Gesicht, und das Gewerbe der Seiler nähme einen neuen Aufschwung. Doch ich werde geschwätzig. Nun, Gott sei Dank, vor einer Stunde habe ich einen andern Strick verkauft. – Wenn Sie wirklich die Absicht haben, den Strick in Gebrauch zu nehmen, so kann ich Ihnen mit einem guten Rat dienen: Ich kenne einen Ort, der jedem Galgen vorzuziehen ist.«

Und der Trödler hob sich auf seine Fußspitzen und flüsterte dem Käufer ein paar Worte ins Ohr. Dieser aber verzog keine Miene, sondern nahm aus einem silbernen Geldtäschchen, das seiner Kleinheit nach aus dem Besitz einer Frau stammte, ein Markstück und warf es auf den Tisch, worauf er den Strick ergriff und den Laden verließ.

Als er langsamen Schrittes um die Ecke verschwunden war, ließ sich auch Heinz nicht mehr halten: »Er tut sich etwas an. Ich muß ihn retten,« dachte er mit glühendem Kopfe. Um loszukommen, versprach er dem Männchen, ein andermal wieder vorzusprechen und sogar seine Mutter, die echte Biedermeiersachen sammle, mitzubringen, und der Trödler ließ ihn zwinkernd gehen.

Unauffällig folgte Heinz dem Manne, der, den gekauften Strick lässig hin und her schlenkernd, mit gesenktem Kopfe dahinwanderte und nur zuweilen stehenblieb, um, wie im stummen Selbstgespräch, mit dem Fuße auf die Erde zu stampfen. Die Dämmerung war angebrochen und erfüllte die Straßen, in denen die Laternen reihenweise aufblinkten, mit dem Silberduft eines milden Maiabends. Sie gingen über die Ludwigsbrücke und erklommen die Höhe des Isarufers über der alten Quellstraße, wo die Mädchen an den Brunnen Salat wuschen und der Duft frischen Gebäcks aus kleinen Küchen drang; sie durchschritten Giesing und gelangten auf einen Flurweg in das offene Feld, an eine lange Parkmauer, hinter der ein niederes Landhaus mit geschlossenen Fensterläden stand. Von einem Bauernknecht, der mit geschulterter Sense vorüberging, erfuhr Heinz auf sein Befragen, der Besitzer dieses Anwesens habe wegen Abbruchs Zwistigkeiten mit der Stadtgemeinde gehabt und lebe schon seit vier Jahren als grollender Rentner in der Weinstadt Bozen; das Haus aber stehe seitdem ganz leer und

biete dem bösesten Gesindel Unterschlupf. Der Mann mit dem Stricke schien mit der Örtlichkeit vertraut zu sein; er stieß ein schmales Türchen in der langen Parkmauer auf und betrat ohne Verweilen den dunklen Park. Heinz ließ ihn nicht aus den Augen und schlich ihm mit katzenleichten Schritten nach. Der Vorangehende war so tief in Gedanken, daß er nichts von seiner Verfolgung merkte; er ging, ohne zu zaudern, auf das verfallene Landhaus zu, dessen Flurtüre nur noch in einer Angel hing, und betrat gleichmäßigen Schrittes das Treppenhaus. Heinz folgte ihm weiter wie ein Indianer der Fährte seines Wildes. Er hatte bis jetzt nicht den Mut gefunden, den Mann auf seinem offenbaren Todeswege anzusprechen; er hörte nur, wie er die Treppe hinauftappte, wie eine Türe geöffnet wurde, und dann vernahm er nach einer kleinen Weile angestrengten Lauschens plötzlich einen leisen Schrei. Nun flog er ohne weiteres Besinnen die Treppe hinauf und öffnete tastend die erste Türe, deren Klinke ihm unter die Finger geriet: tappend gelangte er in ein dunkles Gemach, wo es modrig roch; aber da die Läden geschlossen waren, konnte er nichts unterscheiden als die dunkle Masse des Mannes, der vor ihm in der Mitte des Zimmers stand. »Was ist denn los?« rief Heinz klopfenden Herzens von der Türschwelle aus.

»Am Fenster hängt einer!« bekam er zur Antwort. »Haben Sie ein Licht?«

Heinz stürzte auf ein Fenster zu und stieß mit Gewalt einen Laden auf, und beim matten Schein der Dämmerung, der nun das Gemach erhellte, sah er, wie ein dicker, schwerer Mann in Hemdärmeln an dem Kreuz des mittleren Fensters hing.

»Haben Sie ein Messer?« fragte der Käufer des Strickes.

Heinz reichte ihm sein Taschenmesser; im Nu war der Strick, an dem der Selbstmörder hing, durchschnitten, und der Körper fiel dumpf und schwer zu Boden. »Es ist noch Leben in ihm!« sagte Heinz, dem es ganz seltsam zumute war. »Wir müssen ihm die Arme bewegen.« Und er fing an, an dem Dicken herumzuarbeiten, während der Mann mit dem Stricke daneben stand und zusah. Nach einer kleinen Weile regte sich denn auch der

verunglückte Selbstmörder und schlug die Augen mit einem schweren Seufzer auf.

„Wo bin ich?« fragte er mit heiserer Stimme, während er mit der Hand nach seiner Gurgel fuhr.

»Sie sind noch am Leben, Gott sei Dank!« entgegnete der Lange, indem er ebenfalls einen schweren Seufzer ausstieß.

»Sie haben mich herabgeschnitten?« fuhr der Dicke auf, in den nun mit einem Male Leben kam. »Das ist eine Gemeinheit. Pfui Teufel! Ich möcht nur wissen, wer Ihnen das Recht 'geben hat, mich abzuschneiden? Haben Sie schon einmal den Versuch gemacht, sich zu hängen? Noch nicht? Dann werden Sie auch net begreifen, warum ich wütend bin. Wissen Sie, der erste Augenblick ist ein verteufelter Moment: wenn sich der Strick so zuzieht und alles noch einmal vor einem vorüberzieht, mein Bett und mein gemütliches Herrenzimmer mit der altdeutschen Einrichtung, das ist schon mehr als kurios. Und just, wo ich das alles hinter mir hab, kommen Sie und schneiden mich 'runter! Sie, ich sage noch einmal: das is mehr als eine Gemeinheit. Jetzt muß ich noch einmal von vorn anfangen, und das ist das Allergemeinste.«

Die beiden Lebensretter standen ratlos da. Der Dicke aber war inzwischen aufgestanden und sein Fuß stieß dabei an den Strick des Schinderhannes, der auf dem Boden vor ihm lag. Er bückte sich und hob das Trum auf: »Was ist denn des? Aha,« lachte er. »Sind Sie vielleicht ein Herr Kollege von mir? Und ich bin Ihnen zuvorgekommen? Und Sie wagen es, mich ohne meine Erlaubnis in das Leben zurückzurufen? Das ist schon mehr als unlauterer Wettbewerb.«

Der Hagere sagte mit der größten Sanftmut: »Mein Name ist Kreuzhuber, Amandus Kreuzhuber. Ich begreife nicht, wie man mit einer Gemütsstimmung, wie Sie sie zu haben scheinen, ans Hängen denken kann.«

»Was wissen denn Sie von meiner Gemütsstimmung,« grollte der Dicke, indem er den Strick, mit dem einst Schinderhannes gehängt worden war, wie drohend schwang.

»Es ist ein historischer Strick,« sagte der Lange wieder.

»Der meine auch,« hustete der Abgeschnittene, indem er an

seinen gequälten Hals griff. »Mit dem haben sie vor hundert Jahren den Schinderhannes gehängt.«

Sanft wie ein Opferlamm entgegnete der Lange: »Sie haben den falschen. Ich habe den meinen in der Tandlstraße vor einer Stunde gekauft. Der Verkäufer hat mir für die Echtheit garantiert.«

»Mir auch,« lachte der Dicke; »aber ich seh schon: einer von uns is angeschmiert. Oder alle zwei.« Plötzlich aber bemerkte er die Anwesenheit Heinzens und fuhr auf den jungen Mann los, der dem Gespräch der Selbstmörder mit einem schwachen Lächeln gelauscht hatte. »Und Sie? Was tun denn Sie da? Wollen Sie sich auch aufhängen? Tres faciunt collegium? –

»Der Herr ist akademisch gebildet,« dachte Heinz, und dann bemerkte er: »Ich bin dem Herrn nachgegangen, weil ich ein Unglück verhüten wollte.« –

»Das is jetzt schon geschehen!« lachte der Dicke. »Aber ich hab jetzt einen damischen Hunger. Das hab ich auch net gewußt, daß das Hängen so Appetit macht. Ich glaube, wir haben von hier aus nicht weit in den Franziskanerkeller.«

Heinz überwand eine jählings aufsteigende Abneigung gegen die beiden Spießer und fragte fast schüchtern: »Vielleicht darf ich mir auch gestatten, mich den Herren anzuschließen?«

»Mir is alles gleich!« rief der Dicke. »Ich bin jetzt auf dem Standpunkt, wo ich auf die ganze Welt pfeif und mir sag: Morgen is auch noch ein Tag.« –

Nun hielt es Heinz auch für angemessen, sich den beiden Selbstmördern vorzustellen, und der Dicke nahm seine Namensnennung mit einem Grunzen auf, aus dem der Herr Studiosus nur entnahm, daß der Abgeschnittene Lorenz Poißl heiße. Ehe sie gingen, warf Herr Poißl aus seinem Vollmondgesichte, in dem sich ein dunkles Schnurrbärtchen wie ein winziges Igelchen sträubte, einen grimmigen Blick auf das Fensterkreuz, wo noch ein Endchen des Stricks baumelte, und grollte: »Mein' Strick laß ich da. Seit ich weiß, daß mich der Lump angeschmiert hat, freut mich das Trum überhaupts nimmer. Aber jetzt heißt's: Vorwärts! Marsch!«

Und langsam und wortlos traten die drei Männer in den

schweigenden Park hinaus, in dem die Helle einer atemlosen Sommermondnacht waltete. Als sie endlich auf der Terrasse des Franziskanerkellers mit einiger Mühe ein leeres Tischchen in einer Ecke ergattert hatten, schlug Herr Poißl mit seinem Stock befehlend auf den Tisch und bestellte sofort eine frische Maß Dunkles nebst einer Doppelhaxe, schön durchgebraten, während Herr Kreuzhuber zuerst die ganze Speisekarte durchlas und dann mit gemessener Höflichkeit saure Nieren verlangte. Als die Haxe nach einer geraumen Weile erschien, machte sich der Dicke mit einem feststehenden Messer, das er aus einer Tasche an seinem hinteren Körperteil zog, unverzüglich darüber her, so daß Heinz nicht aus dem Staunen herauskam und die Schnelligkeit, mit welcher der Essende seinem Mundwerk die saftig glänzenden Bissen zuführte, gar nicht fassen konnte. Dem Langen hingegen wollte das Landesgericht nicht schmecken; er stocherte nur so in den Nieren herum und ließ zuletzt den halbvollen Teller schwer aufseufzend stehen.

Als der Dicke hierauf noch einen Holzkirchener Camembert und zwei Regensburger Rettiche mit Butter vertilgt, seinen Mund mit der dritten Maß ausgespült und seine Zähne durchgestochert hatte, fragte Herr Kreuzhuber den Gesättigten mit sanfter Stimme: »Ich bitte es mir nicht übelzunehmen, wenn ich mir eine Bemerkung erlaube: Ich wundere mich nur, wie man mit einem solch gesegneten Appetit daran denken kann, sich aufzuhängen!«

»Sie wollen mich wohl frozzeln?« gröhlte der dicke Herr Poißl. »Wenn Sie erlebt hätten, was ich erlebt hab, würden Sie net so daherreden. Wissen Sie, was ein Weibsbild ist?«

»Ich glaube es zu wissen,« seufzte der Lange.

»Nix wissen Sie. Mich hat nix anders als die Lieb soweit gebracht.«

»Mich auch,« seufzte der Lange. »Mich auch!«

»So! Freut mich! Aber glauben Sie nur jetzt net, daß ich Sie als Leidensbruder anerkenne. Mit mir kann niemand konkurrieren. Wissen Sie, wie ich das Mädel zum erstenmal gesehen hab, hat's ausgeschaut wie ein Engerl, das grad aus der Sonntagsschul' gelaufen ist: fesch, rosig, rund, rein zum An-

beißen! Und mit ein paar Guckerln, daß ich grad nur so gemeint hab, ich könnt die Feuerung im Winter sparen, so warm is mir's ums Herz 'worden.«

»Ich kenne diesen Engelsblick, wenn ich auch sagen muß, daß meine Freundin mir nie einen richtigen gegönnt hat.«

Herr Poißl ließ ein höhnisches Glucksen hören, ehe er fortfuhr: »Meinen Sie vielleicht, ich sollt mich auch noch um Ihre Donna und Ihre Sorgen kümmern? Ich hab genug an meinen eigenen. Aber ein bissel was kann ich Ihnen schon verzählen, wenn Sie ein' Gusto darauf haben. Noja, am Anfang is ja die Geschichte ziemlich gut 'gangen. Ich hab mir halt gedacht: Lorenz – so heiß ich mit meinem Vornamen –, du bist immer solid gewesen; du hast's verdient, daß du auch einmal was Sauberes zu knuspern kriegst. Ich hab mich nämlich in meiner Jugend höllisch plagen müssen, bis ich von meinem Alten die paar Zinshäuser in der Sternstraße geerbt hab und vierstöckiger Hausbesitzer in München worden bin. Wenn Sie zufällig eine Wohnung brauchen, es wird im ersten Stock eine frei auf den ersten Oktober: Gas, elektrisch Licht, Zentralheizung und einen Hausherrn, wie's in München überhaupt keinen zweiten gibt.«

Herr Kreuzhuber schüttelte verneinend seinen langen Kopf, und Herr Poißl, dem die Kellnerin eben die vierte Maß vorsetzte, fuhr fort: »Ich hab mich also um das Dirndl angenommen und sie ausbilden lassen; in einer Handelsschul. Und weil sie schon ein gerissens, saubers Madl is, hat sie auch gleich eine nette Stellung gefunden. Oh, das waren selige Zeiten! Sie glauben gar net, was ich in dem Mädel alles gesehen hab! Jeden Wunsch hab ich ihr erfüllt. In den Kopf der Bavaria bin ich 'naufgekraxelt, wenn's ihr gepaßt hat, mir in dem Kopf der Riesendame ein Rendezvous zu geben, und niemals is ihr eingefallen, zu fragen, wie ich bei meiner Dicken wieder 'runterkommen soll. Auf die Zugspitz bin ich mit ihr 'naufgerannt, wie narrisch, und auch noch durchs Höllental, wenn sie Lust bekommen hat, eine Bergpartie zu machen, so ein Malefizluder –«

»Ich hätte den Himalaja bestiegen,« seufzte Herr Kreuzhuber, »wenn sie es gewünscht hätte.«

Herr Poißl streifte den Hageren mit einem mißgünstigen

Blick: »Sie schleppen auch weniger rum als meine Wenigkeit. No, das alles wär noch zu ertragen gewesen; aber eines Tages hat sie sich in den Kopf gesetzt, sie will heiraten. No, ich bin ja, wie Sie sehen, soweit ein ganz sauberer Kerl, und eigentlich hätt' ich nichts dagegen gehabt, wenn ich auch mein Maul ein bissel krumm gezogen hab, wie sie mit der Zumutung dahergekommen is. Heiraten muß jeder Mensch, obwohl ich net versteh, wie man so auf das Elend zu zweien erpicht sein kann. Sie aber hat Tag und Nacht von nichts anderm gered't als vom Heiraten, und dabei hab ich das ganz bestimmte Gefühl gehabt, daß ihr gar net so viel an mir gelegen is. Ich glaub, sie hätt' jeden andern genommen, wenn ihm nur der Gang aufs Standesamt sympathisch g'wesen wär. Jede freie Zeit hat sie benützt, um auf das Petersbergl zu laufen und den Bräuten nachzugucken, wenn sie mit dem heiligen Ehegesicht aus der damischen Baracken 'raus'kommen sind. No, ich könnt net sagen, daß mir das sehr angenehm war; aber noch unangenehmer war mir der Herr Papa von meinem G'spusi, ein versoffener Schuster aus der Au, der mir jeden Sonntag auf der Taschen gelegen is. Ich bin als Sohn meines Herrn Vaters net auf der Brennsuppen dahergeschwommen und hab immer was auf eine gute Familie gehalten. Aber was tut man net, wenn man ein guter Kerl is und einem ein fesches Weiberl beim Schlawittich hat! Ich hab also meiner Donna das Heiraten versprochen; aber anstatt meine königlich bayrische Ruh zu kriegen, hat das Unglück erst recht angefangen, mit der Eifersucht nämlich. Wenn ich auf der Trambahn ein hübsches Maderl angeschaut hab, gleich hat's geheißen: „Lorenz, du hast was mit der ausgeschamten Gretl!" No, ich will net leugnen, daß ich ein saubers Madl lieber seh als ein ausgewachsene Bisgurn; denn ich sag mir alleweil: Wozu hat's denn unser Herrgott auf die Welt gesetzt, als daß man sie ansieht, die herzigen Nockerln? Aber vom Anschauen bis zum Abbusseln oder zum Schluß des Romans is fein ein weiter Weg, meine Lieben, und alle Weiber kann man doch net liebhaben. Ja, wenn sie ein Göscherl hätten! Aber so bleibt dir dein Maul sauber, ob du willst oder net. Also: ich will die Herren net langweilen mit meinem Martyrium; nur eins kann ich sagen: Mein

Namenspatron, der heilige Lorenz, hat's auf seinem Rost besser g'habt wie ich. Zum Beispiel: wenn ich aufs Postamt gangen bin, hab ich einen Liebesbrief aufgeben oder geholt. Hundertmal im Tag, wenn sie bei mir war, hab ich hören müssen, daß ich ein ganz gemeiner Mensch bin, wie's noch keinen auf Gottes Erdboden geben hat. Wenn ich dann wütend worden bin – ich kann nämlich teufelsmäßig fuchtig werden – dann hat sie zu heulen angefangen. Wenn ihr dann die hellen Tränen nur so die Backen 'runtergekugelt sind, da hab ich mir gesagt: Lorenz, du bist doch ein ganz gemeiner Kerl! Ein so ein süßes, liebes Zuckerschneckerl weinen machen, das tut kein Mann, und das bringt Unglück! Und dann haben wir uns versöhnt; sie hat mir geschworen, daß sie mich für den liebsten, besten, treuesten, brävsten Menschen in ganz München hält, und ich war selig. Aber zwei Tage darauf is die Geschichte wieder losgegangen; wir haben uns wieder gezankt und wieder versöhnt. Und das Merkwürdige war: je lieber ich sie 'kriegt hab, desto klarer is mir worden: Heiraten kannst du sie net. Du wirst steinunglücklich! Und ich hab meiner Mutter selig auf'm Totenbett versprochen, daß ich ein glücklicher Mensch werden will. Und so is weiter gegangen, den einen Tag so und den andern so. Und eines schönen Abends im Paulanerbräu hat's Ohrfeigen abgesetzt. Ich hätt's nie für möglich gehalten, daß in einem Patschhänderl solche Kraft sitzen kann. Doch auch die Ohrfeigen hätt' ich mir zeitweise gefallen lassen. Wie sie aber angefangen hat, mit Selbstmord zu drohen, wenn ich net am nächsten Tag schon aufs Standesamt geh, da hab ich mir gedacht: Freunderl, du bist in einer Zwickmühl! Dös kannst du dir net gefallen lassen! Aber du laßt dich auch net drum anschauen, daß du einen Menschen ins Unglück gejagt hast. Da machst du lieber selber ein End. Das schönste Teil hast du hinter dir, bald geht's bergab und mit 'm Glück is es ohnehin aus. Wo solche Dinge zwischen zwei Menschen stehen, da kann's kein Glück und keinen Frieden geben! Und wenn ich gar an unsere zukünftigen Kinder gedacht hab, die so was hätten erleben müssen, da hab ich mir immer wieder gesagt: Lorenz, das tust du um keinen Preis; schon deinen Kindern zulieb, wenn sie auch noch gar net auf der Welt sind!

Ich hab also mein Testament gemacht, hab eine Seelenmesse in der Ludwigskirch zu meinem Gedächtnis gestiftet, hab ganz genau angeordnet, wo und wie ich mit der Uhr von meinem Vater im Sackl begraben werden will, und hab mir überlegt, wie ich der Geschicht ein End machen könnt. In die Isar zu springen, war mir zuwider; den erstens hab ich als geborener Münchner ein' Abscheu vor dem Wasser, und zweitens schickt sich's net für den Sohn von meinem Vater, wie eine Köchin ins Wasser zu gehen. Mit einer Pistole is man auch net sicher, ob sie im richtigen Augenblick losgeht, und da hab ich mir halt einen Strick in der Tandlgassen 'kauft und bin losgezogen. Und da müssen Sie Unglücksmensch, und noch dazu mit einem falschen Strick vom Schinderhannes, daherkommen und mich im Augenblick abschneiden, wo ich schon alles hinter mir hab! – Na, was sagen Sie zu dieser Geschichte? Is das net eine Erzgemeinheit? Wenn Sie was Ähnliches erlebt haben, laß ich mich nochmals abschneiden. Ich bin schon damisch gespannt.«

Der lange Herr Kreuzhuber seufzte, und der Seufzer klang so zart wie ein Hauch, der über ein Rosenbeet der Erinnerung geht; es schien ihm Mühe zu kosten, an eine tödliche Wunde zu rühren: »Was mich dazu getrieben hat, mit diesem Leben abzuschließen, ist allerdings anderer Art. Sie haben Schweres durchgemacht; aber Sie sind doch wenigstens geliebt worden. Nur das Weib, das liebt, ist eifersüchtig, weil es den Mann seiner Wahl in alle Ewigkeit besitzen möchte. Ich aber habe nie einen Blick aus *ihren* herrlichen Augen erhalten, den ich als leise Lebenshoffnung hätte deuten können. Wenn ich sie von der Ferne sitzen sah, kam sie mir vor wie ein Heiligenbild. Ein einziges Mal hab ich mir den Mut genommen, ihr ein Sträußchen anzubieten; sie hatte Tränen in den Augen stehen, und ich hätte den Mann, der diese schönen Augen zum Weinen gebracht hatte, erwürgen können. Ich werde den Blick nicht vergessen, mit dem sie die Blumen in Empfang nahm, und die Stimme, mit der sie „Danke" sagte, klingt mir jetzt noch im Ohr nach. Ich habe einen solchen Wohllaut noch nie in einer Frauenstimme gehört; es war mir wie ein Klang aus dem Himmel oder wie wenn ein Glöcklein in einem

fernen Garten anschlägt. Ja, solch ein Klang lag in der Stimme. Ich wagte es, bei ihr stehenzubleiben, und bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch etwas von ihrem Leben. Sie ist, wie sie mir im tiefsten Geheimnis anvertraute, die Tochter eines höheren Offiziers, der im siebziger Kriege den Heldentod erlitt, als das arme Waisenkind noch gar nicht auf der Welt war. Ich scheute mich, tiefer in ihr Unglück einzudringen; aber ich ahnte, daß sie an einer unglücklichen Liebe litt, und aus einigen Andeutungen glaubte ich entnehmen zu dürfen, daß sie einen Windhund, wie sie in den großen Städten leider nur allzuhäufig sind, mit ihrem sauer verdienten Lohn unterstützt. Ich habe in meiner Berufstätigkeit – ich war Notariatsschreiber auf dem Notariat XXVII – allerlei Einblicke in die seltsamsten Familienverhältnisse bekommen, und ich muß sagen, daß es greuliche gibt. Vielleicht wär es mir möglich gewesen, ihre Liebe zu erringen, wenn ich ihr eine bescheidene Versorgung hätte bieten können; aber mein Gehalt war so gering, daß es kaum für meine eigenen Bedürfnisse ausreichte. Und diese meine Leidenschaft war auch der Grund, weshalb ich meine Stellung verlor: sie machte mich arbeitsunfähig, und eines Tages kündigte mir unser Justizrat, der sonst kein übler Mann ist. Erspart hatte ich auch nichts; denn alles Geld, was ich erübrigen kann, verwende ich auf den Ankauf von Büchern. Ich lese leidenschaftlich gern Gedichte und dichte auch zuweilen. Ich habe ihr sogar meinen jüngsten Gedichtband gewidmet. Mein Pseudonym ist Amandus Bavaricus. Ich sage Ihnen dies für den Fall, daß Ihnen jemals ein Band meiner „Alpenrosen", die in der Straubinger Zeitung sehr beifällig besprochen wurden, unter die Hand kommen sollte. Aber ich habe die Erfahrung gemacht, daß alle Dichterschmerzen nichts sind gegen Liebeskummer. Und dabei fühle ich, daß ich für die Ehe geboren bin: schon als Bub hab ich am liebsten Heirat gespielt. Ich hatte eine blonde Kusine, die später einen Amtsrichter heiratete. – Aber ich will die Herren nicht mit meiner Wenigkeit belästigen. Ich hab kein Glück in der Welt. Vor ein paar Tagen hätte ich ein kleines, gutgehendes Schreibbureau mit Maschinen und allem Zubehör um billiges Geld ablösen können – ich schreibe nämlich eine tadellose Handschrift –; aber seit gestern

stehe ich vor dem Nichts, und da ich mich unfähig fühle, den Kampf um das nackte Dasein weiterzuführen, bin ich auf den Gedanken gekommen, der mich in die Gesellschaft der Herren gebracht hat.«

Heinz nahm sich im stillen vor, an diesem zartfühlenden Manne ein gutes Werk zu tun, und dieser Vorsatz stimmte ihn äußerst wohlwollend gegen den Lebensmüden. Herr Lorenz Poißl aber, der während dieser Erzählung ein paarmal vergnüglich gezwinkert hatte, schrie nach einer sechsten Maß und sagte dann: »Sie scheinen ein braver Mensch zu sein, Herr Kreuzhuber. Ich weiß net, wann ich mir wieder einen Strick kauf; aber eines möcht ich noch vorher erleben: Is es unbescheiden, wenn ich Sie bitte, mich der Dame Ihres Herzens vorzustellen? Ich möcht net aus der Welt gehen, ohne einen leibhaftigen Engel gesehen zu haben. Wissen Sie, damit ich Vergleiche im Himmel anstellen und Skandal machen kann, wenn die Engel im Himmel net so gut ausgefallen sind wie der Ihrige.«

»Ich hab keinen Grund, Ihren Wunsch nicht zu erfüllen. Sie dürfen nur ins Café Perzl gehen.«

»Da sitzt wohl der Engel den ganzen Tag und trinkt Kaffee?« fragte grinsend der dicke Herr Poißl.

»Nein! Fräulein Kreszenz Jungnickel ist Büfettdame in dem Kaffeehaus.«

Herr Poißl aber fuhr jählings von seinem Sitze auf und starrte den Herrn Kreuzhuber mit hervorquellenden Augen an. »Sie – die –« stammelte er fassungslos, »das – das is ja meine Zenzl!«

Da brach Heinz, dessen Gesicht während der Beichte seiner Nachbarn immer lichter geworden war, in ein jähes Gelächter aus, und der Dicke fiel auf seinen Stuhl zurück und stimmte plötzlich ein. Er strampelte dabei mit seinen Beinen und klapperte mit dem Deckel seines Maßkruges und fuchtelte mit der linken Hand in der Luft herum. Auch die Nachbarn der Drei fingen an zu lachen; das Gelächter verbreitete sich in tosenden Ringen immer weiter, und bald lachte die ganze Terrasse hoch über der Stadt wie der jüngste Olymp, dem allerdings, wie nicht verschwiegen werden darf, nur Heben im kanonischen Alter den schäumenden Stoff in kühlen Krügen zutrugen. Nur

Herr Kreuzhuber blickte mit verdutztem Gesicht auf das Meer unendlichen Gelächters hinaus, das gar nicht zur Ruhe kommen wollte. Erst nach längerer Zeit vermochte der Dicke ein Wort hervorzubringen: »No, daß ich das noch erleben darf, das freut mich! Sie sind ja ein goldener Mensch, daß Sie mich 'runtergeschnitten haben. Jetzt is's aus mit dem Hängen! Wenn auf der Welt so was passiert, wär's eine Todsünd, net dabei zu sein. Jetzt, wissen Sie was, Herr Kreuzhuber – Sie sind wirklich eine Seel' von einem Menschen! – jetzt ziehen wir zusammen los. Das Gesicht muß ich sehen, was die Zenzl macht, wenn sie uns zwei Arm in Arm daherkommen sieht. Und nachher gehen wir in den Ratskeller und trinken ein paar Flaschen Schampus. Echten französischen! Das deutsche Geschlamp mag ich net. He, Pepi, da haben Sie fünf Mark für die Hare. Ziehen Sie auch die sauern Nierln des Herrn ab. Und nun: Vorwärts! Marsch!« Die Herren standen auf wie ein Doppelgestirn, das es auf seinem Wandel eilig hat, und der dicke Herr Poißl vergaß im Eifer seines Glücks sogar, Heinz Faltermayer in seiner Ecke zu grüßen; nur der Herr Amandus Kreuzhuber lüftete mit der Zerstreutheit eines Mannes, der noch immer nicht weiß, ob er über das Elend der Welt weinen oder lachen soll, seinen Hut zum Abschiedsgruße.

Heinz aber blieb, vor sich hinsinnend, in einer Ecke sitzen, und das glückselige Summen, das über der trinkenden Volksversammlung lag, klang ihm wie ein fernes Getön über einem dunklen Meer, das seine Gedanken immer weiter hinauslockte. Eine Ahnung von dem wahren Wesen der Welt und des Weibes überdämmerte ihn leise; aber es war wie der Anhauch eines Wunderbaren, das nur ein Lachender mit sicherer Hand ergreifen und festhalten darf, wie man etwa einen schillernden Vogel aus einem heimlichen Paradies festhält. Langsam und leise erblühte ein heimliches Lächeln um seinen Mund, und ein paar junge Mädchen, die mit ihren Müttern an einem der benachbarten Tische saßen, warfen lockende Blicke auf den hübschen jungen Mann, der, ohne nach rechts oder links zu schielen, mit versonnenen Augen in die Nacht hinausblickte und aussah, als ob ihm etwas Wunderbares zugestoßen sei. Er aber hatte nichts

übrig für dieses Geäugel, sondern ließ die Gesichte des Tages noch einmal vor seinem inneren Auge vorüberwallen. Endlich, als die Nacht tiefer und tiefer sank, stand er auf und ging wie in einem leichten Traume durch die leeren Gassen, in deren Häusern Menschen mit wunderbaren Schicksalen schliefen, und alles, was er an diesem Abend erlebt hatte, klang in ihm nach wie ein heiteres Spiel, von dem er, nach Belieben, bald diesen oder jenen Augenblick in die Helle seiner Seele emporzog, wie der Puppenspieler eine Puppe prüft, ob alle Fäden dem Druck einer geschickten Hand gehorchen. Die Frauen, die ihm begegneten, betrachtete er mit dem ruhigen Blick, der weiß, daß selige Herrlichkeiten auf ihn warten, und als er eine Woche später seine schöne Base traf, maß er sie mit dem gleichen klaren Auge: da sah er, daß in ihren kühlen graublauen Augen etwas Hartes lag, und der Beginn eines leichten Doppelkinns erschien ihm wie die Verheißung eines Tages, wo er nicht mehr wagen durfte, ihre Schönheit allzu genau zu betrachten, wenn er eine Erinnerung voller Süße in das Leben vor ihm retten wollte.

Die Herren Kreuzhuber und Poißl aber bekam er vier Jahre später, als ihm schon eine liebe junge Frau zur Seite ging, noch einmal zu Gesicht: es war im Ebersberger Forst, den er mit seinem jungen Eheglück am zweiten Pfingstfeiertag durchwanderte. Herr Kreuzhuber saß in einem Mietwagen neben einer hübschen rundlichen Münchnerin, auf deren Hut die Prunkstücke einer ganzen Straußenfedernhandlung nickten, und hielt sorgsam ein zweijähriges Mädchen auf dem Schoß, das seine Händchen nach dem Herrn Poißl ausstreckte, der als der Onkel dieses Glückes breit und mächtig auf dem Rücksitz saß, an einer schweren Zigarre sog und das Paar vor ihm mit zärtlichen Blicken hütete.

Heinz mußte hell auflachen, als das Gefährt, vollgefüllt mit Glück bis zum Rande, in gemütlicher Gangart an ihm vorüberrollte. Die männlichen Insassen erkannten ihn nicht; er bekam nur ein Brummen zu hören, aus dem etwas wie »g'scherter Lackl« klang, und dann verschwand der Wagen an einer Wegbiegung des mächtigen Hochwaldes. Als die Frau des Prinzen

Heinz ihren Gemahl fragte, warum er plötzlich aufgelacht habe, lächelte er vor sich hin, als ob er innere Gesichte sähe, und da kein Unberufener in der Nähe war, küßte er die Fragende, anstatt zu antworten, leise und zärtlich auf den geduldigen Mund.

Auch Hans Nonnenbruch stimmte in das Gelächter ein, mit dem die Geschichte Kunraths aufgenommen wurde. Nur der Präsident war nicht aus seiner behäbigen Ruhe zu bringen und behielt sein stillvergnügtes Wesen bei; er sagte: »Ich höre lieber zu, wenn andere lachen, als daß ich selbst lache. Haben die Herren schon einmal über die Natur des Lachens nachgedacht? Nur der Mensch lacht –«

»Hat allen Grund dazu,« murmelte ingrimmig der Baron, indem er sein Glas aufsetzte, um seinen Freund zu beobachten.

»Nur der Mensch lacht. Und seine Götter natürlich auch. Ich warte darauf, bis uns einmal ein braves Rhinozeros die Geschichte des menschlichen Lachens schreibt. Unsere Denker, die so grausam sind, wenn es gilt, Welten zu zertrümmern, könnten dabei allerlei lernen. Nur Menschen, in denen die tierischen Instinkte neben den geistigen mächtig sind, verstehen nämlich so recht aus Herzensgrund zu lachen. Ich bitte, nur einmal die Nase in die Bibel, ich meine das alte Testament, zu stecken: das Lachen des alten zornmütigen Judengottes Jehova erinnert mich nämlich immer an einen jungen Recken, der nur lacht, wenn er einen feindlichen Stamm ausgerottet hat. Wir haben vorhin vom Olymp gesprochen: Ich sage, ein Olymp, der nicht lachen kann, ist kein Olymp. Allerdings muß man ein Gott sein, um rein und ohne Gewissensbisse lachen zu können. Auch Kinder, oder Menschen, die ganz Geist geworden sind und alle Fäden dieses Daseins voller Sinn ineinanderlaufen sehen, haben oft dieses wahrhaft heilige Lachen –«

»Jedes Lachen braucht einen Hintergrund,« warf ich ein.

»Ja, es braucht, wie die Saite, einen Resonanzboden, damit es klingt. Um tief zu sein, muß es auf Gipfeln ertönen. Denken Sie nur an die Welt, in die der Olymp emporragte, und Sie

werden erst die Tiefe und die Kindlichkeit dieses Lachens ermessen. Als ich jüngst wieder einmal in der Ilias las, stieß ich auf ein paar Verse, über die ich lange nachdenken mußte:

Das ja fügte der Götter Beschluß und verhängte den Menschen
Untergang, daß es wär ein Gesang auch späten Geschlechtern.

Es sind, meiner Meinung nach, die erstaunlichsten Verse der antiken Dichtung, und ich kenne keinen Dichter, bei dem etwas Ähnliches zu finden wäre. Da oben sitzen die seligen Götter, tafelnd und lachend an goldenen Tischen, und sorgen, daß den künftigen Dichtern der Stoff nicht ausgehe: Not, Elend, Schiffbrüche, der Fall der heiligen Ilion, die Tat der Klytämnestra und die Späße der Kalypso – das alles ist nur dazu da, damit die kleinen Feudalkönige, an deren Höfen die Lieder Homers die hellenische Meeresluft erfüllten, in alle Ewigkeit nicht des süßen Saitenspiels und des Gesanges der Dichter entbehrten! Wahrlich, niemals hat ein naives Herrengeschlecht, als dessen kaum verklärtes Spiegelbild die Götter auf ihrem Berge thronen, eine ähnlich freie oder freche Rechtfertigung seines Daseins und seiner Lust durch den Mund eines blinden Sängers – auch diese göttliche Blindheit ist ein Gleichnis – verkünden lassen! Und niemals ist das Wunder der Form, an der ganze Geschlechter arbeiteten und mit seltenem Spürsinn feilten, so klar in Erscheinung getreten, wie in der homerischen Dichtung, die von den grausamsten Schicksalen handelt und doch in unendlicher Heiterkeit glänzt und – ihre Rätsel aufgibt. Ich muß es immer wiederholen: die Welt ist ein Schauspiel für Götter, Dichter und Menschen! Zeus, der Welterschütterer, der die Kette der Notwendigkeit in seiner Hand hält, schickt den Menschen Leiden, Not und Pestilenz, damit die Dichter etwas zu singen und zu lachen haben! Heißt das nicht: die Welt ist dazu da, daß die Götter und ihre Schöpfer, die Dichter, nicht aus dem Glück des Schauens und Sagens herauskommen? Niemals, zu keiner Zeit und bei keinem Volke, ist in ähnlich naiver Weise eine Rechtfertigung der Welt als eines ästhetischen Schauspiels versucht worden! Aber, so wird man sagen, spricht nicht eine ähnliche Wertung des ganzen Welt-

getriebes aus der olympischen Äußerung Goethes, das ganze Zeug habe doch nur insofern Bedeutung, als es der dramatische Dichter für seine Zwecke gebrauchen könne? Und weshalb lachen denn die seligen Götter, die den weiten Himmel bewohnen? Ares, der Gott des Schwertes, wird von Hephaistos mit der Venus überrascht, und das goldene Netz des hinkenden Schmiedes hält die Genießenden in ihrer Liebesumarmung fest, zum unsterblichen Schauspiel für die lachenden Olympischen! Die Quelle dieses Göttergelächters ist also, im Grund genommen, die gleiche wie in den gallischen Schwänken des Mittelalters, wo es sich um betrogene Ehemänner handelt, oder in den meisten unserer wiehernden Zotenpossen, deren Hahnreie nicht mit unsterblichen Füßen von Gipfel zu Gipfel, über dampfende Tiefen und stürmische Meere schreiten, sondern mit vier Haxen im zähesten Schlamm der unrettbarsten Gewöhnlichkeit waten. Aber wie anders mutet uns das unsterbliche Gelächter der Olympier an! Stellen Sie sich nur die Bühne vor, von der die Wogen dieser tönenden Weltlust zur Tiefe stürzen: unten auf den laut aufrauschenden purpurnen Meeren durchfurchen Ruderschiffe die blaue Flut, von deren sonnigen Inselklippen her bekränzte Sirenen singen und die Jugend und die Mannheit in den Tod der Lust locken. In erznen Rüstungen, auf denen die Schrecken des Götterdaseins und die versteinernde Meduse dräuend in Erz blinken, ziehen Männer und Jünglinge in die Feldschlacht, während die Opferfeuer lodern und sinnende Gehirne angesichts solcher Bilder grübeln, um die Vernunft zur Schöpferin dieser Welt zu erheben, in der die Unvernunft herrscht und doch Ordnung zu walten scheint, weil der Mensch an seinen Augen ein Maß besitzt, an dem gemessen alles zum Kosmos, zu einem All der Schönheit und der Ordnung wird. Mich schaudert, wenn ich mich als Menschlein auf die Tiefe der Welt niederneige; doch die Götter kennen diesen Tiefenschauder nicht: sie lachen; denn sie sind wohl dieser Tiefe entsprungen, aber die Sehnsucht, oder – da dieses Wort zu christlich lautet – der bildnerische Trieb eines einzigen Volkes hat ihnen ein Gemüt gegeben, dem alles, was einem großen Volke allmählich zum Bewußtsein kommt, ein Schauspiel, und nur ein Schau-

spiel ist. Machen wir also die Welt zu einem solchen, und wir üben die Kunst der Götter, die weder weise, noch unweise sind.«

»Ich meine, jedes Lachen ist heidnisch,« sagte Hans, der nun heimlich lächelnd vor sich hinblickte, als ob auch ihm ein beglückendes Gesicht vor der Seele schwebte.

»Jawohl, das ist es, als höchster Geist und höchste Natur. Ich glaube nicht, daß Christus je gelacht hat. Er wird gelächelt haben, als er auf der Hochzeit zu Kanaan das Wasser in Wein verwandelte, um kleine, bescheidene Leute mit einem Trunk zu erquicken. Seit diesem Tage wissen wir Gespensterseher der Geschichte, wie ein Gottmensch lächeln kann: dieses Lächeln ist der verklärte Abglanz einer vollendeten Seele; aber es muß stumm bleiben, um seinen himmlischen Zauber nicht zu verlieren; es läßt Wunder erraten, deren stilles Weben das helle Licht des Tages vielleicht stören oder entweihen würde. Man kann aber auch, um in die historische Welt herabzusteigen, ein aristokratisches und ein bürgerliches Lachen unterscheiden. Das Lachen der Römer, wie es uns aus ihren Possen und Komödien entgegenklingt, ist rein bürgerlich. Ich erinnere nur an das Gastmahl des Petronius, wo das brutale Römertum an strotzenden Sklaventischen saß und, prasselnd und schwelgend, seinen Richter in dem magister elegantiarum, dem maître de plaisir Neros fand. Sie kennen auch das Lachen des Horaz: das weisheitsvolle Schäkern eines ältlichen Herrn mit hübschen Mägden bei Früchten und Wein, oder das gemessene Lachen des skeptischen Weltmanns, der weiß, daß man den Tag pflücken muß, weil er, wie alles Irdische, rasch verblüht. Doch verblühte Tage lassen nur allzuoft einen bitteren Duft in der Seele, und die Weisheit des nil mirari ist unfruchtbar wie alle Erkenntnis, die mit den gedämpften Trieben der Menschen rechnet. Bei den Römern können wir nicht mehr in die Schule gehen, um lachen zu lernen, und auch der zweite Olymp, ich meine der gallische, wird bald genug nur noch ein Bild sein, über dem die grauen Schatten dicht und dichter werden, bis die unbarmherzige Gespensterdämmerung der Geschichte auch ihn bedeckt. Wir Deutsche haben außerdem dieses Lachen, das wie ein Hohngelächter in die Tiefen

klang, wo das Volk darbte und litt, viel zu teuer bezahlt, um seiner mit Dankbarkeit zu gedenken –«

»Und Shakespeare?« warf der Major ein, der die Verehrung seines Freundes für den größten aller Dichter kannte.

Nun nahm Kunrath das Wort: »Er ist eine Ausnahme, wie alle Dichter. Er ist eine Natur – das Wort im Sinne Goethes genommen –, die eine Welt in sich trägt und sie gestaltet, den Gott und das Tier, den Narren und den Weisen, den Helden und den König. An Goethe, den nur die Oberflächlichen den Olympier nennen, hat es mich immer geärgert, daß er nicht olympisch lachen konnte, obwohl er doch, was man nie genug betonen kann, mit beiden Füßen auf dem Boden des achtzehnten Jahrhunderts stand. Keiner unserer großen Dichter hatte das olympische Lachen! Aber erst, wenn ein Volk Männer hervorbringt, die es in freier Seele tragen, ist sie fähig, einen neuen Olymp hervorzubringen, wo das Lachen göttlich wird, weil es rein menschlich ist. Ich glaube an den dritten Olymp!«

»Sie sprechen ja von diesem Schicksalsberge mit einer Gläubigkeit, als ob Sie dort schon Nektar gekneipt hätten,« spottete der Freiherr.

Anstatt zu antworten, ging Kunrath auf den Flur, von wo er nach einer kleinen Weile mit einem dünnen Büchlein zurückkam: »Wenn die Herren gestatten, will ich Ihnen ein paar Seiten aus dem Büchlein da vorlesen, das erst gestern als liebe Gedächtnisgabe in meine Hände gelangt und, wie ich gleich bemerken will, nicht im Buchhandel zu haben ist.«

Der Freiherr von Nonnenbruch wollte nach dem Werklein greifen; aber Kunrath wehrte den Griff der Neugier ab, indem er sagte: »Ich lasse es Ihnen da; aber ich möchte zum voraus bemerken, daß es kein lachhaftes Opus ist. Ich werde Ihre Geduld übrigens nicht lange in Anspruch nehmen: der kleine Lebensabschnitt, den dieses Denkmal einer Jugendfreundschaft birgt, führt uns auf die Insel der Seligen.«

»Da bin ich gespannt,« sagte Hans, der zusehends heiterer wurde. Kunrath blätterte ein Weilchen in dem dünnen Bande und begann zu lesen:

Athen, den 25. April 1904.

Tu quoque, lieber Emil! So mußte es kommen. Eigentlich hatte ich die Absicht, deinen Brief gar nicht zu beantworten, sondern zu warten, bis ich dir in eurem Garten gegenübersitze; da ich jedoch fürchte, daß die Stimmung, in die er mich versetzte, nicht wochenlang anhalten wird, will ich doch lieber gleich den Versuch machen, dein besorgtes Herz zu beruhigen, obwohl der »Panhellenios« heute noch abgeht und mich und mein Glück – ironice – gegen Norden trägt. Du und deine Schwester, ihr seid wahrhaftig merkwürdige Leute: ihr glaubt mich zu kennen, ihr habt mich gern, und doch will keiner von euch einsehen, daß ich, so gut wie andere Leute, ein Recht darauf habe, mein eigenes Leben zu leben. Ich weiß wohl, daß ich euch haltlos vorkomme, und ich begreife auch, daß ein Mann, der zuerst Kaufmann wird, ganz jung eine hübsche Stellung erreicht und dann den Krempel fahren läßt und auf die Universität geht, ohne zunächst zu wissen, welchen Beruf er eigentlich wählen soll, wenig Vertrauen zu seinem Verstand oder zu der dunklen Macht einflößt, die den Menschen seinem innersten Schicksal entgegentreibt.

Doch das sind im Grund doch recht äußerliche Dinge. Mein eigentliches Unglück ist es, daß ich zu rasch mit den Menschen und mit den Dingen fertig werde. Wieviel Freunde hab' ich nicht besessen! Wie viele Frauen hab' ich nicht verehrt! Und doch, was sind sie mir heute? Eine blasse Erinnerung, bei der ich nicht einmal verweilen mag, weil ich ihrer so gedenke, als hätten sie mir *ein* Unrecht getan. Und der Grund dieser seltsamen Stimmung? Weil sie, bei näherer Bekanntschaft, dem Bilde nicht entsprachen, das ich mir von ihnen gemacht hatte. So wird mein Verhältnis zu den Menschen eine fortwährende Ernüchterung; ich komme ihnen voll vertrauensseligen Überschwangs entgegen, meine Phantasie dichtet ihnen freigebig alles Liebe, Gute und Schöne an, und wenn ich dann dahinterkomme, daß sie etwas ganz anderes und, auf alle Fälle, etwas Geringeres oder – Gemeineres sind, als ich, *meiner* Natur nach, erwarten mußte, gibt es für mich keine Möglichkeit mehr, den Verkehr mit ihnen aufrechtzuerhalten: ich ziehe mich verschüch-

tert oder verbissen in meinen Winkel zurück, und die andern, die keine Ahnung von dem haben, was in meiner Seele vorgeht, halten mich für einen unsichern Kunden, – mich, den treuesten der Treuen, dessen Herz bei dem Gedanken blutet, daß ich einem Menschen unrecht tun könnte. Ich habe es noch keinem Menschen und auch euch noch nie gesagt, wie tief ich armer Märtyrer meiner Phantasie bisher unter diesem Verhängnis gelitten habe! Und wie mit den Menschen, so geht es mir mit allem, was ich berühre: es verfärbt sich unter meinen Händen, es glüht auf und wird Asche! Mit welchem Feuereifer hab' ich mich nicht an das Studium der altgriechischen Kunst gemacht! Und heute muß ich einsehen, daß alles das, so schön es auch sei, nicht ausreicht, um ein Leben mit ewigem Gehalt zu füllen. Der Gedanke, Jahre meines Lebens an die Untersuchung der Frage zu wenden, ob dieser Kopf und jenes Trümmerstück diesem oder jenem Meister, ob er dem Skopas oder dem Praxiteles zugehört, erfüllt mich, offen gestanden, mit gelindem Ekel. Das ist doch, beim Hund, kein Leben, mit tastenden Fingern und schwankendem Gefühl nachzuspüren, wo und wie eine gestaltende Kraft in göttlicher Blindheit oder voll menschlicher Helle unsterbliche Werke schuf! Nein, mein Lieber, das Leben ist etwas anderes: das Leben ist Rausch und Fülle, ist göttliche Unrast und – ich weiß nicht was. Ich würde, wenn ich bei der trockenen Zunft bliebe, mit einem Brummschädel voller Ketzereien heimkommen und noch unleidlicher sein, als ich es bislang gewesen bin. Und dann – Ja, und dann? werdet ihr fragen. Soll ich euch folgen und als Dichter – deine Schwester hält mich für einen solchen – die Phantasie meiner Zeitgenossen kitzeln, indem ich ihnen fragwürdige Märchen aus einer götterlosen und gealterten Welt erwähle? Und soll ich dann das Bewußtsein meiner Künstlergöttlichkeit vor unverstandenen Weibern oder gelangweilten Arbeitstieren, die im Angesicht der ewigen Sterne an den sogenannten Fortschritt glauben, zur Schau tragen, obwohl ich der Meinung bin, daß alle diese sogenannten Dichter nicht so viel wert sind wie ein zerlumpter Märchenerzähler, der in Kairo an seiner Straßenecke hockt und vor seinen würdigen Zuhörern die Herrlichkeiten der Tausendundeinen Nacht

ausbreitet? Schon der bloße Gedanke, daß ich mein Heiligstes auf diese Weise entweihen könnte, ist mir unerträglich, und es hieße mich selbst verlieren, wenn ich auf dieses Binnenmeer des trügerischen Schlamms hinausglitte.

Und doch habe ich Tage, wo ganz plötzlich eine himmlische Unrast über mich kommt und mich mit der Ahnung eines Wunderbaren erfüllt, das irgendwo da draußen, vor der Türe oder auf dem Meere oder in der Heimat, auf mich wartet. Dann kann ich als echter Nordländer stundenlang in Staub und Hitze, auf grellweißen Straßen und jähen Felspfaden herumlaufen, ohne zu fühlen, daß ich Hunger und Durst habe. Als ich gestern in dieser dionysischen Stimmung, die mich zu gleicher Zeit peinigt und beseligt, zum heiligsten Stadtberge der westlichen Welt, zur Akropolis, emporstieg, um meine Seele noch einmal randvoll mit dem Blick des Großen zu erfüllen, das mir – ich darf es euch verraten – nicht im ersten Augenblick, sondern nur langsam seine Gewalt enthüllte, traf ich zwei Damen, Mutter und Tochter, die da auf einer Treppenstufe des goldbraunen Parthenons saßen und auf das schwül blauende Meer mit seinen dunkelnden Inseln hinaussahen. Ich weiß nicht, warum mich die beiden Angelsächsinnen ärgerten; ich weiß nur, daß ich stolperte, als ich, an ihnen vorbei, auf die andere Seite gehen wollte und als richtiger Taps hinfiel. Nun lachen sie dich aus, dachte ich mir voll jäh erwachenden Ingrimms über die gaffenden Weiber; als ich aber wieder auf meinen klassischen Füßen stand, begegnete ich dem Blick der Jüngsten: der Strahl eines wunderbaren blauen Auges lag ohne Spott, wie eine stumme Frage auf mir und verließ mich nicht, als ich mit allerlei ketzerischen Gedanken zu dem Ostgiebel des Parthenons hinüberging und an das schönste Marmorbild eines Weibes dachte, das je die Hand eines genialen Künstlers aus dem Marmor hob: an die liegende Frauengestalt im britischen Museum, in der ich nicht eine Parze, sondern Aphrodite sehe, die im Schoße ihrer Dienerin Peitho, der »Überredung« ruht und in der süßen Selbstversunkenheit des reifen Weibes der Stunde harrt, da die Göttin ganz Gewähren wird. Und mein Unmut verließ mich auch nicht, als ich mich umwandte, um den weihevollsten Rund-

blick der götterlosen Erde noch einmal mit gefaßter Seele in mich aufzunehmen.

Man muß zur Mittagsstunde oder auch später noch, wenn alles in heiliger Stille schweigt, da oben gestanden sein, um zu ahnen, was das Licht sein kann. Es ist wie eine unsagbare Verzauberung voll heiligen Mittagsschreckens: die Marmorsäulen glühen in märchenhaftem Golde, die reine trockene Luft zittert in heißflimmernden Wellen, und die funkelnde Helligkeit, die alle scharfen Schatten gierig wegfrißt, lebt und webt in Nähen und Fernen und füllt die Sinne mit der Trunkenheit himmlischen Wahnsinns. In den amethystnen Duft der Berge, die in wundervoller Runde die Ebene umgeben, hauchen goldene Töne hinein, und der Schnee auf den zackigen Gipfeln im Norden glänzt wie ein gespenstiger Schimmer in diese Welt der brennenden Farben und starren Flimmerglut Attikas herüber. Was sollen einem in solchen Augenblicken alle Namen, die doch nur ein Hauch sind und dem Eingeweihten die purpurne Schwermut des vergangenen Glücks in die Seele senken?

Wißt ihr, was dieser Süden mit seinen Schrecken und Wundern ist? Nein, ihr wißt es nicht! In solchen Stunden hat er mir sein Geheimnis ins Ohr gehaucht, mir, dem zuweilen sogar die Farben zum Ton werden! Diese Welt, wo die Form in klarster Reinheit herrscht, ist von einem Künstlergott geschaffen, der eines Abends spät von einem Gipfel in die Tiefe stieg und, wie im Traum, mit lässiger Hand den Kranz der Inseln in die warme Flut warf, damit ihre Bildungen die Herrlichkeit des schönsten Meers der Welt den Sterblichen offenbaren. Soll ich euch eine große Erkenntnis verraten? Nur das klar Gestaltete hat ein Recht dazusein: das ist hellenisch gedacht und gefühlt. Wir Neueren aber sind in gewissem Sinne alle Chaos, und wenn wir wissen wollen, was ein Meer der Seele sein kann, müssen wir uns voll unbefriedigten Sehnens auf den Ozean der Musik hinauswagen, wo allein die Tiefe, über der wir hängen und schweben, ihre tönenden Brunnen auftut.

Leider muß ich gestehen, daß mir diese Gedanken die Reinheit und Größe des Bildes vor meinen Augen verdarben. In meinem aufkeimenden Ärger legte ich mich, im Schatten der

schwerleibigen Säulenstämme, auf ein Fleckchen Erde, und ließ meine Blicke an den weißgoldenen Schäften emporgleiten, hinein in die funkelnde Himmelshelle, in der Krähen flatterten und Falken zogen. Und wie ein Wunder genoß ich das Leben der gewachsenen Farbe an dem edelsten Gestein: ein Leben, das nicht kalt ist wie im Norden, sondern wie von innen heraus lebt und seinen stummen Adel erst in tausend Lichtern und im durchsichtigsten oder schwärzesten Schatten offenbart. Und alles ist klar und alles ist lebendig, jeder Umriß und jeder Schatten – und kein Augenblick gleicht dem andern, bis der erste Schauer des Abends durch das Gold rinnt, die Inseln noch tiefer blauen, die weite Fläche in tieferem Golde schwimmt und einem eine peinigende Entrückung hineinnimmt in die Trunkenheit des Lichts –.

Als die Kühle dann mit einem jähen Schauer auf meine Schultern fiel, mußte ich an den Abstieg denken, und während ich auf der heiligsten der Tempeltreppen abwärts ging, floß es mir durch den Sinn: so wie die junge Dame von vorhin, muß die jungfräuliche Schutzgöttin der Veilchenstadt Athen in die Welt geblickt haben. Aber im selben Augenblick ärgerte ich mich auch schon über den deutschen Pedanten, der den Blick des wunderbarsten Menschenauges zu adeln glaubte, indem er ihn mit einem Götterblick verglich. Das soll mir nicht mehr vorkommen! Ich gerate manchmal in helle Empörung darüber, daß wir guten Mitteleuropäer im Grund doch alle mit Gespenstern leben, anstatt mit der Unschuld des Paradieses auf Berg und Hügel, auf Meer und Himmel hinzublicken. Da siehst du übrigens, wie meine Stimmungen, die nicht immer rosig sind, einer inneren Strömung folgen, deren ich nicht Herr bin und nicht Herr sein möchte.

Damit du aber nicht glaubst, ich sei den bewußten Blick nicht losgeworden, will ich dir die Versicherung geben, daß ich nicht den leisesten Versuch gemacht habe, herauszubringen, wer die beiden Damen sind und aus welchem Winkel dieser Welt sie hierher gekommen sind. – Donc, rien à craindre de ce côté, mes amis!

Wenn du Bäumler siehst, so kannst du ihm sagen, daß ich ihm

blick der götterlosen Erde noch einmal mit gefaßter Seele in mich aufzunehmen.

Man muß zur Mittagsstunde oder auch später noch, wenn alles in heiliger Stille schweigt, da oben gestanden sein, um zu ahnen, was das Licht sein kann. Es ist wie eine unsagbare Verzauberung voll heiligen Mittagsschreckens: die Marmorsäulen glühen in märchenhaftem Golde, die reine trockene Luft zittert in heißflimmernden Wellen, und die funkelnde Helligkeit, die alle scharfen Schatten gierig wegfrißt, lebt und webt in Nähen und Fernen und füllt die Sinne mit der Trunkenheit himmlischen Wahnsinns. In den amethystnen Duft der Berge, die in wundervoller Runde die Ebene umgeben, hauchen goldene Töne hinein, und der Schnee auf den zackigen Gipfeln im Norden glänzt wie ein gespenstiger Schimmer in diese Welt der brennenden Farben und starren Flimmerglut Attikas herüber. Was sollen einem in solchen Augenblicken alle Namen, die doch nur ein Hauch sind und dem Eingeweihten die purpurne Schwermut des vergangenen Glücks in die Seele senken?

Wißt ihr, was dieser Süden mit seinen Schrecken und Wundern ist? Nein, ihr wißt es nicht! In solchen Stunden hat er mir sein Geheimnis ins Ohr gehaucht, mir, dem zuweilen sogar die Farben zum Ton werden! Diese Welt, wo die Form in klarster Reinheit herrscht, ist von einem Künstlergott geschaffen, der eines Abends spät von einem Gipfel in die Tiefe stieg und, wie im Traum, mit lässiger Hand den Kranz der Inseln in die warme Flut warf, damit ihre Bildungen die Herrlichkeit des schönsten Meers der Welt den Sterblichen offenbaren. Soll ich euch eine große Erkenntnis verraten? Nur das klar Gestaltete hat ein Recht dazusein: das ist hellenisch gedacht und gefühlt. Wir Neueren aber sind in gewissem Sinne alle Chaos, und wenn wir wissen wollen, was ein Meer der Seele sein kann, müssen wir uns voll unbefriedigten Sehnens auf den Ozean der Musik hinauswagen, wo allein die Tiefe, über der wir hängen und schweben, ihre tönenden Brunnen auftut.

Leider muß ich gestehen, daß mir diese Gedanken die Reinheit und Größe des Bildes vor meinen Augen verdarben. In meinem aufkeimenden Ärger legte ich mich, im Schatten der

schwerleibigen Säulenstämme, auf ein Fleckchen Erde, und ließ meine Blicke an den weißgoldenen Schäften emporgleiten, hinein in die funkelnde Himmelshelle, in der Krähen flatterten und Falken zogen. Und wie ein Wunder genoß ich das Leben der gewachsenen Farbe an dem edelsten Gestein: ein Leben, das nicht kalt ist wie im Norden, sondern wie von innen heraus lebt und seinen stummen Adel erst in tausend Lichtern und im durchsichtigsten oder schwärzesten Schatten offenbart. Und alles ist klar und alles ist lebendig, jeder Umriß und jeder Schatten – und kein Augenblick gleicht dem andern, bis der erste Schauer des Abends durch das Gold rinnt, die Inseln noch tiefer blauen, die weite Fläche in tieferem Golde schwimmt und einem eine peinigende Entrückung hineinnimmt in die Trunkenheit des Lichts –.

Als die Kühle dann mit einem jähen Schauer auf meine Schultern fiel, mußte ich an den Abstieg denken, und während ich auf der heiligsten der Tempeltreppen abwärts ging, floß es mir durch den Sinn: so wie die junge Dame von vorhin, muß die jungfräuliche Schutzgöttin der Veilchenstadt Athen in die Welt geblickt haben. Aber im selben Augenblick ärgerte ich mich auch schon über den deutschen Pedanten, der den Blick des wunderbarsten Menschenauges zu adeln glaubte, indem er ihn mit einem Götterblick verglich. Das soll mir nicht mehr vorkommen! Ich gerate manchmal in helle Empörung darüber, daß wir guten Mitteleuropäer im Grund doch alle mit Gespenstern leben, anstatt mit der Unschuld des Paradieses auf Berg und Hügel, auf Meer und Himmel hinzublicken. Da siehst du übrigens, wie meine Stimmungen, die nicht immer rosig sind, einer inneren Strömung folgen, deren ich nicht Herr bin und nicht Herr sein möchte.

Damit du aber nicht glaubst, ich sei den bewußten Blick nicht losgeworden, will ich dir die Versicherung geben, daß ich nicht den leisesten Versuch gemacht habe, herauszubringen, wer die beiden Damen sind und aus welchem Winkel dieser Welt sie hierher gekommen sind. – Donc, rien à craindre de ce côté, mes amis!

Wenn du Bäumler siehst, so kannst du ihm sagen, daß ich ihm

er das, was ich selbst als Glück empfinde, in der selbstbewußtesten Weise aussprach. Ich gehöre nun einmal zu den Menschen, die ihre Götter gerne für sich allein haben wollen und jeden Schritt in ihr Heiligtum als Belästigung empfinden. Um ihm zu zeigen, daß ich auch nicht auf den Kopf gefallen bin, stellte ich auch mein Licht nicht unter den Scheffel und ließ allerlei Ansichten über die Antike los, die mein Reisegefährte mit Kopfschütteln aufnahm. Ich habe mir seit einiger Zeit angewöhnt, die Menschen nach ihrer Fähigkeit, allgemeine Ansichten bilden zu können, zu beurteilen, und da kam ich bei meinem Berliner übel an: ich wußte nun, woran ich mit dem Kunden war, den ich jeder Regierung als Gehilfen bei Ausgrabungen empfehlen könnte. Ich ließ mich, aus Ärger über das Büffelwesen des Mannes, sogar verleiten, ihm allerlei Geistreicheleien zu sagen: ich erklärte, dies ganze Griechenland sei nur ein Epigramm aus Stein, und fügte hinzu, um eine Landschaft, die ihre Naturprodukte – und diese sind auf diesem Boden die Götter – nicht habe halten und behalten können, sei es windig bestellt. Als ich ihm dann, in den Ernst zurückkehrend, auseinandersetzte, welche schöpferische Phantasie dazu gehört habe, um einen so hellen, klaren, durchgeistigten und doch so echt weiblichen Typus einer Stadtgöttin, wie es Athene ist, zu erfinden, sah er mich mit dem bekannten Berliner Lächeln von der Seite an, und ich schloß meine Lade zu. Trotzdem war der Siebengescheite gar nicht loszukriegen, und ich mußte mich wieder fragen, warum mich die Menschen eigentlich alle gern haben und auch an meinen Launen keinen Anstoß nehmen. Später gerieten wir noch einmal in ein Gespräch, und ich rächte mich, indem ich mit bajuwarischer Grobheit über gewisse Herren vom Fach loszog, die alles was zum Anschauen da ist, in Begriffe aufzulösen und uns zumuten möchten, das Zerstreute und Geträumte zu der Wirklichkeit des lebendig Schönen aufzubauen. Nun ja, nur Göttersöhnen ist es gegeben, aus Weltentrümmern eine Welt aufzubauen, und wir sind nun einmal keine Göttersöhne. Oder doch? Aber auf alle Fälle erlaube ich mir die Ketzerei, die Wissenschaft, diese unsterbliche Penelope, für eine Feindin des inneren Lebens zu halten: denn sie kennt und hegt keine Bedenken, alles Gewachsene zu zerstören, um

das Gesetz zu finden, das in jedem Organismus aufbauend und auflösend wirkt. Wir aber sind – und davon bringt mich niemand ab! – zum Schauen geboren: unser Auge ist das Organ der wahren Seligkeit, deren Reich ich schon erdämmern sehe. Eine Ahnung davon genoß ich in den beiden Mondnächten, durch die unser Schiff der nordischen Heimat entgegenfuhr. Was lag mir im Grund an den Erinnerungen, die all die Inseln und Gestade, Kythera und die Gipfel des Peloponnes umschweben! Mein Auge wurde nicht müde, sich in dem Silberglanz der jonischen See zu baden, der in zerrinnendem Spiel das Schiff umfloß und in einer Ferne verdämmerte, deren überirdischer Duft aus einer andern Welt zu stammen schien und doch alles mit einer unsäglichen Meeresruhe erfüllte. Und der unterirdisch leise, seltsame Ton, der aus dem Aufschäumen der Kielwasser aufklang und immer wieder wie ein Schleier im Atem des Meeres zerging, störte diese südliche Ruhe, in der die Düfte des Landes, die linde Salzluft der See und der große Funkelblick der Sterne zu einem Gefühl zusammenflossen, nicht, sondern machte sie nur noch himmlischer und unaussprechlich tiefer – – –

29. April.

Gestern bin ich im Schreiben gestört worden: meine Wirtin erlaubt sich nämlich, zu jeder Zeit zu mir hereinzukommen, um den »Lordo« mit der Neugier des Südens, die so gar nichts Zudringliches hat, auszufragen. Sie begriff nicht, wie ein Mann in meinem Alter in der Welt herumfahren kann, anstatt in einem Palazzo – jedes Haus aus Steinen ist dieser südlichen Phantasie ein Palast – mit einer schönen Signora und ein paar Engeln von Kindern zu leben, und ihre nächste Nachbarin, ein uralte Korfiotin, teilt ihre Ansicht. Während mir die Sorrentinerin erzählt, wie unendlich glücklich sie mit ihrem ersten Mann, einem Malteser, gelebt habe, muß ich nur immer das Gesicht der vor mir sitzenden Alten betrachten: es ist voll des tiefsten Friedens, den nur Naturmenschen haben, die in ungebrochenem Einklang mit der Natur leben und zuletzt, wie die Frucht vom Baume, wieder in die Ruhe des Alleinsseins zurücksinken. Ich weiß nicht, warum ich vor dem Frieden dieses Antlitzes an die Menschen

des goldenen Zeitalters denken muß, die in glückseliger Stille unter Lorbeeren wandelten und nur bisweilen die Hand erhoben, um aus dem schattigen Geäst ihrer Fruchtbäume einen goldenen Ball herabzuholen. Es ist seltsam, wie ferne mir alles, was ich in Athen und auf meinen Kunstfahrten nach Eleusis, nach Mykenae, nach Olympia, nach Santorin erlebt hatte, schon liegt: eine Schattenwelt, die mir Namen und die ewigen Schauer der Geschichte zum unverlierbaren Erlebnis machte und doch schon wie etwas Traumhaftes vor meinen Augen hinabdämmert.

Im übrigen genieße ich die Ruhe, die mich umgibt, mit tiefster Seele. Stunden und Tage, wie ich sie jetzt verlebe, hat mir der ganze Süden noch nicht beschert. Das weiße Häuschen, in dem ich wohne, steht nicht weit von der Stelle, wo die Fahrstraße aus den südlichen Gärten der Vorstadt emporsteigt, ganz unter Lorbeerrosen, Feigen, Orangen und Kakteen versteckt. Ich habe, wie ich nun einmal bin, sofort das ganze Bild der Stadt Korfu in mich gesogen. Am liebsten sind mir eigentlich die alten geschäftigen Winkel, wo das unverfälschte Leben, wie es schon vor Jahrhunderten war, rein und klar zu den Sinnen spricht. Da gibt es kleine Plätze, wo der ganze Orient schon lacht, liebt, schachert und duftet, und ohne allzugroße Aufdringlichkeit, den alltäglichsten Schönheitssinn offenbart. Die Bäcker, Fleischhauer, Käsehändler und Weinschenken geben sich alle Mühe, ihre Waren möglichst appetitlich herzurichten, indem sie alles mit blühendem Lorbeer umwinden, und der Duft der Garküchen, wo sie Würstchen und kleine Vögel in Öl schmoren, erfüllt Gänge und Gassen mit recht gemischten Gerüchen. Ich werde nicht müde, mich in diesen grauen Winkeln umzusehen, wo die Herrlichkeiten dieser Inselwelt, frische und gedörrte Fische, Orangen und Mandarinen, japanische Mispeln und Zitronen, Lauch, Fenchel, kleine Kürbisse, Paradiesäpfel, Artischocken und Oliven in offenen Fenstern aufgehängt liegen und Aug und Gaumen locken. Zuweilen bleibe ich, come un vero pittore, vor einer Auslage stehen, in der ein Händler die glitzernden Früchte des Meeres zu Haufen aufschichtet und emsig umwühlt, um die zögernden Käufer anzulocken, die erst jedes Fischchen mit der Überlegung eines Diplomaten prüfen

und dann, wenn sie ihren Kauf gemacht haben, leise singend durch die abendlichen Gassen gehen, auf die der Strahl uralter, lang geschnäbelter Öllampen fällt und in denen der Strom heiterer Menschen bis in die späte Nacht auf und ab flutet. Oder ich kaufe mir ein paar ausgesuchte Orangen, die ich in der Hand vor mir hertrage, wie ein Paris, der allerdings nicht in die Lage kommen wird, als Preisrichter vor drei Göttinnen zu erscheinen und der Schönsten den goldenen Schicksalsball darzureichen.

Nicht weit von dem früheren Standort eines kleinen Tempelchens, das etwa dreißig Meter hoch über dem Meere in einer Hangfalte stand, habe ich mir ein stilles Plätzchen ausgesucht, wo ich, ohne zudringliche Menschennähe, Auge und Ohr sein darf, wenn mirs beliebt. Die uralten Oliven, die mich wie ein lichter Säulenwald umgeben, gleichen hier in keiner Weise ihren oft recht verkrüppelten Schwestern in Italien, sondern sind mächtige Bäume, deren silbernes Geäst sich hoch in die balsamischen Lüfte reckt. Zwischen dem feinen Gezweig, dessen silbergraue Farbtöne bei der leisesten Regung der linden Mailuft blinkend ineinanderfließen, sehe ich die ruhige See im Sonnenglast heraufglitzern und glänzen. Zuweilen regt sich die überirdisch süße Luft, ein fern verwehtes schleierhaftes Rauschen dringt herauf, das Geperl der eisklaren Quelle, die etwas tiefer unten aus dem Hang bricht, wird vernehmbar, und dann herrscht wieder Stille, eine hohe, heilige, zauberhafte Stille. Ich denke nicht, ich fühle nicht, ich weiß nur eines: ich bin da und mit all meinem Sinnen und Sehnen zutiefst in dieses Dasein getaucht. Von meinem Sitz aus sehe ich jenseits der See das Gebirge von Epirus, von der wilden, hochgetürmten Chimära an bis zu dem grauen gepanzerten Absturz in dem Kap Parga, das wie ein geisterhafter Farbenhauch im Dufthauch des Südens verschwimmt. Ganz ferne im Norden, über der blauenden Bergwand des akrokeraunischen Gebirges mit seinen Buchten voller Sonnenduft schwebt, wie ein verflogener Riesenschwan, das lilienweiße Horn des Tsikaberges im goldenen Gedüft der Ferne, und dahinter türmt sich der mächtige Bergstock des Pindus, sublimed with snow, in die silbrigen Lüfte empor. Im Süden dunkeln die alte Insel Sylota, das Eiland Prasuti,

Pargos und die Liebesinsel der Sappho, Leukadia. Links in der Tiefe liegt Kastrades, auf dessen Gebiet die homerischen Gärten und Weinfelder des Alkinous lagen; darüber erheben sich die beiden Uferfestungen Korfu, und weiter im Norden, jenseits des Hafens, blaut der höchste Gipfel der Insel, der San Salvatore, von dem aus sich die korfiotischen Berge in schönen breiten Hügelstufen gegen Süden senken.

Während dieses Bild vor meiner Seele ruht, bin ich mir bewußt, daß ich vergeblich versuche, ein Unaussprechliches mit Worten festzuhalten. Was sind die Worte, wenn die Flut des Seins geheim und mächtig an alle Sinne spült und alle Tiefen unserer Seele, still und bewegt, in sich selbst ruhen! Ich bin ein Augenmensch; aber ich kenne auch seltsame Minuten, wo ich mich nach reinen und jungfräulichen, nach glühenden und blühenden Worten sehne, aus deren prangendem Urparadieses-glanz die blutenden Schreie der Lust wie eine Springflut dringen und alle Seelen überwältigen; wo mir keine Farbe zu grell und kein Ton zu laut ist, um den Durst nach starken Eindrücken und Schauspielen zu verewigen. Doch sind diese Augenblicke viel seltener hier im Süden, weil hier alle Gegenwart beruhigend auf meine Seele wirkt. Wenn ich des wortlosen Schauens müde bin und der Abend sinkt, wenn die inselvolle Ferne tiefer blaut, wenn das Meer, glatt wie ein Spiegel, in Gold und Purpur schimmert und nur noch zitternde Strahlen durch das erglühende Geäste der verstummten Olivenbäume gleiten und auf den rotbraunen Schollen der uralten Inselerde webend verzittern, dann gibt es einen Augenblick der tiefsten Ruhe, der mich mit einer unsäglichen Sehnsucht erfüllt. Warum? Wozu? Was soll das alles? Doch das Unaussprechliche hat keine Dauer: ein unmerklich leichter Schauder durch das fließende Gezweig – und der Tag ist, fast jählings, erloschen und es beginnt die nackte Nacht des Südens, in der Lichter und Laute eine andere Sprache als in unserer Heimat sprechen.

Kastrades, den 1. Mai 1904.

Nun hat mich euer Brief, der mir von Athen aus nachgesandt wurde, doch noch erreicht. Ich gestehe, daß ich ihn mit einem

eigenen Gefühl geöffnet habe; denn der Gedanke, daß ich in vierzehn Tagen bei euch daheim im Garten sitzen werde, ergriff mich dabei mit zwiespältiger Gewalt.

Ich freue mich, zu hören, daß es euch beiden gut geht. Im übrigen braucht ihr euch um mein Zunftgewissen nicht zu sorgen: er ist beileibe nicht stumpf geworden, und ich bringe einiges mit, was mir keine Unehre machen soll, wenn ich dazu komme, es auszuarbeiten. Über die Bedeutung des homerischen Schildes sind mir allerlei Gedanken durch den Kopf gegangen, die hoffentlich auch die Billigung meines liebsten Lehrers finden und zur Erlangung eines Doktorhutes reichen werden, falls mich das Gelüst anwandeln sollte, dieser beliebten Kopfbedeckung, zu der eigentlich ein ehrsam Zöpflein gehört, nachzustreben.

Freilich, wenn ich ehrlich sein soll, muß ich gestehen, daß mein Kopf manchmal einem Neste voller Ketzereien gleicht, aus dem ich gern diesen oder jenen Vogel in die Welt senden möchte. Und manchmal faßt mich ein Grauen, wenn ich mich auf die Vergangenheit niederneige und die Ohnmacht der Wissenschaft, ein Bild des verschollenen Lebens zu gewinnen, mit wehmütigem Ingrimm fühle. Wenn aber der Chor der tausendfachen Meinungen über das hellenische Leben um mich her anschwillt, dann gerate ich in eine herostratische Stimmung. Ich weiß nur eines: Wenn ein Affe in den Spiegel blickt, der das Bild erloschenen Lebens in dämmerhaften Umrissen festhält, schaut kein Gott heraus. Jedenfalls ist im Griechentum mehr vom Orient als sich die Herren vom Fach träumen lassen. Ich wäre fast versucht, die Goldschmiede in Damaskus mit ihren Künsten und Gepflogenheiten aufmarschieren zu lassen, um von den Schmuckgegenständen der alten Hellenen ans einen Pfad in den modernsten, schmutzigsten Orient zu zeigen. Wir haben, wenn wir von der hellenischen Kultur sprechen, niemals die Gesamtheit dieses Lebens im Auge, sondern nur ein Bruchstück, das sich schön abzirkeln und in den Lügenbau der Wissenschaft einfügen läßt. Glück und Unglück aller Gelehrten ist, daß sie zu wenig Phantasie haben. Jedenfalls war dieses Leben, auf dessen Spuren ich als Schauender mit Ehrfurcht und Befremden ge-

wandelt bin, keine Oper, und was die Schweine anbelangt, die den Sophokles zurechtdichten, damit gewisse Mythen ihrem Gaumen schmackhaft werden, so muß ich bei meiner Meinung bleiben, daß die Unzucht des Geistes gemeiner ist als das gemeinste aller Laster. – –

Im übrigen habe ich auch die Vergangenheit, die hier lebendig war, nicht ganz vergessen; ich bin kein homerischer Lotosesser und weiß, daß die »Insel der Seligen« in früheren Zeiten viel eher den Namen »Insel der Unseligen« verdient hätte. Das Eiland Korkyra, das einst die Fackel der Zwietracht nach Hellas warf, könnte von Greueln, Morden, gebrochenen Eiden Unermeßliches erzählen, und es mutet mich manchmal ganz seltsam an, daß hier am Strande des fabelhaften Phäakenlandes die liebenswerteste Griechin der Dichtung, mit ihren Gespielinnen die Hemden und Kleider ihrer Brüder wusch –.

Doch – die Gegenwart ist alles! Ich habe übrigens allerlei korfiotische Aufzeichnungen für euch gemacht und hoffe, daß alles unverletzt in eure Hände kommt.

Das Schöne hierzulande ist, daß die paradiesischen Ufergärten nicht, wie in Italien, ummauert sind, sondern den Schritten und Blicken der Wanderer offen daliegen: wer keine Rosenhecken oder die stachelige Umwallung indischer Feigen fürchtet, kann seinen Schritt lenken, wohin er will. Vergangenheit und Gegenwart gehen, wie alles Zeitliche, hier ganz unmerklich leise ineinander über, und selbst die geborstenen Trümmer dienen im Verwittern neuem Leben. Man betritt die Schwelle eines Gartenhäuschens, und der gesenkte Blick merkt, daß der Tritt des Pilgers auf einer Tempelschwelle weilen darf. Eine zertrümmerte Säule trägt eine Weinlaube, und aus einer Terrassenmauer, über die schwere Ranken kleiner Frühlingsrosen wie eine purpurn helle Welle herabstürzen, grinst ein bärtiger Kopf, von dem ich nicht weiß, ob er auf dem Leibe eines Gottes oder eines Weisen saß. Jüngst fand ich einen Garten, in dem die Trümmer altgriechischer Welt ganz von der Üppigkeit der Natur überwuchert waren. Man sitzt auf den Bänken, die einst als Gebälk eines Tempels in das Land hinausglänzten, und schöpft Wasser aus einem Brunnenbecken, das einst als Korin-

thisches Kapitäl eine tragende Säule zierte. Ein barfüßiger Knabe, dem die Locken in die bräunliche Stirn hereinhingen, pflückte mir die letzten Orangen aus einem Baume, dessen Zweige in weißem Blütenschmuck einen berauschenden Duft verhauchten, und als ich die goldenen, saftschweren Bälle vor mir auf der halbverwitterten Marmortafel einer Säulenbasis liegen sah, überkam mich ein Gefühl unsäglicher Weltseligkeit. Hier habe ich erfahren, daß auch der Ruinenzauber reinstes Glück sein kann – –

Ich bin zum Erstaunen der Signora Wlachules fast den ganzen Tag unterwegs: ich habe mir nichts entgehen lassen, was mein Bild dieser Inselwelt vertiefen könnte, und die Mündung des Flusses Potamo, wo Odysseus den rettenden Strand betreten haben soll, Benizze, Gasturi mit seinem Riesenplateau und Peleka, von wo aus man die beiden, von Inseln bediademten Meere aus der Tiefe wie Spiegel einer Gotteswelt in heiligem Frieden emporglänzen sieht, haben mich Schweifenden, fato profugum, erblickt. Ja ich könnte, wenn ich nur wollte, auch ein würziges Bettelsüpplein aus historischen Erinnerungen, mit den bewährten klassischen Zutaten, kochen und es als Opfergabe in dem frostigen Achilleion vor die Statue des Achill hinsetzen. Doch ich bin auf dem Marsche, und wenn ich Hunger habe, trete ich in eines der kleinen Bauernhäuschen, lasse mir ein paar Eier nebst einem Glas des süßlichen Rotweins geben, der schon, wie Xenophon zu melden weiß, als Anthosmias oder Blumiger bei den alten Hellenen in hohem Ruhme stand, pflücke einen Orangenzweig, an dem vier oder fünf Früchte hängen, und gehe dann wieder den silbrig dunstigen See von Kalichiopulo (den hylläischen Hafen der Antike) entlang und in die blauenden Gefilde hinaus, deren Wälder die Hügel und Gestade mit dem fließenden Silber des Ölbaums decken.

Wenn man die Gemüsegärten der Vorstadt Kastrades, in denen alle Gewächse des Südens in strotzender Üppigkeit gedeihen, hinter sich hat, gelangt man auf der gewundenen Straße in ein herrliches Hügelgartenland, das in einem Meer von Duft und Wohlgerüchen schwimmt. Zwar die Mandelbäume, deren Blüten sonst wie leichte rosige Duftwölkchen im Süden an den

Abhängen schweben, haben schon längst Frucht angesetzt; aber Kirschen, Aprikosen und Quitten stehen noch in voller Blüte, und in dem feinen Gezweige der Oliven hängen noch die kleinen wachsweißen Blütenträubchen neben unreifen Früchten. (Die reifen läßt man hier zu Boden fallen und liest sie so auf.) Die Mauerzäune glühen unter der Last blaßroter Schling- und Heckenrosen, und darüber recken sich mächtige Judasbäume, aus deren nackter Rinde die Blüten wie rote Blutstropfen quellen oder der baumartige Blütenschaft einer Aloe schießt gewaltsam in die balsamische Meeresluft.' Jeder Tag treibt neue Blüten hervor. Die Stauden des stacheligen Ginsters gleichen kleinen Bäumchen, und das grelle Gold seiner schlanken Schößlinge glüht neben den lilafarbenen Blütentrauben der Glyzerien und den schweren Gehängen des spanischen Flieders in blendender Helle. Man geht durch dieses bacchantische Brautfest des Frühlings wie in einem Rausche dahin und staunt bei jedem Schritt immer und immer wieder über diese Üppigkeit, die sich im Unkraut, das aus allen Ritzen treibt und quillt, noch mächtiger offenbart als in der glühenden Gartenpracht der Ufergärten.

Doch so sehr ich auch in dieser einzigen Gegenwart aufgehe, so habe ich doch auch Stunden, wo mich der schwermütige Hauch der Vergangenheit, der nun einmal all diese Buchten und Gestade umwittert, bis ins Tiefste aufrührt. Dann kann mich der tragische Anhauch des Lebens, das einst diese Inselwelt erfüllte und noch in seinen Trümmern überwältigend wirkt, schmerzlicher erschüttern als alles Sterben der Gegenwart. Der einzelne Mensch weiß, daß er verwelken muß; aber daß auch seine Werke und Meinungen, sein Glauben und sein Hoffen wie Blüten zur Erde sinken, das überfällt mich manchmal wie ein Schauer, vor dem die schönen Worte von historischer Weihe und vom Genuß des Schönen jählings hinwelken und zerstieben. Diese Stimmungen spielen sogar in meine Träume hinein: denn ich muß euch sagen, daß ich noch nie so viel geträumt habe, wie in diesen schwarzen schweren Frühlingsnächten, wo alle Sterne wie Sonnen funkeln.

Was sagt denn deine Schwester zu dem folgenden Traum?

Ich saß mit einem Gefühl unbeschreiblichen Glücks auf einem winzigen Inselchen im Meere, ohne zu wissen, wie ich auf die verbrannte Klippe geraten war. Ich mußte jedenfalls einer schweren Bedrängnis, einem Examen oder sonstiger Not und Übeltat entflohen sein; denn das Gefühl wonniger Geborgenheit, mit dem ich auf das seidig glänzende Meer hinaussah, war so tief und süß, daß ich die Verlorenheit in einer ungeheueren See mit seligsten Augen genoß. Auf meiner Stirne trug ich einen Kranz, aus dem zuweilen eine Blüte, seltsam gestaltete, purpurrote Glockenblumen, auf meine Hand herabfielen, die einen Angelstecken hielt und nach den Dingen angelte, die der perlende Schaum der Brandung an das Gestad zu meinen Füßen warf. Wenn ich in einen dieser brausenden Blütenbecher blickte, war es mir, als versänke ich in eine purpurn blaue Finsternis, aus der ein seltsames Tönen kam und langsam an den lichten Wänden der Glocke emporstieg. Doch aus diesem Sinnen riß mich immer wieder der Anblick der seltsamen Figuren, die der spielende Schaum vor meine Füße warf: da waren Händchen aus Holz und Marmor, Gesichter und Gliedmaßen, grinsende Fratzen und winzige Ungeheuer, die ich manchmal in die Hand nahm, um das seltsame Leben dieser Gebilde der Flut zu belauschen. Doch was die Flut gebracht, nahm sie auch wieder mit, und alles war nur ein Wellenspiel, das mein Gefühl unsäglichen Glückes und himmlischer Geborgenheit nicht störte, sondern nur mit leichtem Anhauch tiefer in die wundersamste Gegenwart hineintrieb. Wie lange dieses wonnige Seelendämmern dauerte, weiß ich nicht; ich fuhr erst auf, als eine unsichtbare Hand von hinten her nach meinem Kreuze griff und mir mit einem Male Dornen in die Stirne trieb, als ich ihn festzuhalten suchte. Ich konnte mich nicht wenden und drehen; ich fühlte nur die Eisenfinger einer Gespensterhand; ich rang und rang mit ihr; ich stürzte in die Tiefe und – erwachte. Träumt man in unserem Norden mit seinem niederträchtigen Klima auch so schön? Beim Erwachen fühlte ich noch den Nachhall meiner Traumeswonne, und da dachte ich mir: Auch die See ist eine Künstlerin! Auch das Meer speit klassische Gebilde an den Strand, wie wenn eine träumende Allseele seine Flut als

Gestalterin durchwirke und in Farben und Formen seinen Urdrang offenbare. O Seele, Seele der Welt! Wie oft habe ich in gewissen Köpfen der altgriechischen Skulptur dieses erste Erwachen der Seele belauscht, und, wenn ich die Wahrheit sagen soll, es ist mir lieber als der triumphierende Ausdruck der Ruhe, oder der Kraft, oder der Lust, oder der bewußten Schönheit in den späteren Werken; denn es ist ein Versprechen, das unsere Seele, die da weiß, daß Sehnsucht des Alls Geheimnis bleibt, sich selbst erfüllend zu Ende dichtet und erfüllt. Deshalb kommen mir auch manchmal die Tränen, wenn ich in ein liebes Kindergesicht sehe und alle Möglichkeiten wunderbaren Lebens darin aufglänzen sehe.

2. Mai.

– – – Wenn ich Ölwald sage, so dürft ihr, wie ich euch, glaub' ich, schon einmal schrieb, nicht an deutsche Wälder oder an die mageren Ölpflanzungen in Italien denken. Diese uralten prächtigen Oliven sind ehrwürdige, mächtige Riesen, deren Wurzeln sogar dem Lichte zustreben, und wer unter ihrem Schutz einherwandelt, geht durch eine lichte Dämmerung, mit der die hängenden silbernen Zweige in seliger Atemruhe spielen. Ich weiß nicht, soll ich sie dunkle Helle oder helles Dunkel nennen, das gerade so viel des Schauders der Abgeschiedenheit oder des Geheimnisses in die Seele senkt, um alle Wünsche einzulullen. Wenn ich auf meinem Plätzchen auf der rotbraunen »scholligen« Erde sitze, deren Hauche nur zuweilen Wellen schwersten Blütenduftes unter die lichten, schimmernden Wipfel tragen, und wenn dann alles ganz still in mir geworden ist, vernehme ich immer wieder einen Ton, hauchartig leise und doch ins tiefste Herz greifend. Ist es Gesumm der Bienen, die nicht weit davon die blühenden Ginsterstauden oder die blassen Eriken umschwirren? Ist es die Stimme der Wellen, deren sonnenhaftes Geglitzer manchmal wie ein Blick, über den schon im nächsten Augenblick ein Lid verhüllend fällt, zu mir heraufdringt? Er schwillt an und wird ausgelöscht von einer Duftwelle, deren Wärme mich wonnig überflutet, und schon kommt er wieder. Und ich weiß es nun: es ist der Urton

dieser Welt, die Musik, die noch keine Gestalt hat, aber alles, alles schon in sich trägt: – das Meer, aus dem die Inseln ersteigen; die Flut, die alles umspielt und alles in sich hegt, was Sehnsucht und Gestalt werden will, Wolken und Winde, Wünsche und Weh. Ein weißes Segel in der Ferne; ein Anhauch, in dem alles Leben, das vergangen, sich an mein Herz legt; ein aufatmend Zerrinnen der warmen Flut am grauen Fels – uraltes Sein! Der Meeressüden! Das Mittelmeer! Wo warf das Schiff, das mich hierher trug, schon Anker? Wo war ich schon? Wo bin ich noch? Bin ich nicht als Kentaur mit goldenem Huf auf einem Teppich gelben Salbeis durch Stachelpalmengebüsch, durch Myrtensträucher und heilige Haine getrabt und habe mir, von einer verperlenden Quelle weg, ein lachendes Frauenbild geraubt, das mir, kosend und spielend, ein schmales Rosenkränzlein durch das olympische Gelock zog und in einer hellen Inselgrotte den ersten Liebeskuß eines Menschensohnes empfing? War ich nicht schon, irgendwann einmal, eine goldsmaragdne Eidechse, deren winziger Schuppenpanzer wie tausend Juwelen im Mittagssonnenbrande funkelte und wie ein Blitz vor den Augen eines frommen Helden vorüberzog, der müd am Ufer rastete, ehe er zu dem goldbraunen Küstentempel mit dem unbekannten Gotte emporstieg? Was war ich alles schon? Was bin ich noch im wundersam verwandelbaren Sein? Ich, dem die Töne duften, die Farben tönen und alles in einem Ton zusammenhaucht und atmet und glüht und schwillt? Und wenn die Flut des heimlichen Getöns verstummt, nimmt mich der Ozean der Düfte in seine schwanken Fernen mit, und die sonnigsten Inselbuchten, wo der graue Fels im blendenden Mittagslichte Wärme atmet, tun sich wie andere ferne Paradiese auf, wo weiße Städte wie Meeresbräute der Entdecker harren und mein schweifendes Sinnen und Sehnen im Schatten warmer Seepinien verloren geht –.

Von dem süßen Reisepöbel, der von einem Schiff zum andern die Insel durchhastet, bekomme ich nicht viel zu sehen. Dafür aber hab ich mit einem alten Fischer Freundschaft geschlossen. Als ich gestern im Hafen von Kastrades unter einer Akazie saß,

kam ein bärtiger Phäake, dessen Haupt die rote phrygische Mütze mit der blauen Quaste deckte, zu mir her und bot mir seine Sardinen auf einem der flachen Tellerkörbe an, auf denen die Fischer ihre Meeresfrüchte feilhalten. Es war eine Wonne, die silbernen Geschöpfe der See mit den regenbogenfarbenen Flossen und dem dunkelblauen Rücken zu sehen. Die Natur, die im Süden als vollendete Künstlerin waltet, verschwendet ihre Schönheit gleichmäßig an die Tiefen des Meeres und die Höhen der Erde. Ein solches Fischchen gleicht einem funkelnden Juwel, das die feinste Hand in einen schimmernden Panzer aus Edelmetall gehüllt hat. Als ich gar zu lang bei der Betrachtung des glitzernden Häufchens verweilte, zog mich der Alte, aus dessen Fustanella – dem weißen griechischen Männerröckchen – ganz dünne Beinchen hervorkamen, vertraulich am Arm, und nun gerieten wir in ein langes Gespräch, das nur eine Unterbrechung erlitt, als eine Alte daherkam, um für ein paar schmutzige Kupferstücke einen Teil der Meeresbeute in Empfang zu nehmen. Wir unterhielten uns eine halbe Stunde ganz vergnüglich, und als wir schieden, sagte mir der greise Phäakenenkel: »Issä kalos anthropos!« Das heißt: »Du bist ein braver Kerl!« Und das bin ich auch, damit ihr's wißt.

Im übrigen frag' ich mich, warum ich euch das alles schreibe, zumal ich der Ansicht bin, daß der Mensch der geborene Einsame ist. Was wißt ihr von mir? Was weiß ich von euch? Was weiß ich von den Geschöpfen um mich her, die älter sind als unser Stamm und fremder als fremd neben uns leben und sterben? Dieses Gefühl gänzlicher Einsamkeit legt sich manchmal wie eine Wolke auf mein Gemüt. Vielleicht wird es gut sein, wenn ich bald an die Heimkehr denke, wozu mich auch noch etwas anderes mahnt: gestern abend überfiel mich plötzlich ein Schüttelfrost, der mich auch heute wieder an das seltsame Wort erinnerte, daß keiner ungestraft unter Palmen wandelt.

Übrigens habe ich den blauen Blick wieder gesehen, der vor den Stufen der Akropolis dem meinen wie eine Frage begegnete, und – wer weiß, was ich täte, wenn – – ja wann! Übrigens ist mir in meinem Leben kein schöneres Weib zu Gesicht gekommen, als diese Fremde, deren Gang mir das Vergilische incessu

patuit Dea – am Schreiten erkennt man die Göttin! – zur Wahrheit macht. Sie stand mit ihrer Mutter vor einem Büblein, das Orangen verkaufte und mit der ernsten Unbefangenheit eines Naturkindes zu der hohen Gestalt emporsah. Als ich an ihr vorüberging, war es mir, als ob ein Schimmer über das klare Gesicht hinflöge. Ich grüßte und ärgerte mich, daß ich es tat; denn vielleicht sind es Amerikaner oder Engländer – im Hafen liegt seit gestern ein mächtiges weißes Lustschiff, das gestern angekommen ist, – und ich weiß, wie die Angelsachsen über einen solchen Gruß denken. Als ich nach Hause kam, machte ich die Entdeckung, daß die steinerne Bank, auf der ich bei meinen Mahlzeiten sitze, die Spuren eines Reliefs zeigt, und als ich den zertrümmerten Formen mit glücklichen Augen nachging, enthüllte sich mir ein Kopf, dessen feine, unglaublich zarte Wangenrundung mich an das Gesicht der Fremden erinnerte. Welche Finger müssen diese altgriechischen Meister gehabt haben! –

Es herrscht Südwind und eine Wärme, deren sich zu dieser Zeit kein Mensch entsinnen kann. Mir ist der Nordwind lieber: er haucht Silber in die Meeresluft und füllt die Täler mit den duftigsten Schatten und den zauberhaftesten Wundern des Lichtes. Vielleicht bleibe ich noch eine ganze Woche hier, und dann geht es mit einem Lloyddampfer nordwärts, nach Ragusa. Chairete, freut euch! Diesen Gruß bringe ich euch als Gabe dieser Gestade in die Heimat mit.

4. Mai.

Gestern abend ließ ich mich von meinem alten Fischer – der Kunde heißt Perikles – auf das offene Meer hinausrudern. Wir fuhren um das fremde Schiff herum, das in hellem Lichterglanz in der dunkelnden See lag, und hielten dann auf die Stiege zu, die von der königlichen Villa in jähen Zickzacksprüngen an das felsige Gestad herabführt. Als wir näher kamen, war es mir, als ob glänzende Leiber durch das zitternde Meeresdunkel herüberleuchteten. Ein paar Boote hielten Wacht, daß kein Unberufener sich dem Platze nähern konnte, von woher Scherz und Gelächter herüber erscholl. Ich ließ wenden und ging in selt-

samer Stimmung heim. Zuweilen überfällt mich ein Gefühl, das fast einem Mitleid mit mir selbst verwandt ist und immer in hellen Trotz mündet: Trotz vor dem Leben und Trotz vor den Freunden, weil ich nicht als der, der ich wirklich bin, in ihrer Seele lebe. Verstehst du dieses Gefühl? Es ist die Quelle meines Verhaltens gegen alle, die mir nahetreten. Wenn ich alt werde, wozu ja alle Aussicht besteht, wird es meine Seele mit einem Panzer umgeben – –.

Ich bin übrigens heute früh mit einem hübschen Fieber aufgewacht. Mir ist überhaupt seltsam zumute: auf Meer und Insel liegt ein gespenstisches Licht, das alle Farben dämpft und die Talschluchten mit schwärzlichem Schattenblau füllt. Sogar das leise Geplätscher der Wellen hat heute einen andern Laut, ich möchte sagen, etwas Unterirdisches. Als ich vom Strand aus die alte Klippenstiege betrat, um auf diesem Weg, zwischen üppigsten Geranien und Rosenhecken, in die Gärten der königlichen Villa emporzusteigen, fiel helles Gelächter aus der Höhe herab und kam wie eine Sturzwelle auf mich zu. Ich stieg empor, und während des Steigens huschte ein Zug lachender Frauen im Abstieg an mir vorüber: zuerst ein kleines Persönchen, das auf winzigen weißen Schühchen einherhüpfte und aussah, als ob es einem verborgenen Lustschlößchen des 18. Jahrhunderts entsprungen wäre; dann eine frauenhaft üppige Gestalt, die ich im Geiste sofort in den Prunksaal eines venezianischen Palastes versetzte; ihr folgte eine angehende Matrone, die schon Dürer zeichnete, und mein Blick war kühn genug, diese Schönheiten ihrer Modehüllen zu berauben, um ihr Wesen festzuhalten. Ein ganzer Olymp voll schöner Frauen flog da, lachend und scherzend, in die Tiefe herunter, und ganz zuletzt kam auch meine Fremde im schneeweißen Straßenkleid herabgestiegen: sie trug einen Busch hochstengeliger Feuerlilien im Arm und schien versonnen auf das Gelächter zu lauschen, das schon die Ufertiefe mit seiner hellen Lust erfüllte. Und diesmal erwiderte sie mit leichtem Nicken ihres Köpfchens meinen scheuen Gruß. Ich stieg langsam zwischen den Zypressen hinauf, um von der Terrasse aus den zauberhaften Blick auf das Meer und die sonnenduftigen Ufer und Fernen zu genießen; aber ein jäher Anfall

von Schüttelfrost ließ mich gar nicht zum Genuß des wunderbaren Bildes kommen, das ich, vor dem Scheiden, für immer in meine Seele graben möchte: denn ich weiß, daß meine Augen andere sein werden, wenn ich je wieder meine Wanderfüße auf diese Insel setze.

5. Mai.

Nun haben mich die Götter des Südens, über die ich meine eigenen Gedanken habe, doch noch ihre Tücke fühlen lassen. Seit gestern laboriere ich an einem gehörigen gastrischen Fieber. Der geschniegelte Doktor Scarpa, Mitglied zweier Akademien, mit dem ich Italienisch sprechen kann, meint, ich solle mich zu Bette legen; ich müsse mir den Magen durch ein Gericht in einer korfiotischen Garküche verdorben haben und dürfe zunächst nicht an die Weiterreise durch das Adriatische Meer denken, wo die Bora hause. Ich lasse den guten Mann reden und denke mir: Du weißt gar nicht, welches Feuer von einer Lilie ausgehen kann; du weißt nicht, warum ich reisen will und reisen muß, damit ich an einem gewissen Tage in Ragusa bin –. Eigentlich sollt ich es euch nicht sagen. Aber damit ihr mich versteht, will ich euch doch verraten, daß ich gestern doch noch die Bekanntschaft meines »blauen Auges« gemacht und dabei wieder die Erfahrung bestätigt gefunden habe, daß die Welt unendlich klein ist. Weißt du, woher der Vater meiner Fremden – sie ist Deutschamerikanerin – stammt? Aus Königshofen, und es scheint, daß er, wie mein Vater, in die revolutionäre Bewegung des Jahres 1848 verwickelt war und nach Amerika floh. Doch das alles erzähl ich euch mündlich. – –

Einstweilen betreue ich mein gastrisch Fieberchen. Neben mir sitzt meine Wirtin, die Signora Wlachules, dreht eifrig spinnend die Kunkel und macht mir, wenn ich Durst habe, die frischesten Limonaden zurecht, aus denen ein ganzer Wald oder Berg der reifsten Zitronen duftet. Ich habe mir, als neugebackener Augenblicksphäake, vorgenommen, meiner Krankheit die beste Seite abzugewinnen, indem ich mein Fieber und seine Mucken belausche. Mir ist, wenn ich mit glühendem Kopf so vor mich hinstarre, als hörte ich einen Ton, einen zarten, langgedehnten

Ton; er wird nicht stärker und nicht schwächer, aber er ist da, ist immerzu da. Er scheint, so weich wie Samt, aus einer ungeheuren Ferne herzukommen, und wenn ich ihm lange gelauscht habe, legt es sich wie ein dumpfer Ring um meine glühende Stirn. Gestern nacht quälte und quälte mich ein unendlicher Traum:

Ich ging und ging auf dem Rücken eines hohen Vorgebirges hin, der sich schmal und unendlich in ein fahles Meer hinausstreckte. Zur Rechten und zur Linken sah mein Auge in der Tiefe zahllos Insel um Insel liegen, die dunkel wie erzene Blöcke oder rundliche Gigantenschilde in der Flut schwammen. Zuweilen war es mir auf diesem geisterhaften Gange, als ob die schwimmenden Blöcke in jähem Ruck auseinanderzuckten, um einem Kahn zu weichen, der, randvoll und schwer von einer Fracht schweigender Menschen, zwischen den dunklen Wänden verschwand, hinter denen eine seltsame, schwefelgelbe Helle aufglänzte. Um mich her aber war ein unendliches Klingen und Tönen, und es kam aus den Tiefen und fiel von den Höhen, wo die Sterne wie große feurige Augen, drohend und gewaltig, aus der schwarzen Himmelswölbung herabfunkelten. Ich aber ging und ging in dieser Nacht des Südens hin, und das Gebirge wollte kein Ende nehmen, und meine Zunge klebte mir lechzend am Gaumen. Ich kam an grauen Bergwänden vorüber, von denen weiße Wasserstürze lautlos und leise herabsanken und in uferlosen Schluchten verschwanden.

Doch wenn ich an die lautlos stürzende Flut herantrat, um mit der Hand zu schöpfen, war sie versiegt, und ich nahm dies alles ohne Erstaunen hin. Und ich ging wieder und kam nicht aus den Tönen heraus, das immer auf gleicher Höhe blieb und nur zuweilen wie der Lärm eines Bacchanals hinter einer dünnen Wand klang: dann war es mir, als sähe ich nackte Leiber im schauernden Dunkel eines Hains aufleuchten, und als hörte ich ein Gelächter, das wie von einem Meer erstickt in dem unaufhörlichen Tönen um mich her unterging. Der schmale Höhenweg führte bald über weißen Fels, aus dem goldene Adern in tönende Tiefen blinkten, bald durch wild wucherndes Ginstergestrüpp, und wenn ich die stacheligen Stauden beiseite bog,

stäubte eine Wolke von goldgelben Schmetterlingen unter meiner Hand empor und verlor sich in dem Staubgewimmel der Sterne, die, zum Greifen nahe, mein Haupt umglänzten. Doch mich trieb es weiter, und dies endlose Gehen in der ungeheueren Höhe ward mir zu einer endlosen Qual: denn vor mir schwebte auf schattenhafter Flucht eine Gestalt, und ich konnte sie nicht erreichen. Sie hatte meinen Schritt und meinen Wuchs; aber sie setzte nicht, wie ich, wandelnd Fuß vor Fuß: es war, als ob eine Faust sie ruckweise vorwärts stieße auf der Höhe, zu der das unendliche Tönen aus Felsen und Bäumen, aus Höhen und Tiefen drang. Dann zerfloß sie jählings in die tönende Luft, und eine andere, deren Anblick meinen Tritt beflügelte, ging an ihrer Stelle; aber so hastig ich auch vorwärts strebte, ich konnte sie nicht erreichen. Und plötzlich war auch sie verschwunden, und vor mir ragte ein rundes Brunnenbecken, dessen Weiße seltsam in der fahlen Helle glänzte. Obwohl mich der Durst verzehrte, wunderte ich mich, daß keine Figur die Außenwand des Beckens zierte; doch mitten in meiner Verwunderung, die kein Ende nehmen wollte, bemerkte ich, daß um die reine Rundung des Steins ein lebendiger Kranz smaragdgrüner Eidechsen lief, deren Äuglein wie Juwelen aus den geschuppten Köpfchen funkelten, auf denen winzige saphirblaue Krönlein saßen. Als ich nach der Schönsten haschen wollte, glitt sie einer marmornen Gestalt, die ich vorher nicht bemerkt hatte, in den Schoß: es war die herrliche Hegeso, die Tochter des Proxenos, der ihre stumme Dienerin, just wie auf dem Grabmal vor dem heiligen Tore in Athen, ein Juwelenkästchen hinhielt, damit sich die Schöne mit dem Geschmeide festlicher Tage zu ihrem Gang ins Dunkle schmücke. Für wen? Für einen Bräutigam, der mit versonnenen Augen auf der Asphodeloswiese steht und seines Schattenglückes wartet? Und mit wundersamem Mitleid füllte mich der Anblick des versonnenen Gesichts, aus dem ich Sehnsucht, Bitterkeit und Trauer las, indessen eine Stimme sang: »Du sollst kein Brautkleid haben! Du sollst kein Brautkleid haben!«

Da kam eine seltsame Lust der Tränen über mich, die ich aber rasch vergaß; denn wieder war das hartnäckige Tönen um mich

her, und der Durst versengte glühender und glühender meinen Gaumen. Als ich mich endlich lechzend über den Brunnenrand beugte, um Wasser mit der hohlen Hand zu schöpfen, sah ich den Brunnengrund aus der fernen besternten Tiefe wie einen fahlen Erzschild emporglänzen und sah mein eigenes Gesicht in dem dunklen Spiegel schwanken. Meine Stirn aber schien mir seltsam groß und drohend, und ich wurde traurig, indem ich mir selbst zuflüsterte: »Da hast du nun alle Gedanken der Welt gedacht und mußt mit dieser Stirn in der Welt herumlaufen!« Die Träne, die von meinem rechten Auge über die Bank herablief, zerblitzte in der Tiefe zu einem Kranze heller Sternchen, die sich immerfort drehten und den gleichen Ton, in dem ich ging und stand, hören ließen. Das wunderte mich ein Weilchen, bis mich eine seltsame Erwartung ganz durchdrang: denn hinter meinen fragenden Augen, aus denen mir selbst etwas Feindseliges entgegenglühte, regte sich, hauchartig leise, ein Zug fremder Gestalten. Sie flogen wie leichte Wolkengebilde vorüber, und als sie verschwunden waren, tat sich eine Tiefe auf, über der mein Auge wie ein armes kleines Sternchen, mit dem ich ein ungeheueres Mitleid empfand, stehenblieb. Als ich mich tiefer beugte, um dem starrenden Geheimnis, das ich doch selber war, näher zu kommen, gewahrte ich, wie von meiner Hand, die riesenhaft ins Weltall ragte, eine Rosenkette in die Tiefe herabhing, an deren weltenfernem Ende die Erde wie ein rötliches Flimmersternchen glänzte. An dieser Rosenkette klomm allerlei Getier, seltsame Fratzen und Ungeheuer empor: es war ein Quellen, ein Sturm, ein Gedränge von Leibern, die sich mit den Armen ineinander wühlten, die sich griffen, die sich schlangen mit gierigen Mäulern, – ein ewiges Glimmen, ein ewiges Erlöschen, ein Wogengipfel, ein ewiges Gebären aus Gründen und Schlünden, aus denen das unauslöschliche, leise Tönen und ein Atmen von Titanen zu mir emporstieg. Da kam von dieser Tiefe ein Grauen und eine unendliche Sehnsucht über mich, und es war mir, als ob mich mein eigener Mund aus dem Dunkel des Brunnenes anhauchte und mir immer wieder und immer wieder die Verse vorsagte, deren sirenensüße Weichheit, mir, zur Qual, nicht aus dem Kopfe will –:

"Ας ήμουν τέλος ὕπνος,
νὰ ἔρχομαι τὸ βράδυ,
νὰ δένω τὰ γλύκα σου
ματάκια 'ς τὸ σκοτάδι.*

Kunrath machte eine Pause; dann fuhr er fort:

»Hier brechen die Briefe ab, und es folgen Tagebuchnotizen, die ich Ihrer Nachsicht empfehle. Es sind recht merkwürdige Sachen darunter. Aus dem Vorwort des Herausgebers, der seinen Freunden diese Gabe bietet, können Sie entnehmen, daß Heinrich Hippler nicht nach Ragusa kam, sondern am 24. Mai 1904 in Korfu am Typhus starb und auf dem Friedhof hinter Kastrades begraben liegt.«

»Aber ich sehe nicht ein, was diese Briefe und der Tod des armen Menschen mit Ihrem dritten Olymp zu tun haben,« fragte der Freiherr von Nonnenbruch, der während der Vorlesung öfters Zeichen der Ungeduld gegeben hatte, mit spitzer Stimme.

Kunrath setzte eine geheimnisvolle Miene auf: »Das haben Sie nicht gemerkt? Ich bin des Glaubens, daß das Schiff, von dem in diesen Inselbriefen die Rede ist, mit seinen schönen Frauen vom dritten Olymp auslief, um den armen Heinz Hippler, den ich übrigens sehr gut gekannt habe, heimzuholen.«

»Wer die Götter gesehen hat, muß sterben,« nickte der Präsident vor sich hin. »Mir will es übrigens scheinen, als ob dieser junge Mann, dessen Briefwechsel ich mir ausbitten möchte, reif war zum Heimgang: wer der sichtbaren Welt mit diesen Sinnen gegenübersteht, darf nicht darauf rechnen, daß ihm das Leben noch höhere Stunden beschere. Er kann scheiden.«

Ich erlaubte mir die Bemerkung: »Vor diesem Schicksal beschäftigt mich die Frage, was wohl aus dem Junggeschiedenen geworden wäre, wenn er ein höheres Alter erreicht hätte.«

---

* Und wär ich endlich Schlaf
Und käm zu dir des Abends,
Und fesselte die Augen,
Die süßen, dir im Dunkel.

(Aus dem Gedicht Πόθος [Sehnsucht] in neugriechischer Volkssprache von Christopulos.)

Kunrath schüttelte den Kopf: »Wer vermöchte das zu sagen! Die andern Briefe und Tagebuchaufzeichnungen, die ich den Herren, wie gesagt, sehr gerne zur Verfügung stelle, verraten auf alle Fälle eine Frühreife, wie auch ich sie nicht gerne an jüngeren Männern sehe. Die Natur scheint es, als gütige Mutter, mit solchen Menschen eilig zu haben, damit sie einen vollen Becher der Erfüllung oder der Sehnsucht an die Lippen bekommen, ehe sie heimkehren müssen in das große mütterliche Dunkel, und ich muß sagen: es ist besser, mit einem solchen Herzen in der Jugend hinzugehen, als mit den Forderungen und Unarten ewiger Jünglinge in das Alter der Reife einzutreten. Es gibt junge Menschen, deren Wesen ein Entzücken für Götter und Mitmenschen ist, und die doch nie zur Reife der Mannheit gelangen. Nun, vielleicht geht kein bedeutender Mensch dahin, ohne wenigstens für Augenblicke zum Vollgefühl seines Wesens gekommen zu sein: in schöpferischen Naturen, die früh hinweg müssen, scheint eine dumpfe Ahnung zu leben, daß ihnen der Anblick des heiligen Lichtes nicht allzulange vergönnt ist, und darum verschwenden sie sich, rein und rücksichtslos, als Schaffende. Denken Sie an Mozart, an Schubert, an Giorgione! Was sie aus dem Reichtum ihrer hellen Natur gegeben haben, konnte nur die eigentliche Jugend geben. Der dunkle Mahner, der schattenlos hinter ihnen stand, vermochte zwar nicht die unbegreiflich himmlische Helle der Werke zu stören, die sie wie selige Früchte mit verschwenderischer Hand vor den Augen ihrer Mitwelt ausschütteten; aber er wirkte doch als dunkler Treiber, der den Gottgeweihten frühe, allzufrühe seinem übermenschlichen Ziele zutrieb und ihm sein Werkzeug lächelnd aus der Hand nahm –.«

»Ich danke für den Treiber,« brummte der Baron; »die Genies sterben jung, und die Esel erreichen ein gesegnetes Alter. Uns Alte holt kein Schiff auf den dritten Olymp.«

»Der dritte Olymp braucht junge Götter, in denen Seele und Sinne blühend eins sind,« scherzte Kunrath weiter. »Jetzt möchte ich aber noch um ein Glas von Ihrem Würzburger bitten, verehrter Freund. Auf Ihr Wohl, meine Herren. Dieser prächtige Wein gibt mir einen vollen Vorgeschmack dessen, was

die neuen Olympischen trinken werden, ohne ein Räuschlein zu kriegen; denn die Götter dürstet, aber – sie werden nicht betrunken. Merken Sie sich den Unterschied, meine Herren.«

»Ich bedaure nur, daß es keine Seelenräusche mehr gibt in der Welt,« sagte der Baron, dessen Blick unfreundlich wurde, sobald er auf seinem Sohne haften blieb. »Im übrigen habe ich das Gefühl, daß es Ihnen, lieber Kunrath, bei alledem um eine kleine Nebenabsicht zu tun war.«

»Sie sind zu mißtrauisch, mein Bester,« entgegnete Kunrath. »Ich habe als Geschichtsprofessor gesprochen, der den Satz: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht! sehr gerne in den Spruch umändern möchte: Das Lachen ist das Weltgericht! –«

Wir tranken aus und nahmen Abschied. Auf meine Frage, ob ich darauf rechnen dürfe, das Spitzwegsche Mondscheinständchen für die Berliner Jahrhundertausstellung zu erhalten, gab der Freiherr die ausweichende Antwort, er werde sich freuen, mit mir noch einmal über die Sache zu reden.

Als ich ein Viertelstündchen später durch die Gasteiganlagen, in deren Wipfeln die Sommernacht leise webte, gegen Bogenhausen hinaufstieg und der Erinnerung an den prächtigen Abend nachhing, überfiel mich plötzlich eine leise Wehmut, wie man sie vor einem Schicksal empfindet, vor dem man wie vor einer dunklen Wand steht, hinter der sich etwas tief Menschliches begibt.



Zweites Buch: Ahnen



Es gibt Menschen, deren Wesen so durchsichtig erscheint, daß wir keinen Augenblick in Versuchung kommen, nach ihren besonderen Schicksalen zu fragen. Oft sind reiche Naturen mit hellem Geiste und gütigem Herzen, wahre Prachtmenschen, darunter; aber der Einklang zwischen ihrem Wesen und dem, was ihnen auf ihrem Lebenswege begegnet, ist, in der Regel, so klar, daß sie niemals den Blick auf das Fragwürdige jedes Daseins lenken, sondern gleichsam als durchsichtige Erscheinungen an uns vorüberwallen. Und andere gibt es, die immer größer oder kleiner scheinen als ihr Schicksal und tausend Fragen nach dem Wie und Warum ihres Erdenwallens erregen: wie von einem fremden Hauche umwittert gehen sie durchs Leben, und zuweilen kommt es wohl auch vor, daß das Gefühl des Fremdseins auf dieser Erde in ihr eigenes helles Bewußtsein spielt und ihrem Tun und Denken eine besondere Farbe gibt. Meist sind es junge Menschen, die früh reifen und früh aus diesem Dasein oder der irdischen Verdüsterung abberufen werden; oft verrät ein Blick oder ein Wort, daß sie ihr Schicksal ahnen, und die Tiefe der Einsicht, die aus ihrem Wesen zu leuchten scheint, mutet manchmal wie ein Glanz aus fremden Reichen an, zu dem die andern, deren Wesen tiefer in die Trübheit der irdischen Wirrsale verstrickt ist, keinen Zugang haben.

Zuweilen aber begegnen wir auch alten Leuten, vor deren Erscheinung wir ein seltsames Gefühl der Unsicherheit empfinden, und diese ursprüngliche Regung kann leicht abstoßen oder zu Ungerechtigkeiten verleiten; denn im Grunde entscheidet der erste Eindruck, den wir von einem Menschen empfangen, nur allzuhäufig über die Natur unserer Beziehungen, und selbst das klarste Verstandesurteil vermag nicht immer über das Gefühl wegzukommen, das beim ersten Anblick eines Menschen in uns rege wurde.

Der Abend in dem Gartenhause des längst vergessenen Kochs Ignaz Neubauer war mir lebhaft im Gedächtnis geblieben, und einzelnes erfüllte mich stets mit dem wachsenden Behagen, mit dem man einer seltenen Erinnerung nachhängt. Gewisse Gesten des Freiherrn von Nonnenbruch, seine Art zu gehen und zu sprechen, wie überhaupt sein ganzes Gehaben standen mir mit

lebhafter Deutlichkeit vor der Seele; aber je öfter ich dieser Erinnerung nachging, desto rätselhafter wurde mir das Wesen des Mannes. Ich fragte mich immer wieder, welche Lebensschicksale den alten Herrn in das bescheidene Gartenhaus verschlagen haben mochten, und doch hielt mich eine heimliche Scheu ab, einmal bei Kunrath vorzusprechen und das Gespräch auf den Freiherrn von Nonnenbruch zu bringen. Daß er in bescheidenen Verhältnissen lebte und jedenfalls nicht zu den wirklichen Freiherren des Lebens gezählt werden durfte, konnte nach allem, was ich selbst gesehen hatte, keinem Zweifel unterliegen, und diese Mutmaßung wurde mir zur Gewißheit, als ich eines Morgens der Baronin begegnete, wie sie gerade mit einem groben Netz, in dem sie allerlei eng verpacktes Gemüse, Spinat und gelbe Rüben trug, vom Markt heimkehrte. Die alte Frau schlich gebückt einher und sah bekümmert drein, und in ihrem schwarzen, verschossenen Baumwollkleid glich sie eher der Haushälterin eines Junggesellen als einer leibhaftigen Freifrau. Was den jungen Baron anging, so war es klar, daß zwischen ihm und seinem Vater kein herzliches Einvernehmen herrschte: die Blicke, mit denen der Alte den zu spät Kommenden empfangen hatte, waren mehr als deutlich gewesen und ließen mir keinen Zweifel darüber, daß sich Vater und Sohn nicht freundlich gegenüberstanden. Durch Zufall erfuhr ich auch von einem Bekannten, der junge Nonnenbruch sei Leutnant bei der Artillerie gewesen, habe aber wegen eines Streites mit seinem Major, der ihm übrigens zur Ehre gereichte, seinen Abschied nehmen müssen und, als junger Mann von Familie, durch die Vermittlung eines Regimentskameraden eine schmale Versorgung als Beamter bei der Münchener Rückversicherungsgesellschaft gefunden; er gelte als echter Sohn seines Vaters, als ein halber Sonderling, der mit niemand verkehre und sich überall, wo er sich sehen lasse, durch seine Rechthaberei und radikalen Ansichten unmöglich mache.

Auch die Freunde des Freiherrn Themistokles waren danach beschaffen, die Phantasie eines Dichters in Atem zu halten, und zum mindesten durfte ich mir sagen, daß in dem Quartett, das ich stets nur an Allerbestes wagte, vier Originale zusammen

musizierten. Der kleine Major Abel, der nicht aus sich herausgegangen war, trug ein so stilles Wesen zur Schau, daß man in das verschlossene Männchen alles mögliche hineinträumen konnte. Von Willibald Kunrath, der mir die freundschaftliche Gesinnung eines älteren Mannes entgegenbrachte, wußte ich genug, um mir ein Bild seines Wesens zu machen: er galt in der ganzen Stadt als Mensch, dem man ein eigenes Wesen nachsehen müsse, und seine schlagenden Witze, deren Prägung durch einen leichten Sprachfehler oft genug doppelt wirkte, hatten ihm den Namen des blutigen Willibald eingetragen. Obwohl er zu den bedeutendsten Kunstkennern Europas zählte, war er nicht dazu zu bewegen, seine Einsichten über Kunst und Künstler in einem Werke niederzulegen. Niemand unter den Bekannten seiner spätern Lebensjahre konnte sich rühmen, jemals eine Zeile von seiner Hand gesehen zu haben; er machte, wenn irgendwo ein Gutachten von ihm verlangt wurde, lieber eine Reise von acht Tagen, als daß er das einfachste Schriftstück ausgearbeitet hätte. Obwohl er, wie alle, die ein wirkliches Verhältnis zur bildenden Kunst haben, das schöngeistige Geschwätz über Bilder und Skulpturen haßte, hielt er am richtigen Orte mit seinen Einsichten nicht hinter dem Berge, und jeder Liebhaber oder Studierende, der mit sachlichem Ernste zu ihm kam, um sich Rat oder Auskunft zu holen, fand teilnehmendste Aufmunterung und Belehrung. Unter seinen Fachgenossen, den Kunsthistorikern, die er sehr gern als Kunsthysteriker ins Feld führte, gab es zahlreiche hochberühmte Herren, die er nicht riechen konnte. Er hielt auch mit seiner Meinung, daß die Eindrücke, die ein zum Kunstgenuß Geborener von einem Bilde empfange, überhaupt nicht in Worte zu fassen seien, niemals hinter dem Berge: vor einem Bilde, so sagte er, müsse man warten, bis es als ein unbegreiflich hohes Wunder Wesen und Gehalt erschließe und ein Unaussprechliches offenbare. Was die Kunstwissenschaft bestimmen könne, sei das Historische, Technik, Manier und Handschrift eines Meisters, während alles Persönliche, das heißt das, was den Wert eines Werkes ausmache, nur vom Gefühl erfaßt werden könne und letzten Endes unkündbar bleibe. Obwohl er in glücklichster Ehe mit einer viel jüngeren, anmutigen Frau lebte, sah

man ihn fast niemals in Gesellschaft seiner Lebensgefährtin, sondern stets schritt er allein und mürrischen Blickes durch die Gassen Münchens, wenn er in seinen Schachklub oder in die Veltliner Weinstube ging, wo man um den Wortkargen stets eine auserlesene Gesellschaft versammelt fand, die in der Regel nicht vor drei Uhr in der Frühe den Heimweg antrat. Während seiner Ferien verschwand er oft auf Wochen aus München, und niemand, selbst seine Frau nicht, wußte, in welchem Kunstwinkel Europas er sich gerade aufhielt, um den heimlichen Schatz seiner Einsichten zu ergänzen oder Erinnerungen aufzufrischen. Auffällig war mir, als ich diesen seltenen Mann kennen lernte, die Begeisterung, mit der alle seine Freunde und Bekannten an ihm hingen. Das gütige Herz, mit dem er alles Lebendige erfaßte, genügte nicht, um die Wärme dieser Gefühle zu erklären; ich erlebte es selbst, daß eine außerordentliche Natur auch dann in höchstem Sinne beglücken kann, wenn sie nur ihr eigenes Wesen gibt, ja, daß die tiefste Wirkung nicht durch das zustande kommt, was die Menschen tun oder denken, sondern durch das, was sie sind, und die Tiefe des königlichen Wortes Goethes: »Höchstes Glück der Menschenkinder bleibt doch die Persönlichkeit« ging mir vor diesem Menschen leuchtend auf.

Auch die Persönlichkeit des alten Landgerichtspräsidenten war ganz dazu angetan, dessen Wahrheit zu erhärten: immer wieder tauchte der edle Kopf des Greises vor meinem inneren Auge auf und weckte die Erinnerung an einzelne Prachtgestalten der venetianischen Schule, denen man es zutraute, daß sie Provinzen verwalteten und auf königlichen Richterstühlen saßen.

Drei Wochen nach dem Abend, der mich in Verbindung mit dem Kreise brachte, wurde mir eines Morgens der Besuch des Freiherrn von Nonnenbruch gemeldet. Der Besucher kam, beweglich wie ein junger Weltmann, in schwarzem steifen Seidenhut und in perlgrauen Handschuhen zu mir herein; in der Hand trug er das dünne Stöckchen aus Pfefferrohr, das ich schon von einer früheren Begegnung her kannte, und über seinem ganzen Wesen lag etwas Unnahbares, gemessen Fremdes. Ich verstand, daß er gekommen war, um mir seinen feierlichen Besuch zu machen, und vermied es, das Gespräch auf das Spitzwegsche

Mondscheinständchen zu bringen, trotzdem mich Tschudi in einem Brief gebeten hatte, nicht locker zu lassen und alles zu versuchen, um das Bild für die geplante Jahrhundertausstellung zu erhalten. Der Baron dankte mir ganz kurz für seine Beihilfe zur Ausführung des Forellenquintetts, ohne den Wunsch laut werden zu lassen, mich wieder einmal in seinem Haus und im Kreise seiner Freunde zu sehen. Eine Bronze aus dem Jahre 1803, Napoleon als Konsul, die ich tags zuvor erworben hatte, gab dem alten Herrn Gelegenheit zu zeigen, daß er das Gebiet der französischen Kunst leidlich kannte, und auch auf diesem weiten Felde bewegte er sich mit der Sicherheit eines Mannes, der keinen Widerspruch duldet, weil er seine Meinung und seinen Geschmack für das Richtige hält. Wir sprachen hierauf noch eine Weile von gleichgültigen Dingen; dann erhob sich der alte Herr, um Abschied zu nehmen, und ich begleitete ihn bis an das Tor meines Gartens. Er war schon auf die Straße getreten, als er sich noch einmal umwandte und mit einer Stimme, die ganz gleichgültig scheinen sollte, fragte: »Sie haben als Sammler gewiß Beziehungen zu Kunsthändlern? Ich habe da zwei italienische Bilder – ich glaube Bologneser Schule, – von denen ich mich unter Umständen trennen könnte. Wollen Sie sie einmal ansehen?«

Ich sagte mit Freuden zu, weil mir die Bitte des Freiherrn die Aussicht eröffnete, mit dem Kreise, der sich in dem alten Gartenhaus zusammenfand, wieder in Berührung zu kommen. Als ich am nächsten Tage bei dem Freiherrn von Nonnenbruch vorsprach, fand ich ihn in einem winzigen Arbeitsstübchen beim Geigenbau: er saß in einem grauen schmutzigen Arbeitshemd vor seinem Schnitztischchen, auf dem ein dicker, angenehm duftender Leim über einem Spirituskocher brodelte, und polierte am Leib einer halbfertigen Geige herum. Als ich eintrat, legte er das Instrument mit der Sorgfalt eines Mannes, dem ein Meisterwerk unter den Händen entsteht, beiseite, reichte mir zwei Finger seiner rechten Hand zum Gruße und verschwand dann in dem Nebengemach. Ich mußte ziemlich lange warten, bis er in seinem altmodischen Gehrock zurückkehrte und sich nun wieder ganz als Weltmann zeigte. Ja, ich glaubte in seiner

Stimme ein ganz leichtes Näseln wahrzunehmen, als er das Gespräch begann: »Sie werden sich wundern, daß ich mich mit solchen Arbeiten abgebe; aber ich glaube, ich bin nach langen Versuchen dem Lack auf der Spur, den die alten italienischen Meister für ihre Geigen verwandt haben. Im übrigen ist es Ihnen vielleicht bekannt, daß der Geigenbau in Italien als Ausübung einer Kunst galt und nicht als Handwerk: die italienischen Geigenbauer waren Herren, wenn sie auch in einer bescheidenen Werkstätte saßen: schon die Chroniken des Jahres 1000 nennen den Namen Amati mit hoher Achtung, und die Guarneri stammten gleichfalls von einem alten Cremoneser Geschlecht, dessen Wappenschild einen Adler auf goldenem und einen Hirschschädel auf rotem Feld zeigte. Ich habe selbst eine Wallfahrt nach Cremona gemacht, um dem göttlichen Stradivarius meine Verehrung zu bezeigen. Die zwei Meistergeigen, die ich besitze und die ich Ihnen vielleicht einmal gelegentlich zeigen werde, stammen aus dem achtzehnten Jahrhundert: es sind zwei Schwestern, und zwar von Giuseppe Guarneri del Gesù, dessen Meisterwerke einen Ton haben, der ebenso edel als männlich ist.«

Die Art, wie der Freiherr seine Liebhaberei zu rechtfertigen suchte, gab mir einiges zu denken; allein der alte Herr, der nun auf seine Weise dargetan hatte, daß der Geigenbau eine adelige Beschäftigung und damit seiner würdig sei, ließ mir keine Zeit, meinen belustigten Gedanken nachzuhängen; er lud mich ein, ihm in das Eßzimmer zu folgen, wo schon die beiden Bilder aus der Bologneser Schule zur Besichtigung bereitstanden. Das Schönste daran waren, wie mich der erste Blick belehrte, die prächtigen alten Barockrahmen, während die Gemälde selbst allerdings nicht geeignet waren, große Begeisterung zu erwecken: das eine stellte eine sehr dekorativ gehaltene Danaë im Kostüm einer üppigen Eva vor, die in der bewußten Haltung einer römischen Kurtisane auf einem Ruhebette lag und mit verzückten Augen gegen den Himmel blickte, wie wenn sie wüßte, daß der Gott Jupiter in Gestalt des bewußten goldenen Platzregens jeden Augenblick in ihren willigen Schoß herniederstürzen müsse; das andere, eine kleine schmerzhafte Mutter Gottes, rührte von einem Schüler Guido Renis her, der, wie

alle Nachahmer, die Art seines Meisters übertrieben hatte. Der Besitzer dieser beiden Schinken selbst sprach mit einem solchen Verständnis über den Wert oder Unwert der beiden Bilder, daß ich mich im stillen fragte, was ihn wohl bewogen haben konnte, meine Vermittlung oder mein Urteil anzurufen. Ich sagte ihm, was er, meiner Meinung nach, für die beiden Bilder erhoffen dürfe, und riet ihm, auf alle Fälle das Urteil eines beeidigten Schätzers oder Händlers zu erbitten. Vom Geigen war keine Rede, und ich schied mit dem Bewußtsein, daß der alte Herr etwas Besseres von der Besichtigung der Bilder erhofft hatte und mich kaum mehr mit seiner Gegenwart beehren werde.

Zuweilen bringt es aber der Zufall, oder, wenn man will, das Schicksal doch fertig, Menschen, die mit ähnlichen Neigungen leben, dauernd zusammenzuführen. Dieser Zufall, der einen breiteren Rücken hat als der geduldigste Lastesel, wollte es, daß ich in der gleichen Woche noch mit einem reichen norddeutschen Fabrikanten zusammenkam, der sich im Taunus ein Schloß gebaut hatte und nun nach alten Bildern fahndete, um seine prunkvollen Räume auszustatten. Ich machte ihn auf die beiden Bilder des Freiherrn von Nonnenbruch aufmerksam, und da es dem reichen Schloßherrn mehr auf echte Stücke als auf erlesene Werke ankam, kaufte er die beiden Bologneser, ohne zu feilschen, zu einem sehr anständigen Preise.

Nach acht Tagen erschien der Freiherr wieder bei mir, um mir seinen Dank abzustatten, und eine Woche darauf erhielt ich eine Einladung zum Abendessen in dem Gartenhaus des Kochs Ignaz Neubauer. Sie war, wie ich zu meinem Erstaunen bemerkte, lithographiert und trug in der linken Ecke das Wappen der freiherrlichen Familie, einen Adler im silbernen Felde, mit dem Spruche: Volentem ducit, nolentem trahit.

Als ich an dem festgesetzten Abend in der Zweibrückenstraße erschien, wurde ich von einem schwarz gekleideten Diener, der wie ein Minister dreinblickte, in das »Studio« geleitet, wo der Freiherr in einem altmodischen Frack mit ganz schmalem Samtkragen auf und ab ging. Der hagere Mann glich in seinem dunklen Anzug einem verwitterten Don Quijote, auf dessen linker Brust ein paar Ordenskreuzlein an einem dünnen Gold-

kettlein baumelten und anzeigten, daß der Träger sich in irgendeiner Ecke des öffentlichen Wesens Verdienste erworben haben mußte. Außer dem Landgerichtspräsidenten, der am Balkonfenster saß und in einem dicken blauen Heft blätterte, war noch niemand erschienen, und ich hatte Muße, mich einstweilen mit den beiden Herren zu unterhalten.

»Geben Sie das Heft her,« sagte der Freiherr, als der Lesende Miene machte, sich nach unserer Begrüßung wieder dem Lesen der Handschrift zu widmen. »Ich bitte nicht zu vergessen, daß das Ganze nur ein Entwurf ist. Bis jetzt hat mir die Zeit gefehlt, um allen Quellen nachzusteigen; denn das, was wir in unserem bescheidenen Familienarchiv beisammen haben, ist noch lang nicht alles. Es ist ein Skandal, daß so wenig Familiengeschichten in Deutschland geschrieben werden, und dies zu einer Zeit, die in der Familie die Zelle des Gesellschaftsbaus sieht oder wenigstens sehen sollte. Denn ich mache mir kein Hehl daraus, daß die alten Familienverbände nicht mehr die Achtung und Verehrung genießen wie früher, wo man, als Sohn und Erbe, Wert darauf legte, aus einem guten Hause zu stammen. Heut ist alles Plebs, und ich bin froh, daß ich die jammervolle Verpöbelung der Welt, in der wir leben, nicht mehr lange anzusehen brauche.«

Der Präsident klappte das blaue Heft zu und nahm sein Augenglas ab, um es zu putzen.

»Na, wie gefällt Ihnen mein Stil?« fragte der Baron weiter. »Heutzutage kann kein Mensch mehr schreiben. Ich werde Ihnen einmal die Briefe meines Großvaters zeigen, da werden Sie sehen, welche Feder deutsche Männer vor hundert Jahren zu führen wußten. Das war Kultur! Seitdem man mit Stahlfedern schreibt, ist es aus mit dem Stil. Ich schreibe nur mit Adlerfedern, die mir ein Jäger unseres Prinzregenten aus der Hinterriß besorgt.«

Der Eintritt des Majors und Kunraths enthob den Freiherrn des Vergnügens, sich des weiteren über den Zusammenhang zwischen Feder und Stil zu verbreiten. Gleich darauf erschien auch die Hausfrau mit einem schlanken Offizier, einem Freiherrn Rock von Dürnstein, in dem der Baron einen Vetter begrüßte, und nach ein paar Minuten meldete der Diener, daß das

Essen bereitstehe. Ich merkte beim Eintritt, daß sich das Geld für die beiden Bologneser in allerlei gute Dinge, in einen schön gedeckten Tisch mit schwerem altem Silberzeug und Blumen verwandelt hatte, und das ausgezeichnete Abendessen, das nun erschien, zeigte die Schmeckerzunge des Hausherrn auf wahrhaft freiherrlicher Höhe. Der alte Herr überwachte den Aufmarsch der Schüsseln mit dem Blicke eines Feldherrn, der seine Batterien anrücken sieht, und die Kommentare, die er an die Zubereitung der Gerichte knüpfte, ließen mich ahnen, daß Kunrath allerlei Nebenabsichten verfolgt hatte, als er die Erinnerung an den Koch Neubauer und seinen gastrosophischen Herrn erstehen ließ. Es fiel mir auf, daß der Sohn des Hauses nicht erschienen war und niemand nach ihm fragte. Erst als wir Männer beim Kaffee in dem »Studio« des Freiherrn beisammensaßen, sagte der Major: »Warum bekommt man denn Hans nicht mehr zu Gesicht?«

Die Stimme des alten Herrn zitterte vor Erregung, als er entgegnete: »Mein Herr Sohn findet offenbar, daß man in den Kreisen, wo er sich herumzutreiben pflegt, besser speist als am elterlichen Tisch.«

»Wie ich höre, will er seine Stellung aufgeben,« fuhr der Major fort.

»Hat er schon, ohne mich zu fragen!«

»Der arme Kerl steckt in keiner guten Haut,« sagte der Landgerichtspräsident Volkart, der das blaue Heft wieder in die Hand genommen hatte.

»Warum?« fragte der Freiherr mit quicksender Stimme.

»Ich glaube, er gehört zu den Menschen, die das Leben nicht leicht nehmen und schwer damit fertig werden.«

Der Freiherr von Nonnenbruch aber geriet in plötzliche Wut: »Natürlich! Der Teufel soll diese Jugend holen. Entweder sind diese jungen Herren von einer Roheit, die keine Grenzen und keine Ehrfurcht kennt, oder sie schleichen mit der Miene angesäuselter Weiber herum. Vorgestern sagte mir so ein Herrchen, der junge Cajetan von Larosée, den ich zufällig bei einem Trödler traf, wo er nach einem Parfümbüchschen aus der Zeit der Pompadour fragte, ein anständiger Mensch könne seinen

Rotwein nur aus einem alten Venetianerglas trinken. Qu'en dites-vous? Als ob der käsige Bursche eine Galeere bei Cypern kommandiert oder der Catarina Cornaro ein Ständchen unter einem marmornen Balkon gebracht hätte! Mir war in meiner Jugend das Glas gleich, wenn nur was drin war.«

»Qu'importe le flacon, pourvu qu'on ait l'ivresse,« summte Kunrath, der französische Zitate liebte, dazwischen.

Der Präsident lächelte versonnen vor sich hin: »In der Jugend macht jeder Wein trunken. Ja, man kann die Trunkenheit aus einem leeren Gefäß trinken, wenn es nur schön ist –.«

»Damit nähern Sie sich dem Standpunkt des Herrn, der nur aus Kristall zechen könnte,« gestattete ich mir zu bemerken.

»Wieso?«

»Nun, gewissen Naturen kommt es nur auf das Glas an, nicht auf den Inhalt.«

»Das ist gemein!« rief der alte Baron, indem er einen wütenden Blick nach der Türe warf, die aber verschlossen blieb.

»Oder sublim,« scherzte Kunrath.

»Wir wollen nicht über Geschmackssachen streiten,« begütigte der Landgerichtspräsident. »Doch, um auf unsern Freund Hans zu kommen: er ist leider kein guter Musikant; aber er hat eine Seele, die ein großes Glück brauchte, um aufzublühen. Manche Menschen macht das Unglück reif, und andere das Glück. Wir finden zwar alle unsern Hammer, der uns bearbeitet; aber zuweilen ist dieses Werkzeug ein ganz besonderes Hämmerlein aus Silber, und der Schlag klingt wie ein feines Hochzeitsgeläute über einem alten Glücksbecher.«

Der Baron warf seinem Freunde einen bitterbösen Blick zu, und ich hatte wieder das Gefühl, daß hinter diesen Reden noch ein besonderer Sinn verborgen sei, den nur die Freunde kannten.

»Ich habe oft darüber nachgedacht,« fuhr Volkart fort, »warum gerade ausgezeichnete Menschen in der Jugend an einer gewissen Schwermut leiden. Man pflegt da von Most zu sprechen, aus dem ja Wein wird, auch wenn er sich noch so absurd gebärdet; aber die eigentliche Gärung der Unreife setzt beim Menschen viel später ein. Ich meine die Zeit, wo jeder

als stiller Katilinarier oder Götzenzertrümmerer umhergeht und oft gar nicht weiß, wie stark die Mächte sind, an denen er sein Unbehagen ausläßt; denn alles Gewordene, auch wenn es noch so altersschwach erscheint, besitzt eine größere Macht als die Jugend glaubt und, zu ihrem Besten, glauben darf. Freilich käme sie um ihr schönstes Glück, wenn sie dies wüßte; denn diese goldene Zeit, da der Mensch noch nichts ist und nichts kann, ist eine reinere Zeit des Glückes als die Jahre der Meisterschaft oder der Reife, die doch ein kühles Auge, eine sichere Hand und regste Sinne erfordern. Die erste Schwermut, unter der oft die feingestimmtesten leiden, hat einen andern Quell.«

»Eros!« warf Kunrath dazwischen.

»Ja, Sie haben recht, lieber Freund,« nickte der Präsident; »aber auch dabei kommt es auf den Blick an, mit dem man in die Welt sieht. Ich habe die merkwürdigsten Dinge erlebt –.«

»Liegt Ihnen vielleicht auch eine Geschichte auf der Zunge?« fragte der Hausherr, aus dessen Stimme eine deutliche Gereiztheit zitterte.

»Sie haben es erraten. Ich habe sie eben zwischen den Blättern Ihrer Familiengeschichte herausgelesen.«

»Da bin ich doch gespannt.«

»Ich werde sie den Herren sehr gerne erzählen.«

Der böse Blick.

Am Pfingstsamstage des Jahres 1490 klopfte ein fahrender Geselle an das Fenster des Pförtners, der das Falkentor bewachte, durch das man von Würzburg und den fränkischen Gegenden her in die freie Reichsstadt Frankenthal gelangte. Der weißbärtige Torwart, der eben an einer schadhaften Armbrust herumhantierte, musterte den Gesellen mit mißtrauischen Blicken: er hatte ein paar Tage zuvor, im Wortwechsel mit ein paar kurmainzischen Reitern, beinahe das rechte Auge eingebüßt und guckte nun mit dem gesunden linken um so schärfer auf das Menschenzeug, das Tag um Tag durch das Tor ein- und ausging. Nun sah er einen rotblonden Burschen von mächtigem Wuchse vor sich, der unter seinem Ranzen ein grünes Röcklein aus gutem Tuch und ein neues spitzes Hütlein trug,

um das ein Kränzlein aus frischen Buchenzweigen herumlag. In der Hand hielt der Fremde einen mächtigen Stecken, und sein Blick verriet, daß er ihn zu brauchen wußte. Er fragte in herrischem Ton nach dem ersten Meister der Goldschmiedekunst, und als ihm der Torwart sagte, daß der alte Melchior Liebler in der Glockengasse ohne Gesellen arbeite, stellte er sich in eine Ecke, um sein Wasser abzulassen, worauf er sich sofort, ohne dem Alten zu danken, auf die Beine machte. Er kehrte aber, als er schon die Stadt betreten hatte, noch einmal um und fragte nach der besten Herberge und was man an dem Ort für einen lebendigen Ochsen bezahle. Der Pförtner brummte, ein fetter Ochse koste vier, ein Fuder heurigen Weins drei Gulden; wenn er sich also in Frankenthal, wo sie im vergangenen Jahre einen neuen Galgen gebaut hätten, hängen lassen wolle, wisse er, was er auszugeben habe, um sich den Ranzen vollzustopfen und für den Gang im Armesünderhemd ein Räuschlein anzutrinken. Der Geselle ließ den knorrigen Knüppel, den er in der Hand trug, ohne ein Wort zu sagen vor den Augen des brummigen Alten tanzen; dann forderte er ein Büblein, das gaffend zuhörte, auf, ihn den Weg in die Herberge zu führen, wo die Schmieder, die Kannegießer und die Hafner abzusteigen pflegten. Dort ließ er mit hochfahrender Miene ein reichlich Frühstück auftragen, trank mit Naserümpfen drei Becher Wein und lief dann mit langen Schritten durch die Gassen, wo es nach Kuchen duftete und die schwatzenden Mägde mit ihren Körben auf und ab huschten, um Gewürz und Bänder für die beiden Pfingsttage einzukaufen. Als er die Stadt und die Brücken besehen und einen Blick in die Höfe und Winkel getan hatte, klopfte er endlich bei dem Meister Liebler an, dessen Werkstube in dem kleinen Glockengäßchen, nicht weit von der alten Kilianskirche lag. Er wies seine Gesellenpapiere vor und fragte, ob ihn der Meister in Arbeit nehmen wolle; das Zunft- und Einschreibegeld trage er in seiner Tasche, und er wolle es zahlen, wenn es auch fünf Goldgulden ausmache. Der alte Goldschmied saß vor einem winzigen Werktischchen, auf dem ein paar beschmutzte Zeichnungen lagen, und warf dem prahlenden Fremden, der wie ein Herr auftrat, einen schiefen Blick zu.

»Ihr macht eine Monstranz?« sagte der Geselle, indem er ohne weiteres nach den Blättern langte.

»Für das Kloster Kirchzell,« brummte der Alte, indem er hastig nach dem Blatte griff, das schon in der Hand des Fremden schwebte.

»Das müßt Ihr anders machen,« sagte der Geselle, ohne das Blatt aus der Hand zu geben, indem er mit dem Nagel seines kleinen Fingers auf eine Stelle deutete, wo die Linien undeutlich und kraus ineinanderliefen.

»Reden ist leicht; du hast klobige Finger,« entgegnete der alte Goldschmied, den das überlegene Gebaren des Gesellen ärgerte.

Da griff der Fremde, ohne ein Wort der Entgegnung, in den Schaft seines linken Stiefels und brachte ein leinenes Päcklein zum Vorschein. Nachdem er mit leise zitternden Fingern drei Hüllen entfernt hatte, hielt er einen metallenen Stab in der Hand, den er erst ein Weilchen mit verliebten Blicken betrachtete und dann mit einem jähen Ruck dem Alten hinreichte: es war ein Petschaft mit einem ritterlichen Wappen, dessen eine Seite des viereckigen Griffs den Heiland am Kreuze in flachem Feinrelief zeigte. Der Goldschmied blickte auf das schimmernde Meisterstücklein und fragte: »Das hast du gemacht?«

»Für den Domherrn Frowin von Rottenberg in Bamberg. Aber der Pfaff ist gestorben, ehe ich es abliefern konnte.«

»Ich werde es dem hochwürdigen Abt Ruger von Bütthart in Kirchzell zeigen. Er liebt schöne Dinge. Ich habe das Wappen der Herren von Bütthart schon zweimal in Silber geschnitten.«

»Und ich mache Euch die Monstranz.«

»Warum bist du nicht in Nürnberg bei dem alten Dürer geblieben?« forschte der mißtrauische Meister weiter.

»Weil mich die Nürnberger, die Hunde, um drei Gulden gebüßt und in den Turm gesetzt haben. Wär ich ein Nürnberger gewesen, säß ich annoch in der Werkstatt.«

»Werden dich nicht umsonst gebüßt haben.«

»Ich kann kein Unrecht leiden. Wenn ein Lumpenhund herhaut, hau ich hin. Ich kann nichts dafür, daß ich solche Fäuste hab. Bin übrigens gern gegangen; wär doch nit so bald Meister worden. Brächt einen Pfaffenbeutel zum Platzen, was ein

armer Gesell für Essen und Trinken der Meister auf dem Meisteressen zahlen muß. Werden bald nur noch Meistersöhne in die Zunft der Goldschmiede kommen. Gebt mir mein Petschaft wieder her. Wenn Ihr mich braucht, könnt Ihr mich aus der Herberg holen lassen. Bleib aber nur die Feiertäg. In Welschland schauen sie auf geschickte Leut.«

Und der grünröckige Geselle stiefelte, ohne sich umzusehen, mit seinem Päcklein im Stiefelschaft in den Tag hinaus. Der Meister Liebler überlegte hin und her, ob er den Burschen, dessen hochfahrende Sprache er als Verachtung auslegte, als Gesellen einstellen wolle. Seine Tochter aber, die das Gespräch der beiden Goldschmiede durch ein Schiebfensterchen belauscht hatte, riet ihm, einen Versuch mit dem Hochmütigen zu machen, und so nahm denn der Frankenthaler Meister schon am Pfingstdienstag den Gesellen Veit Nonnenmacher aus Waldbüttelbrunn in seinen Dienst.

Der Geselle war fleißig, und seine klobigen Finger bekamen ein ganz anderes Aussehen, wenn er den Zeichenstift oder ein Stückchen Edelmetall in die Hände nahm. Er machte sofort neue Zeichnungen zu einer goldenen Monstranz, und der Abt Ruger, dem kein Altargerät zu schön war, spendete, als er die Blätter sah, hundert Gulden mehr, damit das bestellte Werk sein Kloster lobte. Obwohl Veit Nonnenmacher einen bösen Wein trank, gab ihm, ein Jahr nach seinem Einzug, der alte Goldschmied seine einzige Tochter zur Frau, und fünf Jahre darauf kaufte der junge Meister, der gar nicht genug Monstranzen für die Klöster am Main und am Rhein liefern konnte, ein altes schmales Haus am Marktplatz, das er sofort einreißen ließ, um einen Neubau mit reichverzierter Vorderseite aufführen zu lassen; denn er liebte alles, was Prunk hieß, und die junge Meisterin mußte, um ihm zu gefallen, sogar an Werktagen in Samt und Seide einhergehen. Der Schatz an Perlen, Ringen, Rosenkränzen, Gürteln, Kettlein, Gehängen, Haargebinden, Pelzen und Schleiern, den sie in ihren geschnitzten Laden verwahrte, war größer als der mancher Rittersfrau, und der Meister Veit Nonnenmacher pflegte beim Trunk auf der Ratsstube zu prahlen, den Schmuck und das Geschmeide seiner Hausehre gäbe

er nicht für zweitausend Gülden her. Er selbst war bei den Zunftmeistern und Patriziern nicht sonderlich gut angeschrieben; denn er sprach laut, und sein Gehaben war mehr das eines studierenden Ratsherrn als eines ehrsamen Meisters, der aus der Fremde in die Stadt gezogen und durch Einheirat zu einer Werkstatt gekommen war. Wo die Bürger beisammenstanden und über die schlechten Zeiten klagten, führte er das große Wort, und wenn er ein Glas Klingenberger zuviel getrunken hatte, griff er, ohne langes Besinnen, über die schweren Tische weg mit seinen nervigen Fäusten nach seinem Widersacher, um ihn zu zausen. Zweimal geschah es, daß er wegen Verletzung ehrsamer Bürger gebüßt wurde, und nur dem Umstand, daß er in dem alten Ratsherrn Gramlich einen erprobten Gönner besaß, verdankte er es, daß er das Innere des alten Türmerturms, wo die Hexen und Übeltäter in Gewahrsam gehalten wurden, nicht mit leibhaftigen Augen kennen lernte, sondern jeweils mit einer Geldbuße davonkam.

Um so stiller war Frau Margret, die Meisterin. Die Nonnenmacherin pflegte tagelang mit ernstem weißen Gesicht in dem großen Vorderzimmer des oberen Stockwerks zu sitzen und rote Blumen oder Zierleisten in feines Hausgespinst zu weben. Wenn sie einmal aufblickte und eine Freundin unten über den Platz gehen sah, glänzte wohl ein Lächeln in ihrem Gesicht auf; aber es verschwand sofort wieder in einem etwas säuerlichen Ernste, der nach ein paar Jahren schon zwei feine Kummerfältchen in ihre Mundwinkel grub. Sie besaß eine gehäufte Lade voller Windeln, Tüchlein und Kleidchen; aber das Kindchen, für das all dieses duftige Linnenzeug bereitlag, wollte nicht kommen, und der Meister, der sich mit jedem Tage mehr nach einem Erben sehnte, pflegte zuweilen die Magd, die bei Tisch in einem sauberen Kleid aufwartete, mit seltsamen Blicken zu mustern. Auf einer Wallfahrt nach Kirchzell, wohin eine wundertätige Mutter Gottes Scharen von unfruchtbaren Frauen zog, gedachte Frau Margret den Erben, den der Goldschmied erwünschte, der Kirche zu weihen; aber Veit Nonnenmacher wollte nichts von einem Pfaffen wissen, und die Meisterin mußte ihr Gelübde wohl oder übel in der Seele behalten. Als

aber die Sehnsucht nach einem jungen Leben allzumächtig in ihr wurde, nahm sie, im sechsten Jahre ihrer Ehe, das Töchterlein einer Nachbarsfrau, die als Wittib an den schwarzen Blattern gestorben war, in ihr Haus auf, um es an Kindes Statt zu erziehen. Ihr ganzes Wesen blühte auf, wenn sie das dunkelhaarige Mädchen zu ihren Füßen spielen sah, und der Blick, mit dem sie zuweilen den heimkehrenden Meister grüßte, war wie eine Bitte um Verzeihung, daß ein fremdes Blut dieses Glück ins Haus brachte.

An einem Septembertag jedoch strahlte ihr weißes Gesicht besonders hell von innerem Lichte, und als der Meister Veit auf sie zutrat, um sein Weib um die Hüfte zu fassen, verbarg sie ihr Gesicht an seiner Brust und flüsterte ihm eine Verheißung ins Ohr. Der Goldschmied aber hob seine Frau in die Höhe, als ob er sie wie eine Fahne schwenken wollte, und setzte sie dann, nachdem er ihren Mund geküßt hatte, behutsam wie ein zerbrechliches Spielzeug auf die Diele nieder. Im darauffolgenden März, an einem Sonntag, als es draußen stürmte und schneite, brachte die Nonnenmacherin ein zartes Knäblein zur Welt. Die Wehmutter schüttelte heimlich den Kopf, als sie das runzelige Häuflein Menschenelend in seinen feinen Windeln liegen sah: denn auf dem rotblonden Kopf, den schon ein dichtes Pelzlein deckte, trug das Knäblein drei braune Muttermälchen, und das bedeutete ihrer Meinung nach ein kummervolles Leben. Der Kleine wehrte sich übrigens in keiner Weise, weder durch Schreien noch durch Strampeln, gegen seinen Eintritt in die Welt, sondern schlief sofort mit säuerlicher Miene in den Tag hinein. Er schrie auch nicht, als er am Palmsonntag feierlich auf den Namen Johannes getauft wurde, sondern ließ das geweihte Naß ohne einen Laut des Murrens über seine Stirne rinnen. Der Meister Veit war selig, daß er nun einen Erben seines Reichtums und seines Wesens besaß und großziehen durfte. Zuweilen schritt er von der Arbeit weg, um dem Spiel der beiden Kinder, des fremden und seines eigenen, die nun das Haus mit Glück und Sorgen erfüllten, lachenden Auges zuzuschauen. Da jedoch das Höfchen, wo das kleine Annlein mit dem kleinen Johannes tagsüber spielte, eng und modrig war,

erwarb er ein Ziergärtlein außerhalb der Stadt, in der Nähe des Falkentors, wo die Kinder die schöne Zeit unter Rosen und Lilien verbringen mußten. Er pflegte seinen Stammhalter selbst auf dem Arm hinauszutragen und wohl auch auf dem Weg an der Torschmiede stehenzubleiben, um den Gesellen zuzusehen, wenn sie gerad ein Pferd beschlugen. Falls ihm der Gaul, dem sie das Eisen anlegten, fromm erschien, setzte er den kleinen Johannes auf den Rücken des Tieres, und wenn das Büblein ängstlich die Hände nach ihm ausstreckte, lachte er ungeschlacht und dröhnend. Der etwas schwächliche Knabe war nicht ganz nach seinem Sinn geraten: er verweilte lieber mit seinem Pflegeschwesterchen in einem Winkel des Gartens unter einem Rosenbusch, als sich mit den Nachbarsbuben auf der Gasse herumzutreiben und Püffe auszuteilen. Mit zunehmenden Jahren zeigte er mehr und mehr ein versonnenes Wesen: er konnte stundenlang vor sich hinsinnend oder leise singend in einer Ecke sitzen, und dann war es plötzlich, als wenn von innen heraus sich ein Licht über den rotblonden Kopf verbreite, oder als ob er Gesichte sähe, wie sie nur den Seligen beschieden sind. Oder er schritt mit einer Fahne, die er sich aus einem Fetzen Tuch zurechtmachte, wie ein siegreicher Wallfahrer durch den Garten, wobei er den Gesang der Priester mit leiser Kinderstimme nachahmte, und hinter ihm drein ging seine Pflegeschwester und ließ wie eine erwachsene Beterin die Kügelchen eines silbernen Rosenkranzes durch ihre Kinderhändchen gleiten.

Manchmal setzte er seinen Vater durch allerlei Fragen in Erstaunen, aus denen eine heimliche Angst vor den Menschen klang. Als um die Mitfasten des Jahres 1500 der Abt Ruger, aus dem hochedlen Hause derer von Bütthart, bei dem Goldschmied vorsprach, um einen silbernen Abtstab mit einem Mutter-Gottes-Bild zu bestellen, nahm der Meister Veit die Gelegenheit wahr, mit dem hochwürdigen Herrn über sein Söhnchen zu sprechen. Er fragte ihn, ob er den Buben vielleicht in die Klosterschule schicken dürfe; denn er wisse nicht, ob der Junge Neigung habe, seine Kunst zu erlernen, und dessen Wesen eigne sich, wie er glaube, eher zu den Geschäften eines fürstlichen Rates, wie er deren in Nürnberg und Frankenthal oft in seiner Werkstatt ge-

sehen habe. Der Abt, der während dieser Rede in einem fort an die Zeichnung vor seinen Augen dachte, hegte allerlei Bedenken: vor einem halben Jahre hatte er die Verordnung erlassen, daß die Klosterschule in Zukunft nur mehr Kleriker heranbilden solle; denn ein paar Rittersöhne, worunter sich ein gewisser Ulrich von Hutten befand, waren, zu seinem tiefsten Kummer, aus der Schule ausgebrochen und hatten ihm schwere Sorgen bereitet. Er hielt dem ehrfurchtsvoll lauschenden Meister eine Rede, in der er beklagte, daß die Kenntnis der lateinischen Autoren nicht mehr zur Erkenntnis der Wahrheiten des Christentums diene: es sei ein neuer Geist in die Welt gezogen, dessen Wesen nicht mehr der christlichen Demut zugute komme, sondern ein neues Heidentum voll Schlemmerei und Demmerei fördere, und die lobenswürdige Kunst, selbst aus den Geschichten des Heiden Ovid die Offenbarungen des Christentums herauszulesen, finde keine Anhänger mehr. Er erinnerte an die frommen Kirchenväter, an die heiligen Tertullian und Augustinus, brach aber dann plötzlich ab, weil die verlockende Zeichnung vor seinen Augen sein Wesen mehr und mehr gefangen nahm.

Johannes Nonnenmacher aber kam zu Ostern doch in die Klosterschule nach Kirchzell, wo er vier Jahre verblieb. Aber auch der Verkehr mit den eifrigsten Klosterschülern, unter denen sich immer noch zahlreiche Rittersöhne aus den fränkischen Landen befanden, vermochte sein Wesen nicht zu ändern. Es bereitete ihm die größte Mühe, die Sprache Ciceros zu erlernen; aber er sang mit glockenheller Stimme und war Aug und Ohr, wenn ihm einer der ehrwürdigen Väter etwas aus der Legende der Heiligen vorerzählte, so daß er im Himmelreiche, wo die Gebenedeiten, mit Palmen in den Händen und Halleluja singend, die Gegenwart Gottes genießen, bei weitem heimischer war als in den Schulsälen, wo seine ritterlichen Mitschüler nur an die Ferien und an lose Streiche dachten.

Als Johannes fünfzehn Jahre zählte, zog ihn der Meister Nonnenmacher auf den Rat des Abtes aus der Schule, um ihn doch in die Lehre zu nehmen; denn da es mit der Ratsherrnschaft zunächst gute Weile hatte, sollte er die Kunst seines Vaters

erlernen und dessen Gewerbe weiterführen. An dem Tag, da ihm der Obergesell die ersten Handgriffe zeigte, trat der alte Ratsherr Jos Gramlich mit einer hochgewachsenen Frauengestalt in die Werkstätte des Goldschmieds.

»Ich bring euch meine Braut,« sagte der Alte, der in einem schweren Pelz stak und sofort in den Winkel fuhr, wo ein halbes Dutzend Gesellen bei emsiger Arbeit saß. »Zeigt her, was Ihr habt. Für sie ist mir nichts schön genug.«

Der Goldschmied warf einen schiefen Blick auf die Braut und schloß dann, ohne sich zu beeilen, eine Lade auf, um seine schönsten Ketten und Geschmeide herauszunehmen. Er hatte die künftige Ratsherrin, die Tochter des Kellers Eckart von Bischofsheim, schon einmal, in einem Hochamt, von weitem gesehen und war nun, da sie vor ihm stand, erstaunt ob der Schönheit des jungen Weibes, das den klapprigen Alten um eines Hauptes Länge überragte.

»Du willst auch Goldschmied werden?« fragte die lächelnde Braut, indem sie ihre volle Hand, an deren Finger schwere Ringe glänzten, auf das blonde Haupt des Goldschmiedssohnes Johannes legte.

»Ja,« sagte er; da sich aber seine Stimme überschlug, brach das Fräulein, dessen hochgewölbte Brust sich atmend hob und senkte, in ein helles Gelächter aus; dabei blitzten ihre blauen Augen verlockend unter langen, seidenen Wimpern hervor, und auf ihrer runden und rosigen Wange bildeten sich zwei tiefe Grübchen. Der Alte lief indessen in einem fort zappelnd in der Werkstatt umher und kam auch nicht zur Ruhe, als der Goldschmied eine ganze Schatzkammer heller Köstlichkeiten vor ihm ausbreitete. Er fingerte alle Schmucksachen gierig ab und wählte endlich einen goldenen Gürtel, ein Haargebinde aus Perlen und ein gülden Kettlein mit Gehäng, und Johannes, der in Gegenwart der schönen fremden Frau fast nicht zu atmen wagte, erhielt den Auftrag, die Schmucksachen hinter dem Brautpaar her in die ratsherrliche Behausung zu tragen. Auf dem Wege durch die Stadt wandte sich die schöne Frau zweimal um und lächelte dem blondgelockten Goldschmiedssohne verstohlen zu, und jedesmal war es ihm, als ob ihm Feuer ins Gebein schlüge. Veit

Nonnenmacher aber, der sich eines guten Handels erfreute, sah den dreien mit vergnügtem Zwinkern nach: »Ein Herrenbissen, die Kellerstochter! Aber – wenns dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis,« dachte er, und dann wandte er sich mit einem Scherzwort zu seiner Frau, die den Auszug mit angesehen hatte und das fremde Fräulein nun mit scharfer Zunge durchhechelte.

Und in der Tat bekamen die Frankenthaler in der nächsten Zeit allerlei zu sehen, was ihre Mäuler in ständiger Bewegung erhielt: eine Verliebtheit, wie sie der Ratsherr Jos Gramlich, der um Pfingsten Hochzeit machte, allerorts zur Schau trug, war in der alten Reichsstadt bis dahin unerhört gewesen, und auch das Gebaren der Kellerstochter bot den mit Töchtern gesegneten Müttern tagtäglich Gelegenheit, ihr Mütchen an der Fremden zu kühlen, die mir nichts dir nichts daherkam und sich in ein gemachtes Bett legte. Sie scheuten sich nicht, zu sagen, die schöne Kellerstochter, die in einem Frauenklösterlein zu Mainz erzogen worden war, habe den alten Kracher Gramlich nur seines Reichtums wegen genommen, und einige wollten sogar wissen, die Gramlichin hätte eigentlich gar nicht das Recht gehabt, mit einem Jungfernkränzlein an den Traualtar zu treten; denn in Mainz habe sich ein Junker des Erzbischofs, ein Herr von Riedern, mehr mit dem Kellerfräulein abgegeben, als es sich mit christlicher Sitte und frommem Anstand vertrage. Die ritterliche Familie des Liebhabers aber habe diesen nach Italien geschickt, wo er sich in Padua auf den geistlichen Herrendienst vorbereiten solle, und der alte Keller habe seine Tochter mit Gewalt zwingen müssen, den reichen Ratsherrn zum Gemahl zu nehmen.

Die junge Frau merkte an den Blicken der Weiber, daß man sie nicht in den Himmel hebe, und nahm sich ganz im stillen vor, selbst für ihren eigenen Himmel auf Erden zu sorgen. Am wohlsten war es ihr in Gesellschaft der Ritter, die ein Geschäft oder der Drang nach Lustbarkeit in die Stadt zog; denn im Frühling, wenn der öde Winter auf den unwirtlichen Burgen zu Ende ging, erfaßte es Männlein und Weiblein aus der Ritterschaft wie ein Rausch, wie eine Lenztrunkenheit, die mit Laubkränzen auf dem Haupt einherschritt und in der brütenden

Maienluft in helle Flammen ausbrach. Uralte Tanzlieder feierten tönend ihre Urständ, und mit lachenden Lippen sang die festliche Jugend vor sich hin:

> Nun ist vergangen
> Der Winter kalt,
> Mit Laube steht behangen
> Der grüne Wald.
> Wonniglich
> Mit Stimmen süß und freudiglich
> So singen jetzt die Vöglein Lob dem Maien.
> So gehn auch wir zum Reihen.

Sogar in die alten Klepper, auf denen die ärmsten Schnapphähne mit ihren Knechtlein zur Pfingstzeit in die Stadt ritten, fuhr etwas von der lenzlichen Unrast, und das Gewieher der Mären klang wie ein Drommetenton aus kriegerischer Jugend über die spitzen Dächer und Türme daher. Der alte Ratsherr aber ging wie ein Pfau unter der klirrenden Ritterschaft umher, und wenn irgendein Fant seine Gemahlin nicht für die schönste aller Frauen erklärte, fauchte er wie ein Hamster oder ein bepelzter Kater und schwur bei sämtlichen vierzehn Nothelfern, daß er den Unverschämten in ein Mauseloch prügeln wolle.

Frau Hildegard Gramlich aber hatte den Goldschmiedssohn Johannes Nonnenmacher zu ihrem Leibpagen ernannt, und an Sonn- und Feiertagen, wenn die Arbeit in der Werkstatt ruhte, mußte Johannes die langen Frühabende in ihrem Gelaß verbringen. Da trieb sie nun tausend Possen mit ihm: er mußte ihre nackten Füße küssen, die in schmalen pelzverbrämten Schühchen staken, und bei der heiligen Katharina versprechen, daß er zu Johanni Würzwein aus ihrem Schuh trinken werde. Sie steckte ihn in Frauenkleider und zeigte ihn so vermummt ihren Freundinnen, die aus goldenen Becherlein Muskatwein schlürften und sich allerlei Sündliches dachten, wenn die Ratsherrin ihren Pagen mit weicher Stimme zu sich rief, um ihm mit der schwerberingten Hand durch das goldgelockte Ringelhaar zu fahren.

Wenn sie aber dann allein waren und seine Hände bei der

Darreichung zitterten, schlug sie ihm derb auf die Fingerspitzen und seufzte, als ob sie ein ungeheueres Weh erlitten hätte, und in ihre Mundwinkel grub sich eine böse Falte.

»Erzähl mir, wie's im Himmel aussieht, du Frommerle,« sagte sie an einem schwülen Gewittersonntag mit versonnenem Blick. »Können sich die Engel wie die Menschen liebhaben?«

Johannes wußte nicht, was er entgegnen sollte, und begann, ihr die Geschichte des Engels zu erzählen, der auf die Erde als Mensch gekommen und schon ein Jahr darauf am Heimweh nach dem Himmel gestorben war.

»Aus Engeln mach ich mir nichts,« sagte die schöne Frau, indem sie herzhaft gähnte und die Perlen ihres Halsgehängs wollüstig durch ihre weißen Finger gleiten ließ. »Und wenn ich in den Himmel komm, halt ich mich zu den elftausend Jungfrauen. Das muß ein Leben sein! Oder nein: so ein Jungfräulein ist ein armes Ding; ich halt mich zu der heiligen Magdalene und andern frommen Büßerinnen. Die wissen was zu erzählen.«

Es schien Johannes, daß die Lachende ihren Spott mit dem Heiligsten triebe; aber er wagte nichts zu entgegnen, und der Glanz ihrer Augen, mit dem sie ihn in solchen Augenblicken ansah, blieb wie ein Stern vor seiner Seele stehen, wenn er durch die dunkelnden Gassen heimwärts schritt.

Die Nonnenmacherin war über diesen Umgang ihres Sohnes voll Gift und Galle, und wenn die Gramlichin in ihren Pelzgewändern vorüberging, fuhr sie wie ein Höllendrache aus der Haustüre, um mit ihren Nachbarinnen dem bösen Meerwunder nachzugaffen und nachzuschelten. Johannes jedoch, der sonst kein Wässerchen trüben konnte, lächelte nur, wenn ihn seine Mutter zankend nach dem Leben und Treiben im Hause des Ratsherrn ausfragte. Er merkte es auch nicht, daß sein Pflegeschwesterchen Ännlein, die sonst ein ganz gewecktes Züngelchen zeigte, bei solchen Schelten in ihr Kämmerlein ging und sich die Augen mit den Ärmeln wischte, wenn sie wieder zum Vorschein kam.

Johannes war inzwischen zu einem achtzehnjährigen Jüngling herangewachsen, hinter dem die Augen der Mädchen herglänzten, wenn er stracks und gelassen durch die Gassen ging; aber auf

seinen Zügen lag noch der Friede der Kindheit, und die Ratsherrin tat, als ob er erst ins zwölfte Jahr ginge. Sie war zu Ostern 1518 achtundzwanzig Jahre alt geworden und trieb es immer offener mit den Rittern, die mit jedem Frühling kecker zu werden schienen. Eines Tages fand der Ratsherr, der nun wie ein ergrautes Böcklein in der Stadt herumhüpfte, seine Gattin in den Armen eines vornehmen Herrn, der am Tag zuvor aus Mainz eingetroffen war, um dem Rate der altehrwürdigen Reichsstadt einen Brief seines fürstlichen Herrn zu überbringen, in welchem der Erzkanzler des Reiches um Quartier für sein Gefolge bat, mit dem er seine fränkischen Besitzungen zu bereisen gedachte. Die ertappte Schelmin tat, als ob nichts geschehen wäre, sondern zog die Umarmung in das Scherzhafte, indem sie den fremden Herrn als ihren Vetter, den Herrn von Riedern, vorstellte, mit dem sie aufgewachsen sei. Da die funkelnden Augen der Ratsherrin nichts Gutes versprachen, gab sich der Gemahl zufrieden, um nicht ein fraulich Donnerwetter auf sein schwer beladen Haupt herabzuziehen; ja, er hörte auch die Possen, die das Paar beim Abendschmaus verübte, heiteren Gesichtes an. »Du sollst noch ein Schlückchen von dem süßen Wein trinken, den du im März gekauft hast, Schätzchen; er gibt Kraft zur Nachtruhe,« sagte die Ratsherrin zu ihrem Gemahl, indem sie ihren Vetter mit dem Ellenbogen anstieß, und der Ritter ließ sich vernehmen: »Euer Tisch ist wohlbestellt, Herr; aber ich habe ein Selleriesalätlein vermißt, wie mir's mein welscher Leibarzt aus Padua empfahl, als ich in Verona an einem üblen Gebrechen darniederlag. Es soll Wunder wirken wie ein Heiliger, wenn man die siebzig hinter sich hat und es vorm Schlafengehen zu sich nimmt.«

Und so ging es weiter: der Ratsherr Gramlich erfuhr, welchen Würzwein seine Liebden, der Reichsgraf Krafft von Ellenbogen am liebsten trinke, wieviel Würstlein und Schinken in saftiger Burgundertunke der Herr Kurfürst als Morgenimbiß nehme, und dazwischen zog auch noch die ganze Vetternschaft des Herrn von Riedern, schmausend und tafelnd, vor den Augen des Ratsherrn einher, der mit Erstaunen merkte, daß die Augen seiner Frau bei alledem vor Lust funkelten. Da ihm aber beim dritten

Glas ganz plötzlich ein Stücklein aufdämmerte, hielt er ruhig stand und ließ sogar von seinem besten Würzburger Wein auffahren, um den Einblick in diese sporenklirrende Welt gehörig zu feiern. Als der ritterliche Gauch von Riedern endlich spät in der Nacht Abschied nahm, meckerte der Ratsherr wie ein Böcklein, und als der Gespornte durch die hallende Gasse von dannen schritt, schrie er ihm vom höchsten Giebelfenster aus noch nach, er solle das wundertätige Salätlein nicht vergessen.

Jos Gramlich war in seiner Jugend in Welschland gewesen und hatte da oft genug gehört, wie man dort, wo das Blut heiß und purpurn durch die Adern rollt, ungetreue Gattinnen mit geschmiedeter List auf dem Wege der Tugend zu erhalten verstand. Wenn seine Gemahlin, so dachte er, anstatt ihm einen Sohn zu schenken, nach armen Rittern Ausschau hielt, so wollte er sie auch nach eiserner Ritterart behandeln. Am nächsten Morgen in aller Frühe schlich er also in die Werkstatt des Goldschmieds Nonnenmacher, um den Gesellen ein Weilchen bei der Arbeit zuzusehen; dann zog er den Meister in eine Ecke und rückte nach längerem Hin und Her mit seinem Anliegen heraus: er fragte, ob etwa der Meister die Kunst verstehe, aus feingeschmiedetem Golddraht und Ringelchen einen Keuschheitsgürtel mit einem kunstreichen Schloß zu machen, den er seinem Hauskreuz, denn als solches habe sich sein Ehegespons leider Gottes erwiesen, anlegen wolle, um sie auf dem Pfade christlicher Ehrbarkeit und Sitte zu erhalten. Veit Nonnenmacher lachte wie ein Bauer, als ihm der klapprige Ratsherr sein Anliegen vortrug; aber er erklärte sich sofort zur Anfertigung des schützenden Kunstwerkleins bereit und erbat sich nur die ungefähren Maße, damit er es der schönen Frau Hildegard zu Gefallen machen könnte. Der Ratsherr kam nun jeden Tag in die Werkstatt gelaufen um zu sehen, wie Gliedlein sich an Gliedlein fügte und unter den Händen des Schmiedes ein leichtes, festes Gewebe mit kunstreichem Schloß erstand. Als alles fertig war, ließ er sich die Handhabung des Schlüsselchens genau erklären und trug das Kunstwerklein unter seiner Samtschaube wie einen heimlichen Schatz nach Hause. Er hatte sich, für den Fall, daß sich seine Gemahlin weigern sollte, das feine Gewebe

auf ihrem seidenweichen Körper zu tragen, eine Lobrede auf die Keuschheit, »de castitate«, mit Zitaten aus Cicero und den Kirchenvätern, zurechtgelegt; aber die lustige Ratsherrin war sofort mit allem einverstanden und tanzte, trotz ihrer Rundlichkeit, wie eine verliebte Schelmin mit dem Gürtelchen vor seiner Nase herum, so daß er eiligst eine Flasche süßen Wein aufstellen ließ, um die Sicherheit seines verankerten Eheglücks mit einem würzigen Freudentrunk zu feiern. Das Schlüsselchen aber tat er in ein neues Beutelchen, das er in seinem Gürtel trug und Nacht für Nacht in die schwere Lade schloß, wo er seine Gültbriefe und Schuldverschreibungen verwahrte.

Und so glaubte er nun, den Zugang zu dem bedrohten und begehrten Paradiese seines Glückes sicher versperrt zu haben. Zu seinem Entsetzen aber merkte er eines Tages, just als er Gebrauch davon zu machen gedachte, daß das heimliche Schlüsselchen aus der Lade verschwunden war. Er schrie wie ein Gepfählter, als er des Unheils inne ward, und kehrte suchend das Haus zu unterst und zu oberst, wobei ihm sein Eheweib getreulich half; er lief fahndend alle Wege ab, auf denen er gegangen war, und fragte Kind und Kegel aus, ob sie kein Schlüsselchen, das so und so aussähe, gefunden hätten; er greinte wie ein Kind und fluchte wie ein Landsknecht, wenn ihn die Leute gleichmütig anglotzten und ihn nicht verstanden. Aber durch das Gegreine wurde sein Verlust in Frankenthal bekannt, und die lustige Stadt tat nun, als ob sie auf der Suche nach dem kostbaren Hausgerätchen wäre. Tag für Tag bekam der Ratsherr Schlüssel aller Sorten und Größe, pfundschwer und leicht, für Truhen und Schränke, für Scheunen und Keller, für Kirchen und Kapellen, mit krausen und glatten Bärten in sein Haus geschickt; ja, eines Tages, als er von einem Gang nach seinem Lieblingswingert auf dem Gützberg nach Hause kam, fand er die vergoldeten Stadtschlüssel, die sonst nur fremden Fürstlichkeiten überreicht wurden, auf einem schön verzierten Bettkissen auf dem Tische seines Gemachs liegen. Als er sie am nächsten Tage mit einer Beschwerde auf dem Rathaustische niederlegte, brach ein solches Gelächter unter den Ratsherren los, daß der Humanist Lampadius, der just in der Stadt weilte, in einem lateinischen

Gedicht die Frage aufwarf, ob nicht die Götter der Heiden im Schutz der Nacht in Frankenthal erschienen wären, um einen ihrer olympischen Späße auszuführen.

Trotzdem die Ratsherrin Hildegard böse Wochen durchmachte, war sie nicht zu bewegen, das goldene Schutzgewändchen abzulegen, damit ihr Kracher ein neues Schlüsselchen machen lassen könne; ja sie bebte vor Empörung, wenn er, pipsend und keifend, von dem verlorenen Gute sprach: der Verlust beweise ja, so fauchte sie, wie wenig ihm an ihrem ehelichen Glück gelegen sei; aber sie wolle lieber in Entbehrung wie eine arme Witfrau leben, als sich von dem Gürtel trennen. Ihre Augen lachten, während sie auf das zerknirschte Männchen einsprach; denn ihre Finger hielten dabei das goldene Schlüsselein in ihrer Tasche umspannt, und der Gedanke, daß sie in der Lage sei, sich zu jeder Zeit nach Art eines echten und rechten Weibes zu rächen, würzte ihre Rede mit wonnigem Gelächter. Veit Nonnenmacher aber, der Schöpfer des unheilvollen Schatzes, erklärte, das Schloß des keuschen Gewebes sei so kunstreich gemacht, daß er ein neues Schlüsselchen nur dann anfertigen könne, wenn das Kunstwerkchen wieder in seine Hände gelange, worauf der Schaden allerdings in einem Tag ausgebessert sei. Doch die Frau Ratsherrin war nicht dazu zu bewegen, sich von dem goldenen Schutz- und Trutzwerk ihrer Frauentugend zu trennen. Sie hatte, während ihr Gemahl in allen Tönen auf sie einsprach, das Kind einer Nachbarin auf den Schoß genommen und blickte hinter dieser Unschuld wie eine lachende Mänade auf den alten Kracher, dem nichts anderes übrig blieb, als wie ein Raubritter vor einer mächtigen Trutzburg abzuziehen. Gleich einem Adam, dem nicht nur ein Paradies, sondern auch seine Eva abhanden gekommen ist, ging der alte Gramlich mit schiefsitzender Mütze von nun an durch die Gassen, wo die Frauen empört taten und die Männer lachten, wenn er, dunkle Sprüche vor sich hinmurmelnd, vorüberschritt.

Nur Johannes, dem Tag und Nacht das Bild der schönen Frau vor der Seele schwebte, blieb in seinem Gemüt von diesen Dingen unberührt: er verstand weder die Anspielungen seines Vaters, neben dem er Tag für Tag seiner Arbeit oblag, noch

das Gelächter der Stadt, durch das er, wie durch eine plätschernde Flut, mit kindlich klaren Augen ging. Er fühlte zwar, daß die Frau, deren Wesen unaufhörlich vor seiner Seele stand, nicht mit Augen der Liebe betrachtet wurde; aber in ihrer Gegenwart vergaß er alles und war am seligsten, wenn sie ihn ausschalt oder wie einen bösen Buben derb am Ohrläppchen zupfte. Um ihr seine Liebe zu bezeugen, hatte er, ganz in der Stille, einen goldenen Ring geschmiedet, den er ihr am Pfingstfest zu verehren gedachte: es war eine goldene Schlange, die sich in den Schwanz biß und auf ihrem breiten Kopf ein kostbar Krönchen aus Perlen und einen Stein trug, der im Tageslichte wie ein Smaragd aussah und in der Nacht, beim Kerzenschimmer, blutige Blitze schoß.

Während Johannes, der inzwischen zwanzig Jahre alt geworden war, in seinen Mußestunden über dem Kleinod saß, bereitete sich in aller Stille ein Ereignis vor, durch das seine Seele eine tiefe Erschütterung erleiden sollte. Am Tage vor dem heiligen Pfingstfest kam ein fremder Gaukler in die Stadt und erhielt von dem hochlöblichen Rat die Erlaubnis, seine Künste auf einer Wiese vor dem Falkentor, wo die fahrenden Leute ihre Herberge besaßen, zeigen zu dürfen. Er brachte ein Kamel mit, auf dessen Höcker ein Affe im Gewand eines Ritters, in langem, gefälteltem Prunkrock und mit einem Federbarett auf dem Köpfchen, saß und verkniffenen Auges rechts und links in die Welt blinzelte. Vor einem Wagen, hinter dessen Gitterstäben ein schwarzer Panther kauerte, tappte ein brauner Alpenbär einher, den der Gaukler an einem Nasenring führte und durch Schläge und Zureden zu jeder Schrittart brachte. Neben dem Lager war ein kleines Zelt aufgeschlagen, in dem eine Zigeunerin weissagte. Dieses Wesen war zwar als Zauberei verboten; aber die Frauen ließen sich es nicht nehmen, zu der Alten zu schleichen, damit sie ihnen den Liebsten zeigte oder sonst einen Herzenswunsch errate. Die Ratsherrin hatte an dem Tage, da die Gaukler eintrafen, wieder einmal den Besuch ihres angeblichen Vetters, des Herrn von Riedern, erhalten, der als Botenreiter des Erzbischofs wohl zehnmal im Jahre in die Stadt kam und stets ein paar andere ausgehungerte Gäuche

mitbrachte. Um sich vor übler Nachrede zu schützen, nahm die Ratsherrin an dem Tag, da sie in einem meerblauen Sommerkleid zu den Gauklern ging, ihren Pagen mit, der mit seinem Ring in der Tasche glücklichen Gesichts hinter dem Paare einherging, obwohl ihn genug feindliche Blicke trafen; denn die Frankenthaler fingen an, ihn als erwachsenen Menschen zu betrachten, für den sich die Begleitung eines losen Weibsbildes nicht schicke, und wenn sie zehnmal eine Ratsherrin sei.

Als sie auf der Wiese angekommen waren, kümmerte sich Frau Hildegard weder um das Kamel noch um den Affen, der mit einem Spiegel in der Hand umherhüpfte und die gaffende Menge mit seinen Grimassen zum Lachen brachte; sondern sie ging sofort auf den Pantherkäfig zu und Johannes trat an ihre Seite, während der Herr von Riedern rechts und links Blicke auf die Frauen schoß, die in ihrem schönsten Putz umherstanden und seitwärts nach dem Zelte schielten, wo die Wahrsagerin ihre Künste trieb. Ein harter Zug kam in die Züge der Ratsherrin, als sie das schwarze Tier, dessen Augen wie zwei Kohlen aus dem dunklen Käfig glühten, hinter den sicheren Stäben liegen sah. »Willst du aufstehen, du schwarzer Ratsherr,« sagte sie leise, während sie die Zähne im grimmen Hasse aufeinanderbiß. Doch das Tier blieb in seiner Ruhe liegen; nur zuweilen schloß es blinzelnd seine Lider, worauf seine gelben Augen um so feuriger aus dem Dunkel glühten und ein Schauer sein rabenschwarzes Fall überlief. »Der Teufel ist zu zahm,« lachte die Ratsherrin, deren Zunge wie ein Knöspchen zwischen ihren vollen Lippen glänzte; »gib ihm einen Stoß.« Da der Ritter zögerte, nahm sie selbst sein Wehrgehäng und stieß nach der Bestie, die sich mit jähem Sprung aufrichtete und die Störerin ihrer Ruhe ingrimmig fauchend anstarrte.

Die Ratsherrin hielt den Blick aus; dann nahm sie, leise erschauernd, den Arm ihres vetterlichen Begleiters, um die wahrsagende Vettel aufzusuchen, und auch Johannes ging als getreuer Page hinter ihr drein. In dem engen Zelte herrschte Finsternis, und die drei Besucher brauchten eine Weile, um ihre Augen an das Dunkel zu gewöhnen. Als jedoch die Zelttüre plötzlich zurückgeschlagen wurde, sah Johannes etwas, was sein

Gesicht mit jäher Röte übergoß: die Ratsherrin und der Vetter hielten sich umfaßt und standen, Mund auf Mund gepreßt, eng aneinandergeschmiegt im Finstern beieinander. Da war es dem Jüngling zumute, als ob ihm jemand mit einer Axt in die Knochen schlüge.

Als endlich die Wahrsagerin aus dem Hintergrund des Zeltes, wo sie auf Lumpen saß, daherhumpelte und der Frau verkündete, daß sie bald einen siebenpfündigen Buben zur Welt bringen werde, wandte sich die Ratsherrin lachend nach ihrem Pagen um; aber der war verschwunden, und sie mußte den Heimweg in Gesellschaft ihres Vetters allein antreten.

Frau Margret Nonnenmacher aber wartete am nächsten Morgen in der Frühe vergeblich auf das Erscheinen ihres Sohnes. Als die Milchsuppe, die für ihn bereitstand, kalt geworden war, pochte sie an dessen Kammertüre, und als niemand öffnete, trat sie in das schmale Bettgelaß, um den Langschläfer zu wecken; aber sie fand nur einen Zettel, auf dem der Verschwundene seinen Eltern mitteilte, daß er es in der Welt nicht mehr aushalte und darum nach Kirchzell ins Kloster gehen wolle. Im ersten Augenblick war es der Meisterin elendiglich zumute, daß ihr Mann in Nürnberg weilte; nach einer Weile jedoch war sie froh, daß er das Zettelchen nicht sehen konnte; denn sie fürchtete seinen Zorn wie das heilige Schwert. Ihr Ziehtöchterchen Ännlein sah um so gefaßter drein; ja die Goldschmiedin entdeckte einen Schimmer heimlicher Heiterkeit auf dem Antlitz des Mädchens, als sich dieses mit leiser Stimme erbot, den Flüchtigen wieder zur Stelle zu schaffen.

Unterdessen befand sich Johannes schon auf dem Wege nach Kirchzell, wo er noch vor der Mittagsstunde ankam und den hochwürdigen Abt Ruger zu sprechen wünschte. Da der Bruder Pförtner den Goldschmiedsohn von seiner Schulzeit kannte, gab er einem Laienbruder, der just mit einem Bündel Rettiche aus dem Klostergarten des Weges kam, einen Wink, und der Frater geleitete Johannes unverzüglich in die Bücherei. Da sah er den Abt Ruger an einem langen Tische sitzen, auf dem mächtige alte Meßbücher aufgeschlagen waren; der Ehrwürdige saß gebückt wie ein hundertjähriger Greis auf seinem Stuhle da und

hielt ein rundes Glas vor den Augen und ließ sich von einem Klosterschüler, der in ehrfürchtiger Haltung neben ihm stand, die Schildereien auf feinem Pergamente zeigen. Wenn das dienende Kuttenmännlein die strahlenden Blätter allzurasch umschlang, stampfte der greise Abt ungeduldig mit dem Stocke; aber es kam kein Wort des Tadels aus seinem Munde. Als aber Johannes daherkam und, vor dem Greise kniend, in heftiger Erregung sein Anliegen, sofort in das Kloster treten zu dürfen, mit glühenden Wangen vorbrachte, tat er ziemlich unwirsch. Dann befiel es den Ehrwürdigen, daß da ein schmerzlich Jugendschicksal im Spiele sei, und er gab dem Novizen Befehl, seinen Stuhl in den Hof des Kreuzganges, vor den fließenden Röhrenbrunnen, zu bringen: dieses Schicksal, das ihn so plötzlich mit erschrockenen Augen anstarrte, wollte er in freier Himmelsluft erforschen. Er blieb, ehe er sich auf den Weg machte, auf seinen Stock gestützt eine Weile schweigend vor dem ergeben zu ihm aufschauenden Johannes stehen und sagte dann: »Komm!«

Sie durchschritten den kühlen Kreuzgang, wo an der Decke junge Schwälbchen aus hundert Nestern zirpten, und betraten den Klosterhof, in dessen Mitte, zwischen blühenden Rosenhecken, ein Röhrenbrunnen rauschte und den schattigen Frieden des Raumes mit dem wonnigen Laut der Wasser erfüllte. Die Brunnensäule war von einem Kruzifixus überragt, und ein steinernes Spruchband zu Füßen des Gekreuzigten trug die Inschriften: »O fließender bronnen der ewigkeit, wie bistu ersigen! O weyßer lerer der menschen, wie bistu so gar geswigen!« Der Abt rührte, als sie vor dem ruhenden Becken standen, mit seinem Stock an eine reife, dunkle Rose, daß ihre Blätter leise rieselnd auf das lichte Sommergras niederstoben, und nahm dann auf seinem Stuhle Platz. Johannes stand, mit seiner Mütze in der Hand, ehrerbietig vor dem Greise.

»Du willst ins Kloster gehen?« fragte der Ehrwürdige nach einer Weile.

»Mich ekelt es der Welt.«

»Du leidest. Aber wisse, mein Sohn: das Wesen jeder Kreatur ist Leiden, und jede Lust ist gemischet mit Bitterkeit. Weiß dein Vater um diesen Gang?«

»Er ist in Nürnberg.«

»Ich werde mit ihm sprechen, wenn er heimkehrt. Kennst du den Zweck des klösterlichen Lebens, wie es einsichtige, wahrhafte und gerechte Menschen erschaffen haben? Du sagst, du seiest voll des Ekels an der Welt. Aber hast du schon im Wirrwarr dieser Welt gelebt, wo es schwer ist, die wahrhaften und gerechten Gottesfreunde von den falschen freien Geistern zu unterscheiden? Der heilige Paulus spricht also: Wenn das Vollkommene kommt, so verwirft man das Unvollkommene und das Stückwerk. Nun aber besteht die Frage: Was ist das Vollkommene und was ist das Stückwerk? Ein Leben ist nicht zu lang, um zu wissen, was das Vollkommene sei. Du folgst mir, mein Sohn? –«

Johannes nickte; aber das Bild, dessen Zeuge er am vorhergehenden Tage gewesen war, stand wie ein Feuerbrand vor seiner Seele, und sein Gesicht glühte, während seine Blicke an den Lippen des Abtes hingen.

»Du bist in irdischer Liebe befangen?« fuhr der Greis fort; »und du meinst, du könnest das Weib fliehen, indem du das geistliche Gewand anziehest? Mancher Bruder war in diesem Irrtum begraben, und besser wäre es gewesen, er hätt' das geistliche Gewand nit angezogen und wär in der Weltlichkeit geblieben, ob auch der Teufel umgehet und suchet, wen er verschlinge, quaerens quem devoret. Es ist aber schwer aus den Klauen des Teufels zu entrinnen; denn der Teufel und die Natur sind eins. Erst wo die Natur überwunden ist, ist auch der Teufel überwunden, und wiederum, wo die Natur nicht überwunden ist, ist auch der Teufel nicht überwunden, ob man sich nun auf weltliches oder geistliches Leben verlege: denn das natürliche Leben ist voller Verworrenheit, voller Winkel, voller Falschheit und voller Schliche, und alles im eigenen Vorteil, daß es nicht zu sagen und zu schreiben ist. Es gehet aber niemand ein in das vollkommene Leben, ehe er nicht den alten Adam ausgezogen hat. Eigenwilligkeit, Selbstheit, Natur, falsches Licht, Teufel, Sünde, das ist alles gleich und eins. Alles ist wider Gott und ohne Gott.«

»Ich fürcht den Teufel nit,« sagte Johannes, den der

dunkle Sinn der Rede mit Ehrfurcht erfüllte, mit lauter Stimme.

»Du kennst ihn nit. Wen liebest du, indem du deiner Liebespein los und ledig sein willst? Dich! Wo aber ein Mensch sich selber liebet, da ist der Teufel. Es sind aber, damit du mich recht fassest, zwei Menschen in jedem Menschen, ein innerer und ein äußerer Mensch. Der innere Mensch erwachet spät in diesem Leben, wenn der äußere sein Begehren abgelegt und in das Ewige eingegangen ist. Und so hat auch jeder Mensch zwei Augen: das eine blicket in die Ewigkeit, oder in das göttliche Wesen, so eitel Vollkommenheit ist; das andere in die Welt der Kreaturen, oder in die Zeitlichkeit, wo aller Art Leiden, Trübsal, Jammer und Marter herrschet. Wem aber Zeit ist wie Ewigkeit, der hat auch das innere Auge auf das Vollkommene gerichtet und ist mit dem göttlichen Wesen eins geworden, mag er auch noch im Reich der Sinne und dessen, was die Sinne fassen mögen, hienieden wandeln.«

Der Abt aber achtete mit einem Male nicht mehr auf den Jüngling, der den frommen Worten starren Blickes lauschte; es war, als ob ein dunkles Etwas, das jahrelang in ihm geschwiegen, nach Wort verlangte und sein Sehnen in gottseliges Lallen kleidete. Und wie ein Hauch flossen die gottseligen Worte von seinen welken Lippen: »Es ist alles in der Seele, was Gott je gewirkt hat und ferner wirken mag in allen Kreaturen. Und es macht auch nicht selig, so es ein Auswendiges ist, sondern nur, sofern es in mir geschieht. Es ist alles in der Seele, auch die Hölle. Doch die Hölle vergeht und das Himmelreich besteht. Wer aber nicht in der Hölle gewesen, der gelangt nicht in das Himmelreich, des soll er nit vergessen in seiner Friedlosigkeit. Es kann aber kein Mensch in einem Tage vollkommen werden. Erst muß der Mensch sich seiner selbst entsagen und alle natürliche Neigung aufgeben. Es ist aber ein schweres Sterben, dieweil wir noch im Fleische wandeln. – Dies aber sag ich dir: Sei wohl geschieden von dir selbst! Gottes Natur ist, ohne Natur zu sein. Und dies ist der Weg oder die Weisung zu einem wahren Ende: Ich will weder sein noch nicht sein, weder leben noch sterben, wissen noch nicht wissen, tun noch lassen, noch was sonst dem

gleich. Sondern alles, was da sein und geschehen muß, dazu bin ich bereit und gehorsam, sei es mit Leiden, sei es mit Tun, um Eins um Alles, daß wir uns selber entweichen und unseres Eigenwillens sterben. Und wie es dann noch höher aufsteigt, was einem da offenbart und wie das erlebt werde, – das ist das Gottesgeheimnis; denn Gott ist mein Grund, und mein Grund ist Gottes Grund. Und wenn ich dann heimkehre in den Grund und Boden der Gottheit, aus der ich komme, dann will ich mich sättigen und eingehen und eins sein mit allen Kreaturen – – –«

Die Stimme des zusammengesunkenen Greises erstarb in einem müden Murmeln, und den Jüngling Johannes überrann ein Schauder der Angst. Als er aber seine Blicke erhob, sah er, wie ein weißbrüstig Schwalbenpaar, dessen Nest an einem Säulchen des Kreuzgangs saß, seinen Jungen Atzung brachte: die halbflüggen Schwälbchen sperrten ihre Schnäbel auf und die Luft war voll des schwirrenden Lautes der kreisenden Vögelchen. Da entsann sich Johannes der Nester, die in dem väterlichen Hausflur an den Balken der Decke hingen, und ein bitteres Weh krampfte sein Herz zusammen.

Doch itzt erhob sich der Abt mühsam an seinem Stocke und sagte mit milder Stimme: »Geh!« indem er seine Hand auf das Haupt des Jünglings legte.

»Ich will nit mehr nach Hause,« sagte Johannes.

»Du mußt, mein Sohn. Deine Mutter ist in Sorg um dich. Mit deinem Vater aber, der ein kunstreicher Mann ist wie wenige, will ich selber reden. Der Abtstab, den er mir geschaffen, ist die Freude meiner sterbenden Augen. Geh! Und vergiß das Wort des Heilands nicht: Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt.«

Johannes küßte die Hand des Abtes; die dunkeln Worte der erstorbenen Rede klangen wie etwas Fremdes in ihm nach, und wiederum überrann ihn ein Schauer der Furcht, indem er der Entrückung des Greises gedachte.

Als er zögernden Schrittes den äußeren Hof des Klosters betrat, kam der im Fett des Friedens blühende Bruder Kellermeister auf ihn zu: »He, Gesell,« sagte der Dicke, »ich hab was für dich. Ich hab ein Ringlein, dessen Stein mir gestern aus

der Fassung gefallen ist. Kannst du mir's bessern?« Und er zog ein rotes Seidentüchlein aus dem Ärmel seiner Kutte und wickelte ein dünnes Ringlein heraus. »Die es getragen hat, ist schon lang tot,« fügte er bei, indem er den schmalen Reif nachdenklich vor sich hinhielt und in der Sonne funkeln ließ.

»Ich will auch ins Kloster,« sagte Johannes, den es nach einem Gespräch gelüstete.

Der dicke Laienbruder ließ einen Pfiff hören: »Ich zieh Wein ab. Wenn du noch nichts gegessen hast, kannst du mit mir kommen. Ein Häcker, dem ich gestern ein Stück Wein abgekauft hab, hat mir einen Bauernschinken verehrt. Die Klosterküche ist manchmal mager. Es ist schwer, unter einem heiligen Abt zu leben!«

Und Johannes, der plötzlich eine seltsame Öde im Magen spürte, ging mit dem Bruder Kellermeister in die Weinkeller, die sich in zwei Stockwerken unter dem Kloster hinzogen. An der Türe entzündete der Bruder Fabian ein Stümpflein Wachskerze, das in einer Mauernische bereit lag, und leuchtete zu einem versteckten Winkel, wo ein paar lehnenlose Holzstühle um einen schmalen Tisch herumstanden. Dann zog er hinter einem nachbarlichen Fasse einen Schinken, einen halben Laib Bauernbrot und ein Küchenmesser hervor und legte alles vor den Jüngling hin. Hierauf verschwand er wie ein Schatten im Dunkel der Kellerwölbung und kam nach einer kleinen Weile mit einem Stechheber zurück, aus dem er einen hellen Wein in zwei zinnerne Krüge laufen ließ. »Trink!« sagte er, und Johannes tat einen langen Zug, während er das Klosterbrot zur Seite schob.

»Du hast Liebeskummer, Gesell,« sagte der Dicke, indem er ein saftig Stück Schinken in seinen Mund warf und den Bissen mit einem kräftigen Schluck hinabspülte. »Erzähl!« Und Johannes empfand eine große Erleichterung, daß er seinen Jammer vor dem Bruder ausbreiten durfte, über dessen feistes Gesicht zuweilen, wenn sich die Kerze regte, ein unmerklich leichter Schimmer flog. Als der Jüngling, mit einem seltsamen Gefühl der Scham, fertig geworden war, nickte der Kellermeister mit dem Kopf, um den nur noch ein Kränzlein grauer Haare stand:

»Ich bin auch um eines Weibes willen in dies Gewand geraten, und weil mich das Wort verführte: Pax multa in cella. Glaub aber, es wär besser gewesen, ich säß noch als Reutersmann auf einem deutschen Gaul in Welschland drunten. Zwar, die Kerle reiten schlecht, ihre Weine sind zu schwarz, und ihre fetten Weiber hol der Teufel. Während ich in die schöne Giovanna von Bergamo verliebt war und dem Mensch meine schönsten Beutestücke anhängte, schickte mir meine Braut Barbara das Ringlein da als letzten Gruß. Da bin ich heimgezogen und dann ins Kloster gegangen; denn ihre Mutter, die alte Beckenschmiedin von Prozelten, erzählte mir heulend, sie sei vor Sehnsucht nach mir gestorben. Trink!«

Er selbst tat einen kräftigen Zug. Vor den Augen Johannes' aber, der des schweren Weins ungewohnt war, begann der dunkle Keller zu schwimmen, und was der Frater erzählte, klang ihm plötzlich wie aus weiter Ferne her.

Der Bruder Kellermeister schwatzte weiter: »Ich bin kein Heiliger geworden, und die andern da oben sind's auch nicht, damit du's weißt. Ich könnte dir, inter pocula, Geschichten erzählen, die nach andern Rüchlein als nach Myrrhen und Weihrauch duften. In Welschland haben sie solche Schnurrensammlungen, facetiae. Ich habe sie gelesen; denn ich bin in Fulda fünf Jahr lang in die Klosterschul' gegangen und bin des Lateins mächtig. Ein welscher Kleriker, der jüngst beim Kurfürsten in Mainz zu Gast war und hier durchkam, hat mir, als wir an diesem Tisch da saßen und Weinprobe hielten, eines dieser höllischen Büchlein verehrt. Ein schnurriger Kerl! Er hatte eine Warze auf der Nase und drehte jeden Heller dreimal um, ehe er ihn aus seinem ledernen Beutelchen herausklaubte. Ich aber kann dir sagen, es gibt Klosterhechte, die eher an den Heidengott Bacchus als an unsern Herrn und Heiland glauben. Kommt es einem solchen Burschen eines Tages in den Sinn, aus einem Zauberbüchlein, so er einem Juden abgekauft, ein Kapitelchen an Stelle der Präfatio in das Meßbuch zu schmuggeln. Der Abt, der just an diesem Tage mit einer frommen Freundin ein allzulang Gespräch beim Muskateller gepflogen, merkt den Betrug nicht gleich und singt die höllische Beschwörung vor dem

versammelten Kapitel ab. Doch was geschieht? Kaum hat er den ersten Satz verlesen, was meinst du, was geschieht?«

Der Kellermeister neigte sich flüsternd zu den Ohren des starrblickenden Johannes, in dem der Wein nun glühte; und dem Jüngling ward es jählings zumute, als vernähme er etwas Grauenhaftes. »Was meinst du also? Das Kirchentor springt auf mit einem Donnerhall. So –«

Der Bruder Kellermeister schlug mit seiner Faust auf ein leeres Faß zur Seite, – ein dumpfer Hall pflanzte sich wie das Rollen eines herannahenden Wetters durch die Wölbungen des Kellers fort, und mitten hinein vernahm Johannes, ganz nah an seinem Ohr, die heißen, stechenden Worte des Fraters, so daß er, wie in einem Schreckensbann befangen, reglos lauschen mußte. Und der Hall des Faustschlages war noch nicht verklungen, als er plötzlich meinte, er weile in einem Raume, dessen Wände in immer fernere Höhen emporwichen. Über einer strahlenden Fensterrose, die ganz ferne wie ein glühend Himmelstor nach allen Seiten hin sich auftat und in allen Farben des Paradieses brannte und schimmerte, öffnete sich eine weite Pforte, aus der sich rasch ein gellendes Getöse, wie von einer trunkenen Menge, näherte. Und schon vernahm der Lauschende, die Augen starr geweitet, ein deutliches Evoë, und kalter Schweiß bedeckte seine Schläfen. Und nun flutete auch schon eine Welle purpurnen Lichtes wie eine jähe Sturzwoge durch das mächtige Tor herein und erfüllte die weiten Wölbungen mit lohender Helle, und schon hatte auch der Zug, dem der gellende Ruf voranging, den geweihten Boden betreten.

Voran schritten ein paar Trompetenbläser, und es schien dem atemlos Gebannten einen Augenblick, als wären es die Frankenthaler Stadtpfeifer, die wie wütend mit schwitzenden Backen bliesen. Dann kamen Bacchantinnen mit Ziegenfellen und Thyrsusstäben, um die sich schwere Gewinde reifer Trauben und die Fülle satter Rebenblätter wanden, mit bocksbärtigen Faunen, die mit nackten Weibern im Arm einhertorkelten. Wie züngelnde Flammen wogten die wehenden Haare um die weißen Brüste und Leiber der Weiber, von deren Gliedern das süß duftende Naß der Keltern niederrann: immer neue Wogen

glühender Leiber drängten herein, und das sich jählings überstürzende Bacchanale erfüllte die tosenden Hallen mit einer Springflut unreinen Gelächters, über der jauchzende Trompetenstöße wie stachelnde Aufrufe zu lachender Lust dahingellten. Und nun nahte auch schon der Heidengott Bacchus heran: er führte an purpurnen Zügeln einen schwarzen Panther, auf dessen geschmeidigen Rücken ein nacktes Weib ausgegossen lag, dessen schimmernde Haare wie die Goldflut eines flüssigen Gewebes über die Flanken des schreitenden Tieres niederstürzten. Hinter ihm zog sein Nährvater Silen, mit purpurnem Bauche, mit trunkenem Lächeln und weinseligen Augen einher. Doch je näher der Zug kam, desto größer ward das Entsetzen des Zuschauers: war der erste Faun nicht der fromme Pater Hilarius, der ihm am Morgen den Weg zu dem Abt, in die Bücherei gewiesen hatte? Und hatte sich der feiste Kellermeister nicht seines härenen Gewandes entledigt, um als Nährvater des Bacchus, schwer vom Wein, einherzuschwanken? Und hüpfte nicht auch der Rat seiner Vaterstadt mit, – alle die Herren, die sonst mit spitzen Nasen und ernsthaftem Gesicht wie die Wohlanständigkeit selbst einherwandelten und nun wie aufgeregte Böcke hinter den tobenden Weibern dreinmeckerten? Und glich der trunkene Bacchus nicht dem schönen ritterlichen Herrn von Riedern? Und war das Weib, das da mit frech gelösten Gliedern, nackt und schimmernd, auf dem Rücken des Panthers, hingegossen lag, nicht die Ratsherrin Hildegard Gramlich, deren jubelndes Lachen, hell und schneidend, aus dem trüben Gewoge des Bacchanals emporquoll? Evoë! Evoë! – Es war ihm, als ob das Weib auf ihn deute, als ob es seine Hände ausreckte, als ob es ihn greifen wolle, als ob alles wie eine purpurne Woge über ihn herstürze. Jäh wich er zurück und jäh ließ er seinen Kopf sinken und stürzte zusammen –.

Ein derber Schlag auf die Schulter weckte ihn auf, und taumelnd sah er über sich das feiste Gesicht des Kellermeisters, von dessen beleibter Gestalt ein schwerer Duft alten Weines ausging. »Hat's dich?« fragte der Alte. »Glaub's. Es ist gefährlich, in Kellern zu trinken, Gesell. Gib acht, daß du nicht torkelst, wenn du an die freie Herrgottsluft kommst.«

Verstört blickte der Aufgeschreckte um sich: aus der Ferne klang zart und verschwimmend der himmlische Ton einer Orgel und das Psalmodieren der Mönche in dem Keller herab; sie sangen: Surgite, concinite bona cantica consona vitae! Da wußte Johannes, daß er im Rausch geträumt hatte, und ein Gefühl himmlischer Erlösung überflutete jählings seine Seele.

»Ein Mägdlein fragt nach dir,« fuhr der Kellermeister fort. »Hier hast du mein Ringlein, Bursch. Ich werd' es in acht Tagen abholen. Gib mir acht darauf.«

Johannes steckte das Kleinod ein und eilte die Treppe hinauf. Auf der obersten Stufe blieb er stehen und warf erschauernd einen Blick in das Dunkel der schwindenden Wölbungen zurück, aus dem ihm noch einmal, wie zum Abschied, der schwere Ruch alten Klosterweins entgegenschlug. Als er in das abendliche Licht des Sommertages hinaustrat, taumelte er geblendet zurück: vor der Klosterpforte, wo sonst die Bettler ihr Klostersüpplein aßen, saß Ännlein mit verstaubten Schuhen auf einem Bänklein, und neben ihr stand ein Esel, dem ein halbwelkes Rebenblatt im langen Ohre stak. – –

»Die Mutter schickt mich. Du sollst heimkommen!« sagte Ännlein leise, ohne Johannes anzusehen.

Dieser wußte nicht, was er entgegnen sollte; denn er stand noch unter dem Banne des höllischen Gesichtes. Da fiel ihm Ännlein unter Tränen um den Hals und fing bitterlich zu weinen an; und zweimal sagte sie: »Du wirst uns das nicht antun.«

»Ich glaube, ich bin nicht berufen. Ich habe einen bösen Blick in die Welt getan,« sagte Johannes endlich leise, ohne ihr zu wehren.

Eine jähe Röte verklärte das abgehärmte Gesicht des Mägdleins: »Ich hab' dir etwas zu essen mitgebracht,« sagte es fröhlich. Und es zog aus einem Weidenkörbchen, das unter dem Bänklein stand, ein Stück Kuchen und eine Handvoll Kirschen hervor, und essend traten die beiden zusammen den Rückweg nach Frankenthal an.

Die Straße war voll sommerlichen Lebens: ein kurfürstlicher Reiterzug kam mit einem Trompeter an der Spitze auf

glänzend aufgeschirrten Pferden daher; Gesellen und Mönche, Bettler und Fuhrleute zogen ihres Weges und zwangen sie, den Pfad durch eine Wiese einzuschlagen, deren Blumen wie wonniger Schaum über dem schmalen Weglein zusammenschlugen.

Als sie am Falkentor anlangten, war es Nacht. Johannes blieb im Dunkeln stehen, als ob er zögerte, die Vaterstadt zu betreten, wo eine schlimme Frau in Lachen lebte. Da fühlte er, wie eine weiche Hand nach der seinen griff und eine sanfte Wange sich dagegen schmiegte: »Hab mich wieder lieb,« flüsterte eine Stimme. Johannes entgegnete nichts; aber er griff in die Tasche und suchte nach dem Ringe, den er für eine andere geschmiedet und ganz vergessen hatte, und steckte das Kleinod, ohne es anzusehen, an die Hand, die zärtlich in der seinen lag.

Veit Nonnenmacher erfuhr nichts von dem Streiche seines Sohnes, der in der Folge ein tüchtiger Gesell und Goldschmied wurde, ohne indessen die Kunstfertigkeit seines Vaters zu erreichen. Der alternde Meister war voll heller Freude, als Johannes drei Jahre darauf Ännlein zum Weibe begehrte und ihm rasch nacheinander drei junge Nonnenmacher als Enkel schenkte. Er schmiedete noch viele Monstranzen, deren schönste vor ihrem Verschwinden noch den Ruhm eines erlesenen Kunstwerks erlangte: sie wurde nämlich bei der Plünderung Kirchzells im Bauernkrieg von dem Heckenreiter Götz von Berlichingen gestohlen, welches Männlein nachmals durch Goethe zu so unverdientem Ruhm gekommen ist.

Der Freiherr von Nonnenbruch blickte säuerlich drein, als der Erzähler geendet hatte: »Sie wissen ja seltsame Dinge von meinem Ahnherrn zu erzählen. Sie hätten übrigens gleich Nonnenbruch sagen können; denn wir stammen tatsächlich von Frankenthaler Goldschmieden ab. Den Nebengedanken, den Sie dabei hatten, kann ich mir denken. Na, wir brauchen uns des Goldschmieds, der so schöne Monstranzen schmiedete, nicht zu schämen. Der Ring unseres Ahnherrn, der in letzter Stunde doch noch an die richtige Hand gelangte, ist übrigens heute noch als Talisman in unserer Familie: meine Frau trägt ihn als

einzigen Schmuck ihrer Hand, die einst sehr schön war, und es besteht die Sitte, daß ihn die Braut des Stammhalters jeweils als Brautgabe empfängt, um ihn bis zu der Stunde zu tragen, wo ein neues Frauenschicksal sich mit dem unsrigen verknüpft. Doch das nur nebenbei. Im übrigen gestatten Sie mir wohl die Bemerkung, daß Sie nicht gerade als gewissenhafter Historiker zu Werk gegangen sind. – Von gewissen Dingen steht nichts in meinem blauen Heft –«

Der Präsident lächelte und der Leutnant von Dürnstein sagte, wohl um seine Bildung darzutun: »Die Dichtung ist immer wahrer als die Geschichte.«

»L'histoire est toujours une fable convenue,« brummte Kunrath. »Ich kann die Geschichte nicht leiden: sie zeigt mir die Dummheiten, die man hätte vermeiden sollen.«

»Und das Schicksal?« warf ich ein.

Kunrath, der seinen ernsten Tag hatte, zuckte die Achseln: »Ein Name für ein Unbekanntes, für ein Ungeheueres und Grauenvolles! Wir sind froh, wenn wir nur ein Wort dafür haben, wie die Kinder, die auch alles taufen, aber mit feinem Sinn, aus dem die spielende Macht der Phantasie hervorleuchtet.«

Der Hausherr trank dem Landgerichtspräsidenten zu: »Ich hätte mich wohl gehütet, Ihnen Einblick in mein Manuskript zu gönnen, wenn ich geahnt hätte, welchen Gebrauch Sie davon machen. Die Dichter scheinen eine ganz gefährliche Gesellschaft zu sein, besonders wenn sie ihren Trieb so lang verhalten haben wie Sie, verehrtester Freund. Ich muß Ihnen übrigens danken, daß Sie unsern Ahnherrn mit solcher Geschicklichkeit zwischen Szylla und Charybdis durchgeführt haben. So einen symbolischen Gang ins Kloster hätt' ich mir in meiner Jugend auch gefallen lassen; aber mir hat das Schicksal ganz andere Gesichte vorgeführt, und ich schaudere manchmal, wenn ich daran denke, daß ich überhaupt mit heiler Haut durchgekommen bin. Ich habe mich leider niemals mit der Rolle eines Zuschauers begnügen können, und wenn andere dastanden, um ihre Hände an irgendeinem kleinen Weltbrand zu wärmen oder gar ihren Sonntagsbraten gar werden zu lassen, trieb mich's

stracks hinein in die züngelnden Flammen. Was den bösen Blick anbelangt, so könnte ich auch etwas davon erzählen. Jeder Blick in die Welt ist ein böser Blick. Es kommt nur auf die Zeit an, wann wir ihn zum erstenmal tun. Die Jugend kann ihn verwinden, das Alter nicht.«

Mir war zumute, als ob ein anderer Mensch spräche. Im gleichen Augenblick aber schien es mir, als ob sich der alte Herr seiner Offenheit schämte; denn er fuhr mit der gereizten Stimme, die ich an ihm kannte, zu dem Landgerichtspräsidenten gewendet, fort: »Wissen Sie vielleicht noch eine Geschichte aus unserm Haus?«

»Jawohl, und eine ganz lustige sogar.«

»So? Dann bitte ich gleich loszulegen. Ich höre sehr gerne zu, wenn man mir meine Ahnen vorführt.«

»Es handelt sich diesmal um eine Hexe.«

»So? Das ist mir neu, daß wir auch Hexen in unserer Familie gehabt haben.«

»Ich verdanke diese glückliche Entdeckung auch nur einem Zufall: als ich im vorigen Herbst eine kleine Weinfahrt durch die gesegneten Gaue und entzückenden Weinnester meiner fränkischen Heimat machte, kam mir in Frankenthal ein alter Schmöker in die Hand, in dem ich Dinge fand, die in keiner Weltgeschichte verzeichnet stehen, weil sie auch nicht dahin gehören. Aber die Hexengeschichte, die ich den Herren erzählen möchte, ist nicht nur von besonderer Bedeutung für die Geschichte des Hauses, dessen Haupt wir mit Stolz zu unsern Freunden zählen, sondern auch als Kulturbild einer gewissen Zeit, die noch gar nicht allzuferne ist, von völkischer Bedeutung. Ich beginne:

Die Hexe.

An einem schönen Maimorgen des Jahres 1751 fuhr, in einem Dutzend alter Staatskutschen, eine festliche Gesellschaft aus dem Falkentor der Reichsstadt Frankenthal auf das Appental los. Es galt, der Grundsteinlegung des Schlosses Monrepos anzuwohnen, das der Fürstbischof Adam Friedrich von Helmstätt nach den Plänen Johann Balthasar Neumanns für seinen Neffen, den jungen Fürsten Lothar Franz von

Meiningen, der sich just auf seiner Kavalierstour durch Europa befand, an der Stelle eines alten Jagdhauses errichten ließ. Am Vorabend des bedeutsamen Ereignisses war der Domherr Withold von Hutten als Vertreter seines Herrn, der in Würzburg an der Gicht darniederlag, mit einem würdigen Gefolge von Weltgeistlichen und bischöflichen Beamten in Frankenthal angelangt, um die Ehrengäste auf dem Bauplatze zu begrüßen und nach der Grundsteinlegung unter einem offenen Zelte zu bewirten. Auf der Herreise war er in dem Wallfahrtsorte Walldürn mit einem Sohne des kurmainzischen Oberamtmanns zu Bischofsheim, dem jungen Freiherrn Emmerich Rüdt von Collenberg zusammengetroffen, der in einer Familienangelegenheit an den Hof nach Mainz ging und die berühmte Reichsstadt nur auf der Durchreise zu berühren gedachte. Doch das Unglück wollte es, daß der vorausfahrende Kutscher des Freiherrn, ein gewalttätiger Bursche, in der engen Torgasse gegen einen Prellstein fuhr und die Achse seines Reisewagens brach. Der junge Herr gab dem Tölpel einen Fußtritt; aber er mußte sich, trotz aller Eile, wohl oder übel entschließen, bis zur Ausbesserung des Schadens in der Stadt zu verweilen, und der Domherr zeigte sich hocherfreut, unter den zahlreichen Gästen einen Bekannten zu wissen, dessen Späße ihm die Fahrt kurzweilig gemacht hatten. Der junge Fant machte kein Hehl aus seinem Wesen: er war für den Hofdienst in Mainz bestimmt; er war in Venedig und in Paris gewesen, und was er von dem Leben der guten Gesellschaft an diesen Lustorten der höhern Welt zu erzählen wußte, ließ die kleinen Äuglein des beleibten geistlichen Herrn beim Gedenken an dieses festliche Treiben immer wieder erglänzen.

In der ersten Festkutsche fuhr der Domherr mit dem Bürgermeister Adam Lienlein und zwei geistlichen Herren, dem katholischen Dekan Lotter und dem evangelischen Probst Veit Schlegelmilch einher; in einer zweiten folgte die Bürgermeisterin mit den Gattinnen dreier Ratsherren; die dritte Kutsche war vollbepackt mit Jugend und Schönheit: unter den vier geputzten Mädchen, die da lachend und kichernd in den Morgen hineinfuhren, saß ein blondes elfenhaftes Wesen, die Tochter des ver-

storbenen Oberförsters von Meiningen, Babette Glock, aufrecht wie eine junge Königin auf dem Rücksitz und wechselte schelmische Blicke mit dem Junker Emmerich Rüdt, der in französischem Reitrock neben der bemalten Kutsche einherritt und unter seinem Federhut mit den Augen eines glücklichen Siegers auf die zwitschernde Weiblichkeit in dem Wagen herabsah. Je lustiger aber das Lachen der Mädchen klang, desto finsterer blickten die jungen Herren drein, die in einem wackeligen Gefährt hinter dem dritten Wagen einherrasselten: da saß, außer zwei Ratsherrnsöhnen, der einzige Sohn des Bürgermeisters, Kaspar Lienlein, der im Frühjahr von der Akademie zu Mainz nach Hause gekommen war, neben dem neuen Stadtschreiber oder Kanzler Friedrich Lerch, den der große Rat just am Tag zuvor erst gewählt hatte und der nun der Bestätigung seiner Wahl nicht ohne Bangen entgegensah: denn es war, von alters her, der Brauch in Frankenthal, daß auf einen katholischen Stadtschreiber ein evangelischer folgte, und Friedrich Lerch war, wie sein Vorgänger, im katholischen Glauben geboren und erzogen und zudem kein Frankenthaler Kind. Der lustige Junker Emmerich, der hoch zu Roß neben den jungen Demoiselles einherritt, war den jungen Frankenthaler Herren ein Dorn im Auge: sie betrachteten den Sohn des kurfürstlichen Amtmanns als Eindringling in ein Reich, wo die Frankenthaler von jeher keinen Nebenbuhler zu dulden geneigt waren, und sannen mit gerunzelten Stirnen darüber nach, welchen Possen sie dem verfluchten Windhund, der nach Ambra und Moschus duftete, vor seiner Abreise spielen könnten.

Als die Kutschen an dem Bauplatz vorfuhren, begann zunächst ein würdiges Komplimentieren und Begrüßen, wobei sich der Junker Collenberg wie ein frisch ausgeschlüpfter Schmetterling unter den Gästen umherbewegte. Er küßte alten und jungen Damen die Fingerspitzen mit einer Grazie, vor deren Leichtigkeit die jungen Frankenthaler Herren vor Neid erblaßten, und sein dünner Zierdegen stach wie ein Blitz in die Luft, wenn er sich auf eine Frauenhand niederbeugte, um seine gespitzten Lippen draufzudrücken. Da der Meister Neumann studierenshalber in Paris weilte und zur Zeit dort krank zu Bette lag,

geleitete sein Gehilfe, ein in schwarze Seide gekleideter Italiener, die Herrschaften beim Klange eines Festmarsches zu den Fundamenten, wo der Stadtpfarrer die Weihe vornahm, worauf der Domherr von Hutten den Bau dem Schutz der jungfräulichen Himmelsmutter, der Patronin Frankens, anempfahl und im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit den ersten Hammerschlag tat. Die Bürgermeisterin, als die erste Frau des festlichen Kreises, versenkte sodann ein versiegeltes Dokument und eine gehäufte Schale voller silberner und goldener Münzen in den Stein, worauf ihn die anwesenden Mädchen mit den ersten Rosen des Jahres bewarfen. Während von den Ehrengästen jeder sein Hammerschläglein tat, bliesen vier Hornisten, die abseits auf einer Wiese standen, einen Choral und stimmten sodann einen Marsch an, als die Gesellschaft in feierlicher Stimmung nach dem Zelte aufbrach, wo eine schweigende Dienerschaft in der bischöflichen Haustracht um die geschmückte Festtafel bereitstand. Der Domherr von Hutten gedachte, seinen jungen Reisefreund bei Tisch in seine Nähe zu ziehen; aber der Fant zog es vor, sich an das andere Ende, zu den jungen Mädchen, zu setzen, von wo sofort, als die Diener süßen Wein in spitzen Gläsern reichten, helles und dunkles Lachen wie ein vielstimmiges Glockengeläute über die festlich schimmernde Tafel hereinbrach.

Das elfenhafte Fräulein Babette Glock saß anfangs schweigend und wie von innerem Glücke glühend unter ihren Freundinnen da. Sie hielt ihre Augenlider gesenkt; aber wenn sie ihre großen blauen Augen aufschlug, ging ein Leuchten über ihr Gesicht und blieb als Lächeln stehen, wenn ihre Blicke zu dem Kanzler Friedrich Lerch hinüberschweiften, auf dessen ernstem Gesicht der Abglanz seiner künftigen Amtswürde lag. Der Junker Emmerich aber führte das große Wort: er behauptete, die zierlichsten Füße der Welt habe er in Frankenthal zu Gesicht bekommen, und als endlich, gegen Ende der Festmahlzeit, einige besonders edle alte Weine aus dem ehrwürdigen Juliusspitalkeller in die Römer flossen, erklomm die Lustigkeit des jungen Freiherrn, der sich unter den lachenden Frauen mehr und mehr als Hahn im Korbe fühlte, die höchste Staffel. Beim ersten Anstoßen mit dem schweren Tranke neigte er sich zu seiner Nachbarin und raunte

ihr eine leise Mitteilung ins Ohr. Babette Glock hielt den Blick gesenkt, während ihr Nachbar sein Geheimnis preisgab, und nahm die Miene eines erstaunten Kindes an, als sie mit sanftester Stimme entgegnete: »Ich kann es fast nicht glauben, daß der Herr nur dieser Sache wegen nach Mainz geht!«

Der Junker lachte und tat erstaunt: »Hat die Demoiselle von der Sache läuten hören? Ich mache die Gesellschaft zum Richter meines Herrn Vaters. Der ist ein Mann von Geschmack: er weiß, daß man auch zum Beten eine würdige Umgebung braucht. Was tut er also? Er läßt einen alten baufälligen Altar, den sogenannten Schleieraltar, abbrechen und an den freigewordenen Pfeiler, mitten in der Pfarrkirche, eine richtige Gebetsloge bauen, – du meilleur goût, je puis l'assurer, – mit Spiegeln, gepolsterten Gebetstühlen und einer bequemen Rückenlehne, – den Vorhang nicht zu vergessen. Es soll ja vorkommen, daß die Predigten einer hochwürdigen Geistlichkeit, besonders an gewöhnlichen Sonntagen, hie und da einschläfernd wirken, und da wäre es, parbleu, eine böse Sache, wenn fromme alte Jungfern plötzlich sähen, daß der würdige Mund des kurfürstlichen Amtmanns sich während der Messe oder der Vesper zu etwas anderem öffnete als zu einem Vaterunser oder einem Ave-Maria. Der Vorhang, der solche mißliche Blicke abhalten soll, ist aus schwerem violettem Samt, und die rosigen kleinen Engel, die ihn oben zusammenraffen und festhalten, von der Hand eines Meisters: ich habe, parole d'honneur, selbst in Venedig oder in Paris, wo ähnliche Liebesengel allerdings andere Vorhänge vor anderen Gebetstellen in Ordnung halten, keine besseren gesehen. Ich bin also nicht nur als Sohn, sondern auch als Kenner gezwungen, meinem Herrn Vater vollständig recht zu geben. Der hochwürdigste Herr Stadtpfarrer Ferdinand Bingemer, un cafard, ist allerdings anderer Meinung: er hat beim erzbischöflichen Kommissariat in Mainz Beschwerde gegen unsere Familiengebetsloge eingelegt und meinen Vater auch noch durch ein paar Domherren, die uns, ich weiß nicht warum, nicht riechen können, wegen anderem mehr weltlicher Art anschwärzen lassen. Und diese Sache soll ich in Ordnung bringen, was ich auch zu tun gedenke –«

Schüchtern wie ein Kapellenglöcklein bemerkte Babette: »Aber es heißt, es sei bei dem Niederreißen des Altars eine kostbare Reliquie verschwunden.«

»Ah, Mademoiselle meint den sogenannten Schleier der Mutter Gottes? Es bestand ja allerdings der Glaube, daß der Schleier der jungfräulichen Mutter Gottes auf dem Altar aufbewahrt wurde, der unserer Gebetsloge weichen mußte. Aber, mesdames, niemand wird mich persuadieren, daß die Jungfrau Maria einen solchen Schleier getragen hat: denn ich habe ihn mit meinen eigenen Augen gesehen und weiß, was ein Schleier ist, oder sein soll. Das Testament, ind welchem sie, wie man sagt, den Schleier unserer Pfarrkirche vermacht haben soll, hat noch kein Mensch zu Gesicht bekommen, obwohl die Stadt Messina ja, wie ich auf meiner Tour in Italien an verschiedenen Orten hörte, ein paar Briefe von ihrer himmlischen Hand besitzen will. Dieser angebliche Marienschleier war nämlich aus einem grauen, unscheinbaren Zeug, und ich muß sagen: wenn ich die Mutter Gottes gewesen wäre, ich hätte einen ganz andern Schleier getragen, aus venetianischen oder Brüsseler Spitzen, qui sont si délicieuses à chiffonner. Der verschwundene Schleier war wirklich, wie mir die Damen glauben dürfen, zu simpel für die künftige Königin des Himmels, und es ist nicht schade darum.«

Jetzt mischte sich der rothaarige Sohn des Bürgermeisters, dessen tückische Augen vor Ingrimm funkelten, in das Gespräch: »Der Herr sollte nicht über heilige Dinge spotten,« zischte er mit bebender Stimme.

Der Junker Emmerich öffnete vor Erstaunen seinen Mund und wandte sich an die Mädchen: »O la la! Ist der Herr am Ende Bürgermeister? Man wird bald nicht mehr lachen dürfen. Ich hoffe jedoch, seiner kurfürstlichen Durchlaucht eine angenehme Stunde zu bereiten, indem ich ihr die Geschichte von dem Schleier erzähle. Son Altesse aime à rire, comme tous les vrais grandseigneurs. Übrigens,« – so fuhr er, nach einem kräftigen Schluck Steinwein, zu dem Sohne des Bürgermeisters gewandt, fort – »haben wir uns nicht schon in Venedig gesehen? Als ich die Gondel zur Abfahrt nach Padua bestieg – ich wohnte mit meinem Hofmeister in der Stella d'oro, – wurde gerade ein

Reisender verprügelt, der Ihnen aufs Haar glich. Solche Schläge habe ich noch nie mit angesehen und, ma foi, auch noch nie erhalten. Der Herr darf mir glauben: es ist auch eine Kunst, Schläge mit Grazie einzustecken! Der Tanz eines Knüppels erinnert mich immer an gewisse Bauerntänze, die einer Gavotte gleich sehen wie ein Bär dem Hermelin. Sie waren es also wirklich nicht, der seine Prügel mit solcher Würde einsackte? Das tut mir leid – pardon, ich wollte sagen, ich bedaure infiniment, daß Sie Venedig noch nicht kennen. Eine einzige Stadt, in der man seine blauen Wunder erleben kann! Dort wäre meinem Herrn Vater die Geschichte mit dem Gebetstuhl nicht passiert; aber ich säße auch nicht hier in diesem aimablen Kreise, où la grâce règne en maîtresse.«

Die Mädchen lachten errötend, und der Sohn des Bürgermeisters wurde rot wie ein abgekanzelter Schuljunge.

Am obersten Tischende, wo die Ehrengäste beisammensaßen und die Gläser tiefer klangen, hatte das Gespräch einen anderen Weg betreten: die Herren sprachen von den Hexenbränden, die, nach langer Zwischenzeit, hier und da wieder in fränkischen Landen aufflammten, und nickten nachdenklich mit den weinroten Köpfen: vor zwei Jahren war die Superiorin Maria Renata Singer in Würzburg verbrannt worden; ein Jahr darauf fingen die Gerolzhofer, die nicht hinter der Bischofsstadt zurückbleiben wollten, eine junge Hexe, die Frau eines Ofenmachers, um sie dem gleichen Schicksal zu überantworten, und nun hieß es, da und dort sei man einem heimlichen Hexlein auf die Spur geraten und werde, wie früher, wüste Dinge erleben.

»Sie glauben wohl auch nicht an Hexen, Herr Baron?« fragte der Sohn des Bürgermeisters, der einen Brocken des Hexengesprächs aufgeschnappt hatte, den angeheiterten Junker mit scharfer und hämischer Stimme.

Dieser lachte: »O doch! Ich habe in Paris Hexen kennen gelernt, die auch dem hartgesottensten Philosophen den Glauben an das Hexen beizubringen vermochten; aber dort denkt kein Mensch an Hexenbrand, sondern die Männer, die Männer, mein Herr, verbrennen im Feuer einer Liebe, deren Wirkung ich beinah leider auch am eigenen Leib erfahren hätte. An andere

Hexen, von denen es heißt, daß sie Schloßenwetter machen und andere Zaubereien verüben können, glaube ich nie und nimmer.«

Kaspar Lienlein fuhr fort, indem er den Junker herausfordernd mit den Blicken maß: »Die Ofenmacherin in Gerolzhofen hat ihre Hexereien selber eingestanden, Herr Baron! Sie ist selbst zum Hexenrichter gekommen und hat sich der Hexerei bezichtigt: Sie habe vor sechs Jahren Gott und allen Heiligen abgeschworen; sie sei ganz arm und ohne Brot gewesen, da sei der Böse zu ihr gekommen in einem schönen grünen Kleid. Er habe sich Federkiel genannt und habe ihr versprochen, wenn sie sein Eigentum sein möge, wolle er ihr Geld geben. Er habe ihr auch einen Vierbätzner gegeben, wofür sie sich Brot gekauft habe; dann habe sie einen Fastentanz auf dem Galgensteig mitgemacht, wo auch die Pfarrmagd Margret und eine Beckin aus Grünsfeld mitgetanzt hätten. Der grüne Pfeifer sei mitten in der Linde gesessen und habe den Burlebanz gepfiffen. Den Wein hat man in ledernen Flaschen gebracht, und dazu haben sie gebratene Vöglein, wie Spatzen und Finken, doch ohne Salz, gegessen. Die Ofenmacherin hat von dem Grünen eine Hexensalbe in einem hölzernen Büchslein erhalten. Das Ammenfräulein hatte solche verfertigt. Dazu hat sie ein uneheliches Pfaffenkind aus dem Kirchhof ausgegraben, in ein Tuch gewickelt und zu Haus gesotten. Mit der Salbe hat sie zu Weihnachten ein Kieselwetter gemacht, indem sie in des Teufels Namen Kornähren, Weinaugen, Birnen- und Apfelknospen in den Main geworfen hat.«

Bei jeder dieser Feststellungen, die der Bürgermeisterssohn mit Ingrimm hervorstieß, fuhr er auch mit dem Finger nach vorn, als ob er seinen Gegner aufspießen wolle. Babette aber, über deren Gesichtchen zuweilen ein seltsames Zucken huschte, begleitete den Rhythmus dieser Erregung mit einem goldenen Kuchenmesserchen, indem sie es ganz leicht auf dem damastnen Tischtuch tanzen ließ.

Der Junker von Collenberg aber spitzte seinen vollen Mund und fragte mit dem Ernste eines Schalks: »Der Herr hat einen Tanz erwähnt, der mir neu ist. Ich kenne Gavotten, Sarabanden, und – Allemandes, die auch ihre Vorzüge haben; aber

der Burlebanz ist mir unbekannt. Ich entnehme übrigens Ihrer geschätzten Mitteilung, daß unsere hiesigen Hexen Musik und Tanz lieben. Das macht der Stadt, où le sexe est si aimable, alle Ehre. Wissen Sie vielleicht, Herr Hexenrichter, auf welchem Instrument der Grüne diesen famosen – wie sagten Sie? – Burlebanz geblasen oder gepfiffen hat?«

»Ein Hörnchen war's!«

»Nein, ein Flötchen!« rief Babette lachend. Sie hatte ein wenig zu viel von dem schweren Steinwein genippt und wiederholte nun, halb singend, in Übermut: »Ein Flötchen war's! Ein Flötchen! Ein kleines goldenes Flötchen –«

Der Junker Emmerich fragte lachend: »Woher wissen Sie denn das?«

Babette warf dem Kanzler Lerch, der mürrisch in sein volles Glas stierte, einen flüchtigen Blick zu und lachte: »Woher ich das weiß? Oh, vielleicht bin ich auch schon bei einem Hexentänzchen gewesen –«

Der Stadtschreiber Lerch runzelte die Stirn und sah mit gestrenger Miene zu der Übermütigen herüber, die indessen keinen Blick mehr für ihn übrig zu haben schien, sondern dem Junker mit lachenden Wangen zuzwinkerte. Dieser aber erhob sich und zog die Fingerspitzen Babettens an seinen Mund: »Wenn das so ist, möchte ich die Demoiselle bitten, mit mir zu einem Hexentänzchen anzutreten.«

Die andern jungen Leute standen ebenfalls vom Tische auf; denn ein Wink des Domherrn von Hutten bezeigte, daß die Tafel aufgehoben sei. Nur die älteren Festgäste waren noch nicht gesonnen, so bald schon von den trefflichen Prälatenweinen Abschied zu nehmen; sie blieben schwatzend und trinkend an der gedeckten Tafel sitzen, und auch die vier Musikanten, die in den Pausen dem Wein kräftig zusprachen, blieben auf ihren Stühlen hocken und bliesen von Zeit zu Zeit ihre alten Weisen weiter. Die Mädchen aber flogen auf verschiedensten Wegen auseinander, und bald tauchte da und dort ein helles Gewand unter den alten Buchen des Waldhangs auf, den nah und fern helles Gelächter mit seinem Hall erfüllte. Der junge Herr von Collenberg trat einen Augenblick zu dem Domherrn von Hutten, um

ihm für das schöne Fest zu danken, das er einem glücklichen Reisezufall verdankte. Als er sich aber umwandte, um nach seiner Nachbarin zu spähen, war Babette verschwunden, und er wußte nicht, welchen Weg er einschlagen sollte, um sie zu erreichen, da der ganze grüne Maienwald von Sang und Lachen widerhallte.

Babette aber war, von einem plötzlichen Ernst erfaßt, auf einem kleinen Wiesenpfade, neben dem ein silberklares Forellenbächlein auf grünem Kressengrund herlief, taleinwärts gegangen. Es bedrückte sie, daß Friedrich Lerch, für den sie doch im Grunde dieses ganze Lustspiel an der Tafel aufgeführt, ihr während des ganzen Festes keinen lieben Blick gegönnt hatte, und ein leiser Groll gegen den Stillen quoll mählich in ihr empor, während sie bald langsam, bald schneller für sich dahinging und hier und da eine Kuckucksblume oder ein Maiglöckchen aus dem Untergebüsch des Waldhangs herausholte. Als sie nach einer Weile langsamen Gehens unwillig umkehren wollte, stand plötzlich Kaspar Lienlein vor ihr; der Rothaarige atmete hastig, während er stotternd und mit flehendem Blicke fragte: »Darf ich der Jungfer Babette Geleit geben?«

Babette entgegnete schnippisch: »Der Weg ist für alle da!« Und sie schlug eine schnellere Gangart an, wobei sie unverwandt auf das schwatzende Wässerlein zur Rechten blickte, in dem die Forellen sprangen.

Da wurde die Stimme Kaspar Lienleins weich und stockend: »Ich – ich würde die Jungfer auf den Händen tragen.«

Babette blieb stumm und blickte den Sohn des Bürgermeisters von der Seite an; sie sah nur die Häßlichkeit des Menschen, der mit glühendem Gesicht neben ihr atmete, und es empörte sie, daß er es wagte, von Liebe zu sprechen, während der andere, dessen ernste Augen nun wie ein Vorwurf vor ihrer Seele standen, fernblieb. »Dich nehm ich nicht,« schrie sie mit zornfunkelnden Augen, »und wenn du der Kaiser wärst, du roter Fuchs, mit deinen Roßmucken* auf der Hand.«

Und ohne eine Antwort abzuwarten, lief sie wie ein Windspiel

---

* Sommersprossen.

davon, um zu der Gesellschaft ihrer Freundinnen zurückzukehren, deren ferner Gesang aus den dunkelnden Tiefen des Buchenwaldes sehnsüchtig und gedämpft zu ihr herüberklang.

Der Abgewiesene blieb wie angewurzelt an der Stelle stehen, wo ihm Babette seine Rothaarigkeit vorgeworfen hatte; seine Lippen bewegten sich mechanisch. »Wart, wart,« sagte er ein über das andere Mal, während ein paar Mädchen, lachend und schäkernd, an dem Erstarrten vorbeihuschten und ihn im Vorbeigehen mit frisch gepflückten Distelschossen bewarfen: denn Kaspar Lienlein galt als halber Tölpel, vor dessen tückischer Gemütsart sich indessen die halbe Stadt fürchtete.

Babette aber lief, ehe sie an den Festplatz gelangte, wo Friedrich Lerch mit seinem verschlossenen Amtsgesicht in der Gesellschaft der würdigsten Ehrengäste auf und ab wandelte, dem alten Ratsherrn und Spitalpfleger Christopher Kemmeter in die Arme. Der lange dürre Kauz stellte sich breitbeinig über den Weg, als Babette mit glühendem Gesichtchen daherstürmte, und spitzte seinen faltigen Mund, als wolle er sie mit einem Kusse aufspießen. Sie mußte lachen, als sie den Alten gewahrte, der nun sein linkes Aug zusammenkniff und mit seinem rechten Daumen über die Achsel nach dem Festplatz deutete. Der Spitalpfleger war ihr, wie der ganzen Gegend, von Jugend her wegen seiner Absonderlichkeiten bekannt: er trug an Werkeltagen niemals eine andere Tracht als das Gewand eines fränkischen Weinbauern, gelbe hirschlederne Hosen, grobe Schnallenschuhe, einen langen Tuchrock mit breiten Silberknöpfen und einen abgeschabten Dreispitz, auf den er, wenn es nur ging, eine Blume, eine Nelke, eine Rose oder eine Kornrade zu stecken pflegte. Auf der Straße schritt er stets mit gesenktem Kopf und vor sich hinmurmelnd einher, wobei er von Zeit zu Zeit mit seinem Krückstock nach rechts und links ausschlug, als wolle er die Beine seiner Feinde und Widersacher absäbeln. Er besaß die besten Weinberge der Stadt und trieb einen schwunghaften Handel mit Südweinen aus Cypern und Spanien, die er durch einen Mainzer Hofjuden in Venedig oder Genua einkaufen ließ. Im Herbste, wenn die Lesewagen mit den schweren Kufen in die Keltern fuhren, wich er nicht von der Seite seiner Winzer,

die Tag für Tag eine ausgesuchte Nahrung und einen guten Trank aus seinem Keller erhielten, damit sie beim Lesen weniger Trauben schmausten. In der Stadt und im Rat besaß er wenig Freunde: er galt als reich und filzig, und seine Feinde behaupteten, alle Dinge, in die der ehemalige Armenadvokat die Hand stecke, verfilzten sich zu einem unauflösbaren Knäuel, von dem man am besten die Hände lasse. Babette wußte, daß ihm Friedrich Lerch seine Ernennung zum Ratsschreiber verdankte: Christoph Kemmeter gehörte zwar der Augsburger Konfession an; aber er war seit Jahren mit dem protestantischen Stadtpfarrer und Probst Veit Schlegelmilch verfeindet und tat, was er nur konnte, um seine Glaubensgenossen und deren Seelenhirten bei jeder Gelegenheit zu ärgern. So hatte er es auch durchgesetzt, daß der katholische Friedrich Lerch, dessen Vater dem Fürsten von Weiningen als Kammerdirektor gedient hatte, gegen jedes Herkommen zum Kanzler gewählt wurde.

Als er bemerkte, daß Babettens Blicke über ihn weg nach dem Festplatz flogen, fragte er: »Hat die Jungfer Babett gesehen, wie die Forellen springen? Weiß Sie, was das bedeutet? Entweder kommt ein Wetter, oder es ist ein Hecht unter die Fische geraten. Junge Hechte sind gefräßig und haben viel Gräten!«

Babette wußte nicht, was sie zu dieser Feststellung sagen sollte. Da beschloß sie, den Stier bei den Hörnern zu packen, indem sie plötzlich fragte: »Werden sie den neuen Stadtschreiber bestätigen?«

Der Ratsherr lachte: »Wenn die Jungfer mir ein Küßchen gibt, will ich ihr den Beschluß des geheimen Rats wortwörtlich sagen.«

»Das Küßchen erhält der Herr nach meiner Hochzeit,« sagte Babette lachend.

Der Spitalpfleger verzog den Mund: »Das ist, wie hier die Hasen laufen, ein unsicherer Wechsel. Aber ich will Ihr glauben und mich zufrieden geben.«

Er kannte Babette seit ihrer frühesten Kindheit, und schon an dem Kinde war ihm, wenn er nach Weiningen kam, um den regierenden Fürsten seine Aufwartung zu machen und seine Freunde unter den fürstlichen Beamten zu besuchen, die be-

zaubernde Anmut, aber auch eine seltsame Eigenwilligkeit und spielerische Gemütsart des kleinen Mädchens aufgefallen.

Als er eines Tages die Gewächshäuser in Meiningen durchschritt, um bei dem fürstlichen Hofgärtner Tulpenzwiebeln für seinen Blumengarten zu bestellen, gewahrte er die kleine Babette, die heftig auf den jüngsten Sohn des Kammerdirektors, den kleinen Friedrich Lerch, einsprach: das kleine Frauenzimmerchen, das in seiner Puppenhaftigkeit doch schon etwas Frauliches in seinem Wesen hatte, deutete auf eine Orange, die im Gezweig eines Topfbaumes hing und verlangte, daß der Knabe sie vom Aste breche. Dieser starrte wie gebannt auf die goldene Frucht, ohne die Hand zu rühren, und sagte nur leise: »Das darf man nicht.« Da bemerkte der Zuschauer, daß die Kleine über diese Weigerung in die hellste Wut geriet; sie stampfte mit den Füßen, sie schlug den Spielgenossen mit den Blumen, die sie im Händchen trug, und sprang wie eine Wilde an dem Stamm empor, ohne die Frucht zu erreichen. Selbst die belehrende Verweisung, die der herzutretende Zuschauer der kleinen Wilden zuteil werden ließ, vermochte ihren Groll nicht zu stillen: sie blieb mit zusammengekniffenem Gesichtchen stehen und lief plötzlich wie ein Wiesel davon, um ihrer Beschämung zu entgehen. Später, auf dem Heimweg von der Gärtnerei, bekam der Ratsherr die beiden Kinder noch einmal zu Gesicht: Friedrich zog ein Wägelchen, in dem die kleine Babette, mit einem Kränzlein in dem Blondhaar, saß und wie eine kleine Göttin um sich blickte, die in einem Triumphwagen einherfährt. Im Schimmer dieser Erinnerungen erhob der alte Kemmeter den Finger, um Babetten zu drohen, und dann geleitete er sie zur Tafel, wo die älteren Herren noch immer beim Weine saßen und den Worten des Domherrn von Hutten lauschten. Dieser ließ den Schloßbau mit seinen Hallen, Gärten, Tempelchen, Boskets und Springbrunnen vor den Augen der weinseligen Zuhörer erstehen und verfehlte nicht, die Vorteile, die der Gegend aus der Bautätigkeit des Kirchenfürsten und der Anwesenheit des durchlauchtigen jungen Fürsten Franz Lothar erwachsen würden, ins hellste Licht zu stellen. Als besonderen Spaß tischte er die Neuigkeit auf, daß der Fürstbischof Adam Friedrich beschlossen habe, seinen

seligen Hofnarren in Stein aushauen und das Standbild über dem Zufahrtstore aufstellen zu lassen. Die Frankenthaler zwinkerten und nickten beifällig mit den Köpfen: solche Späße gehörten in das Reich der eigenen Lustbarkeiten, von deren Schwankhaftigkeit Geschlecht um Geschlecht zehrte. Dazwischen aber überlegte der eine und der andere, wie man die Anwesenheit des italienischen Baumeisters, der wie ein Aal unter den Festgästen umherschlüpfte, zu eigenem Nutz und Frommen verwenden könnte. Der eine besaß einen geräumigen Ziergarten, in dem sich ein kleines Lusthaus mit breiten Fenstern und Muschelnischen gut ausnehmen würde; ein anderer wohnte in einem Hause, dessen Vorderseite der Erneuerung bedurfte, und jener träumte im Schweifen des Gesprächs von einer gelb lackierten Kutsche, wie sie mit Bereitern und Läufern die Welt auf glatten Herrenstraßen durchsausten. So blickten sie im Bann des schweren Weins in eine neue Zeit, deren Grundstein dort unter Rosen versteckt in der Erde ruhte und der wachsenden Mauern harrte.

Der Ratsherr Kemmeter nahm am Tische Platz und hob seine Hand ans Ohr, um nur ja kein Wort der kostbaren Reden zu verlieren. Auch Babette blieb einen Augenblick lauschend stehen; als sie aber bemerkte, daß der ehrfurchtsvoll zuhörende Friedrich Lerch mit seiner würdigen Amtsmiene noch immer ihren Blicken auswich, rümpfte sie sich das Näschen und ging auf den Junker Collenberg zu, der sie mit einer französischen Verbeugung begrüßte und ihr die Hand zu einem Tanze auf dem Rasen vor dem Zelte bot. Und da die Bläser einen deutschen Tanz anstimmten, flog sie im Nu mit dem Junker im Tanz dahin. Sie schloß die Augen, um im Arm ihres Tänzers nur die Raserei des Schwebens zu empfinden, und als die Bläser absetzten, huschte sie auf die Musikanten zu und bat sie mit fliegenden Worten um die Wiederholung des Tanzes. Sie merkte nicht, daß ihre Gespielinnen, hämisch flüsternd und tuschelnd, die Köpfe zusammensteckten; sie sah auch nicht, daß Kaspar Lienlein neben seiner Mutter unter der Zeltöffnung stand und jede Bewegung der Tanzenden mit gierigem Blick verschlang. Sie verlor ihren rechten Schuh und tanzte in weißem Strumpfe auf

dem Rasen weiter; sie spürte es nicht, daß sich ihr Busentuch löste und wie ein geblähtes Segel zu den Füßen gestrenger Mütter hinfiel; sie fühlte im rasenden Drehen und Schweben nur das eine: daß eine seltsame Traurigkeit in ihr aufquoll, durch die ein bitterer Groll wie ein Wässerlein unter Steinen in ihr emporsickerte. Und als ihr Tänzer sie ins Zelt zurückbegleitete, blieb sie mit gesenkten Augen vor der Tafel stehen, wo die Herren noch immer beim Wein saßen und würdige Gespräche pflogen. Sie atmete erst auf, als dumpfes Grollen ein nahendes Gewitter verkündete und die ganze Gesellschaft in das Zelt zusammenscheuchte. Da die Festkutschen erst gegen Abend aus der Stadt erwartet wurden, mußten die Gäste vor dem Unwetter in einem nahen Bauernhause Schutz suchen, und die Mädchen kamen erst zu Beginn der Dämmerung wie durchnäßte Mäuse vor dem Tore an, wo sie kichernd und lachend auseinanderhuschten. Der Junker Emmerich bekam Babette nicht mehr zu Gesicht, er nahm feierlichen Abschied von dem Domherrn von Hutten und gab seinem Kutscher Befehl, mit dem Reisewagen in einer Stunde vorzufahren.

Als Babette das alte Haus am Lochgraben, in dem sie mit ihrer Tante Lioba Hippler, der Witwe des städtischen Kellers* wohnte, in der Dämmerung betrat, fand sie die alte Frau in heller Aufregung. Die Lioba Hippler war seit zehn Jahren auf beiden Augen blind und pflegte ihre ganze Zeit mit Spinnen zu verbringen. Sie saß dabei mit ihrem mächtigen Spinnrad auf einem erhöhten Fenstersitz, von wo aus sie alle Geräusche des stillen Stadtwinkels hören konnte. Jeder Ton, den sie vernahm, ging wie ein Licht oder ein Zucken über das friedliche Gesicht der alten Frau, die jeden Nachbarn an seinem Schritt erkannte. Heute aber fand Babette ihre Tante in seltsamer Unruhe: »Gott sei Dank, daß du nur da bist,« sagte die Alte, die ihr bis an die Tür entgegenkam und dann sofort auf ihren Fenstersitz zuging, um das geliebte Spinnrad wieder in Bewegung zu setzen. »Ich hab mit einem Mal eine solche Angst gefühlt, wie wenn dir was passiert wär.«

* Rentmeisters.

Babette strich ihr zärtlich über die Backen und erzählte mit ruhigen Worten von dem herrlichen Feste, ohne des Junkers von Collenberg mit einem Worte zu erwähnen; dann huschte sie, leicht wie ein Hauch, die Bodentreppe hinauf in ihr Gemach, um ein anderes Kleid anzuziehen. Sie blieb ein Weilchen im bloßen Hemd vor ihrem Spiegel stehen, legte ein feines Kettlein, an dem ein Herzchen mit Haaren von ihrer verstorbenen Mutter hing, um den Hals, probierte eine Stutzhaube, deren breite Atlasbänder bis an ihre Knie niederwallten, und zog aus dem schadhaften Haubenboden einen vergoldeten Draht heraus, den sie mit versonnenem Lächeln um ihren linken Zeigefinger wickelte. Dann warf sie einen Blick in den gefüllten Schrank, in dem das duftige Linnenzeug ihrer Ausstattung gehäuft beisammenlag, und fuhr mit zärtlichen Fingern über die blühweißen Tücher, die alle von ihrer Mutter stammten. Während sie dann in dem schmalen Giebelgelasse wieder vor dem Spiegel saß, zuckte es wieder wie ein feines Possenspiel um ihr schmollendes Mündchen: sie probierte die Miene, mit der sie Friedrich Lerch am Abend, wenn er käme, zu empfangen gedachte, und das Armesünderbewußtsein, das sich, fast gegen ihren Willen, für einen Augenblick auf ihre Züge legte, erfüllte sie jählings mit solchem Übermut, daß sie hell auflachte und voll seliger Unrast aufstand, um in dem schmalen Gemach, wo ihre ganze mütterliche Habe in Schränken und Kommoden verwahrt lag, in halbem Tanzschritt auf und ab zu schreiten. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß der neue Stadtschreiber auch heute, wie gewöhnlich gegen acht Uhr, kommen werde, um ein Stündchen bei ihr und ihrer blinden Tante zu versitzen; sie hielt schon ihre schönsten Blicke für ihn bereit und nahm sich vor, ihn auch noch dahin zu bringen, daß er sie um Verzeihung für sein mürrisches Wesen bat, das doch allein schuld an ihrem Spiel mit dem lustigen Junker war. Während eine geheime Zärtlichkeit ihr Aug mit sehnsüchtigem Leuchten füllte, beschloß sie, ihn auch noch ein Weilchen mit allerlei Anspielungen auf den vornehmen Kurmacher zu quälen, und ihm dann, zum Seelentrost, ein Schälchen voll eingemachter Kirschen vorzusetzen, die der Schlecker gerne aß, und ihm ihr eigenes Kinderlöffelchen dazu zu geben. Als

jedoch plötzlich über die abendlichen Dächer her das Horn eines Postillons aufklang, der das alte Lied blies:

> Komm heraus, komm heraus, du schöne, schöne Braut,
> Deine guten Tage sind alle, alle aus,
> O Weiele weh!

da schnitt Babette eine Fratze und lief, die Melodie vor sich hinsingend, im schönsten Sommerstaat zu ihrer Tante herab, die noch immer vor ihrem Spinnrad saß. Es war ihr, als sie das dunkle Gemach betrat, so wohlig zumute wie seit langem nicht, obwohl eine leise Sehnsucht ihr Herz mit seltsamer Unruh erfüllte. Die Blinde fuhr ihr, nach ihrer Gewohnheit, zum Gruß über das rosige Gesichtchen, und als ihre Hände nichts Besonderes fanden, netzte sie den Finger an ihrem welken Munde, um schweigend weiterzuspinnen. Das leise Schnurren des Rades erfüllte den Raum mit einem Laut, der Babettes Gedanken, die mit der sinkenden Dämmerung immer ernster wurden, wie eine leise Musik begleitete und ihre Erwartung immer sehnsüchtiger stimmte. So saß sie, mäuschenstill und auf nahende Schritte lauschend, auf einem niederen Stühlchen da; und nur einmal schlich sie auf den Zehenspitzen an das Fenster, um auf die Gasse zu spähen, aus deren Dunkel ein leises Mädchenlachen zu ihr emporklang. Als jedoch der Abend weiter vorrückte und Friedrich Lerch noch immer nicht kam, riß sie in jäh aufwallender Wut ihr Batisttüchlein von den Schultern und nahm sich vor, dem Unverschämten das nächste Mal, und wenn er auch als reuiger Sünder käme, überhaupt keinen Blick zu gönnen.

Doch Friedrich Lerch ließ sich weder an diesem noch an den folgenden Tagen in dem alten Hause am Lochgraben sehen, und es war nicht Groll, was ihn von der Geliebten fern hielt, sondern ein kummervolles Gefühl der Scham, weil jene gegen das Bild gefrevelt hatte, das er von ihr in seiner Seele trug.

Babette aber verlor mit einem Male die Lust am Singen, und in Frankenthal trugen sich, von heut auf morgen, ganz seltsame Dinge zu: am Montag streckte die beste Milchkuh des Büchsenmachers Kaspar Bundschuh plötzlich alle viere von sich,

und die Augen, mit denen die Verreckte vor sich hinstarrte, zeigten jedem, der etwas von der Sache verstand, klipp und klar, daß sie den leibhaftigen Bösen vorher gesehen hatten; am Dienstag weigerten sich die Geißen des lutherischen Totengräbers Johannes Felgentreff, Milch zu geben, und weder gütliches Zureden, noch das beste Grünfutter vermochte die mekkernde Gesellschaft von ihrer höllischen Halsstarrigkeit abzubringen; in der Nacht von Mittwoch auf den Donnerstag entstand in dem Hühnerstall des Brückenbecken Wiedehopf ein solcher Aufruhr, daß die ganze Nachbarschaft aus dem Schlafe aufgeschreckt wurde, und als die Beckin am Morgen das aufgeregt gackernde Hühnervolk aus dem Stalle ließ, fand sie, daß die gelegten Eier samt und sonders hohl waren.

Am meisten Anlaß zu Gerede bot das Verhalten des Bürgermeistersohnes Kaspar Lienlein: der saß wie von einem bösen Geist besessen stumm und stöckisch in einem Winkel seines Zimmers, und wenn seine Mutter mit seinen Lieblingsspeisen kam, um ihn zu trösten, sah er sie mit bösen Augen an oder fletschte seine Zähne wie ein Hund, dem man seinen Mittagsfraß stört. Dazu brachte jeder Tag, trotzdem der Mai noch nicht zu Ende war, ein Unwetter nach dem andern, und alte und junge Weiber schwelgten in dem Geraun und Gerede, daß solche Kieselwetter teuflisch Hexenwerk seien. In ganz Kleinfranken, in Gerolzhofen, in Prozelten, in Freudenberg und anderen Orten waren die Teufelsweiber am Werke, und im niederen Volke zweifelte bald niemand, daß auch Frankenthal eine Hexe beherbergte. Bald wurde auch der Name der Hexe, der Stadt und Gegend die alltäglichen Kieselwetter verdankte, heimlich genannt, und die Brückenbeckin erzählte jedem, der es hören wollte, daß sie selbst in der Nacht vor dem ersten Mai ein fasel-nacktes Hexlein um den Türmersturm habe fliegen sehen: es sei ganz zusammengekauert auf einem langen Besenstiel gehockt, und sein loses Haar sei wie ein feuriger Schweif hinter ihr dreingeflogen, als es mit ein paar feueräugigen Eulen hinter dem Stadtwald, dem Stöckicht, verschwand. Aber die schlimmste Verhexung war doch, wie alle munkelten, dem Sohn des Bürgermeisters Lienlein, dem roten Kaspar passiert, der wie zerschlagen

in der Stadt herumging und jeden mit Augen anschaute, aus denen der leibhaftige Teufel in die Welt guckte.

Nach acht Tagen waren alle Hexengläubigen darüber einig, daß die Stadt in der Babette ein ausbündiges Herlein bekommen habe, und schon fingen die kleinen Buben an, »Herle, hex« hinter ihr herzuschreien, wenn sie mit ihrem Körbchen am Arm durch die Gassen ging, um eine Freundin zu besuchen oder Gewürz beim Krämer einzukaufen.

An einem heißen Juniabend, am Tage vor Fronleichnam, ließ sich endlich auch der Kanzler Friedrich Lerch bei der blinden Hipplerin sehen. Babette, die gerade an einem Kuchenteig knetete, gönnte ihm keinen Blick, als er eintrat und sich, nach einem scheuen Gruße, zu der Blinden setzte. Diese streichelte ihm das Gesicht und verlangte zu wissen, warum er solange weggeblieben sei. Der Stadtschreiber entschuldigte sein Fernbleiben mit Arbeit und der Sorge um seine Stellung; denn seine Bestätigung war noch immer nicht erfolgt, und noch immer sah er sich einer ungewissen Zukunft gegenüber. Als Babette einen Augenblick hinausging, um den Teig an einen warmen Ort zu stellen, folgte ihr Friedrich Lerch auf den Flur, wo er stehen blieb, bis sie aus der Küche zurückkam.

»Der Herr Stadtschreiber will schon gehen?« sagte sie schnippisch, während sie ihre Hand an ihrer weißen Schürze abwischte.

»Die Jungfer Babett hat Verwandte in Aschaffenburg,« entgegnete er, indem er scheu auf die Seite blickte. »Ich würde Ihr raten, eine Sommerreise dahin zu machen.«

Diese feierliche Haltung und der Umstand, daß er sie nicht mehr duzte, erbitterte Babette aufs heftigste; sie höhnte: »Wenn ich das tät, bekäme ich den Herrn Stadtschreiber nicht mehr zu sehen, und das bräch mir das Herz.« Sie funkelte ihn dabei mit zornigen Augen an; er aber überlegte, ob er das wilde Wesen seinem Schicksal überlassen solle oder nicht, und sagte dann: »Es gibt in der Stadt alte Weiber, die an Hexen glauben.«

Sie lachte höhnisch: »So sag Er doch gleich, daß ich eine Hex bin! Hat Er nicht gehört, daß ich erst vorgestern auf der Galgenweid beim Hexentanz gewesen bin? Und weiß Er auch, daß

der Grüne, der ein Flötchen, nein, ein Hörnchen – ein Hörnchen geblasen hat, Ihm ähnlich sieht? Ja – ja –.«

Friedrich Lerchs Gemüt wurde weich: »Jungfer Babett,« sagte er leise, »man soll mit dem Unglück nicht spaßen.«

Dieses gedrückte Wesen brachte Babette noch mehr auf; sie lachte: »Wenn ich nur wüßt, wo eine Hexenschul wär, ging ich noch heut hinein. Kann Er mir keinen Rat geben? Er ist doch in der Welt rumgekommen –«

Da ging Friedrich Lerch, den dieses Wesen in der Seele quälte, ohne ein Wort weiterer Entgegnung die hölzerne Treppe hinunter: er gedachte, eine günstigere Stunde abzuwarten, um Babette zu warnen und zu einer Reise zu bewegen. Babette blieb jäh verstummend an der Treppe stehen: sie wußte nicht, was sie von dieser Flucht halten sollte, und dachte einen Augenblick daran, den Jugendgespielen zurückzurufen; aber sie brachte es nicht über sich, ein Wort zu sagen, und der Stadtschreiber hörte beim Beschreiten der Haustürschwelle nur eine gelles Lachen, das ihn auf seinem Gange durch die Stadt verfolgte.

Am nächsten Morgen aber, in aller Frühe, kamen zwei Stadtknechte, um die Barbara Glock, die noch im Schlummer lag und just von ihrer eigenen Hochzeit träumte, aus dem Bett zu holen und in Gewahrsam zu nehmen. Sie schrie und heulte und stampfte mit dem Fuße, als die Knechte mit dem Befehl des Rates in ihr Stübchen drangen und sie aus dem Bette zerrten; allein kein Weinen und kein Bitten half, und auch die blinde Hipplerin, über deren runzelige Backen die dicksten Tränen herabliefen, versuchte vergeblich, ihre Nichte loszubitten. Die Gefangene wurde mit gebundenen Händen in den Hexenturm gebracht, wo sie der städtische Stockmeister sofort mit einer langen Eisenkette an einen Mauerring anschloß. Sie konnte sich in kleinem Umkreis umherbewegen und sich am Tisch, der nicht weit von der tiefen Fensternische in einer dunklen Ecke stand, auf einen Stuhl setzen. Sonst geschah ihr vorerst nichts; denn die Frankenthaler pflegten ihre Hexen, zum Unterschied von anderen Städten, gut zu behandeln, solange sie noch nicht des Vergehens der Hexerei geständig oder überführt waren.

Da saß nun die lachende Babette und hatte Zeit, über ihr

Schicksal nachzudenken. Sie ahnte, von welcher Seite der Schlag kam, der sie aus heiterem Himmel traf; aber sie war empörter gegen den Stadtschreiber als gegen den rothaarigen Sohn des Bürgermeisters, dem sie es doch verdankte, daß sie gefesselt und gefangen im Hexenturme saß. Wenn sie des Gefühls gedachte, das jener verschmäht hatte, schossen ihr Tränen der Wut in die Augen, und jedesmal, wenn sie sich eines lieben Augenblicks in seiner Gesellschaft erinnerte, stampfte sie mit dem Fuße und warf einen Blick nach der Türe, als ob er jeden Augenblick hereintreten müßte, um seine Strafe in Empfang zu nehmen. Aber es kam niemand, und der lange Tag erschien ihr wie eine öde Ewigkeit. Erst gegen Abend, als es schon dämmerte, trat der Stockmeister, ein klapperdürres Hutzelmännchen mit schielenden Triefaugen, ein und setzte ein gebranntes Mehlsüpplein als Hexenfutter auf den wurmstichigen Holztisch. Er zwinkerte vergnügt vor sich hin, als er Babette mit einer Handbewegung einlud, das Schüsselchen auszulöffeln; denn in seiner Erinnerung glänzte noch das letzte Hexenmahl, das der Rat, altem Brauch zufolge, den Stadtknechten und dem Türmer nach der Verbrennung zu geben verpflichtet war, als herrlichstes der Frankenthaler Feste her: es hatte einundzwanzig Gulden gekostet, und der Stockmeister schnalzte im Gedanken an die Leckerbissen, die damals aufgefahren wurden, noch jetzt mit der Zunge. Babette floh in die tiefe Fensternische zurück und starrte mit wütenden Augen auf den verhutzelten Hexentürmer, der nah und näher an sie herantrat. Hundertmal war sie früher an dem Hexenturm vorbeigegangen und hatte den Stockmeister gesehen, wie er mit seiner Frau, einer kahlköpfigen Alten, zankend und keifend auf einem hölzernen Bänklein vor der Turmtür saß; nun erfüllte sie der Blick des schielenden Männleins mit Wut und Abscheu; sie stampfte mit dem Fuße und schrie: »Geh, geh, du Aff!«

Doch der Türmer blieb vor der Nische stehen und zwinkerte sie liebäugelnd an: »Wo hast denn das Hexen gelernt, Mädle?« fragte er mit meckernder Stimme. »Hätt net gedacht, daß ich auf meine alten Täg noch mal erleb, daß man eine Hex fängt. Die Hexen werden immer rarer. Am Himmelfahrtstag sind's fünfunddreißig Jahr her, seit wir die letzte auf dem Marktplatz

verbrannt haben. Wenn ich dir einen Rat geben dårf, so gesteh nur gleich. Was sein muß, muß sein! Hihi, wir Frankenthaler haben noch keine Hex verbrannt, ohne daß sie gestanden hått. Verbietet auch die hochnotpeinliche Gerichtsordnung, daß eine Hex ans Feuerlein kommt, ehe sie alles bis auf das Tipfele gestanden hat, hehe. Ich weiß, – ich bin net dumm, – ich weiß, du denkst: die können lang warten, bis ich sag, was ich weiß. Aber da legen sie dir die Daumenschrauben an: die pressen dir die Knöchle, daß du alle Engel im Himmel singen hörst. Dann wirst du in die spanischen Stiefel geschnürt. Wenn ich dich aus der Stube lassen dürft, könnt ich dir das gekerbte Brettle zeigen, das sich beim Zuschrauben ans Schienbein legt. Und wenn du dann noch nicht sagst, wann du's letzte Mal mit dem Junker Federkiel getanzt hast, kommst du auf die Leiter, die ist ärger wie's Fegfeuer. Du wirst mit Winden in die Höh' gezogen, und an die Füß' hängt man dir ein volles Essigfäßle. – Ich hab in meiner Jugend baumstarke Männer gesehen, wo von der Leiter runterkommen sind und gestöhnt haben: Wir wöllen lieber zehnmal sterben als einmal die Leiter besteigen! Und wenn du von der Leiter herunterkommst und immer noch dein Hexengöschle hältst, bekommst du den gespickten Hasen zu schmecken. –«

Babette hörte nicht mehr, was der Türmer sprach; sie hielt sich die Ohren zu und blickte durch das verstaubte Gitterfensterchen auf den Stadtwall, wo in der sinkenden Dämmerung ein paar Dutzend Gassenbuben standen und warteten, ob das eingetürmte Hexlein vielleicht geneigt sei, seine Künste zu zeigen und einen Ausflug zu wagen. Die schadenfrohe Lustigkeit der Stadtjugend erschien ihr erträglicher als die Folteraugen des Alten, der nun mit einem Male zu jammern begann: »Ja, ja, die Zeiten werden immer schlechter, und die Taxordnung is kein Hellerle wert. Weißt, Mädle, was ich fürs Ohrabschneiden bekomm? Zwei Schilling und sechs Pfennig. Und für jeden Brand zwei Schilling zwölf Pfennig. Fürs Auspeitschen gibt mir der Rat nur den Gotteslohn, und wenn ich nicht am Salben was verdienen tät, könnt ich kein Schöpple Gützberger trinken –«

Nun aber fuhr Babette mit solchen Augen auf das Männlein los, daß dieses den Rückzug antrat und vor sich hinmeckernd die

schmale Gefängnistür mit den mächtigen Riegeln verschloß. Sie lehnte ihre Wange an die verstaubten Scheiben und ließ ihre Tränen stillschweigend auf ihre Hände herunterfallen, die gekreuzt in ihrem Schoße lagen. So blieb sie die ganze Nacht hindurch sitzen, als ob alles Leben aus ihr geflohen wäre, und erst am Morgen warf sie sich auf den hölzernen Schragen, der anstatt eines Bettes in einem Winkel des Turmgemaches stand.

Obwohl sich die Frankenthaler sonst zu allem Zeit und Ruhe ließen, schien es dem hochmögenden Rate doch geboten, das Verhör der Barbara Glock schon am nächsten Morgen zu beginnen. In aller Herrgottsfrühe durchschritt ein Ratsknecht mit der Schelle die Straßen, um den Einwohnern die hochnotpeinliche Vernehmung anzukündigen, indem er mit lauter Stimme zu den Fenstern der Gerichtsherren hinaufsang:

Höret ihr Ratsherrn, Jung und Alten,
Heut früh wird Halsgericht gehalten
Über eine gefangene Person,
Die große Übeltat gethon!
Zu solchem Rechtstag sollt ihr kommen,
Gemeinem Wesen zu Nutz und Frommen.

Als der Spitalpfleger Christopher Kemmeter die Ratsschelle hörte, befahl er seiner Schwester Margret, die ihm den Haushalt führte, ein starkes Weinsüpplein zu kochen und, zu besonderer Süßung, gehörig Zimt und Zucker hineinzutun. Dann zog er seinen Bürgerrock an, stopfte sich eine holländische Kreidepfeife und nahm ein altes Buch zur Hand, in dem die besonderen Rechtsfälle der Stadt seit dem Jahre 1594 verzeichnet standen. Nicht ohne Seufzen öffnete er das dickleibige Werk: er wußte, was er von der Frankenthaler Festfreude erwarten durfte, wenn die Leidenschaft des Volkes erregt war, und hegte keinen Zweifel, daß dieser Streich gegen das hübsche Babettle von den Anhängern des Bürgermeisters Lienlein ausging, den er nicht riechen konnte; denn der Gestrenge trug die Schuld, daß er mit seiner Schwester als Junggeselle hausen mußte, weil er ihm, als er auf Freiersfüßen ging, sein Schätzlein, die ehrsame Jungfer Katharina Ziegenspeck, vor der Nase wegstibitzt hatte. Von

diesem Erlebnis war ihm nicht nur ein alter Groll gegen den regierenden Herrn, sondern auch eine Geringschätzung der Weiber geblieben, denen er lange Haare und kurze Gedanken nachsagte, obwohl er seiner leiblichen Schwester einen scharfen Verstand zubilligen mußte: von der Jungfer Margret Kemmeter hieß es in der Stadt, sie sei mit Haaren auf den Zähnen auf die Welt gekommen und schlafe wie ein Drache auf dem Strumpf, in dem sie ihre Reichstaler verwahre. Als die Schwester des Ratsherrn mit dem dampfenden Weinsüpplein in das Zimmer trat, sah sie, daß die Runzeln in dem Gesicht ihres Bruders seltsam zuckten: sie kannte dieses Schelmengesicht, auf dem das Lachen nicht zum Ausbruch kam, und gab dem vergnügten Kracher einen Rippenstoß, den er mit einem meckernden Gelächter beantwortete; aber er war nicht zu bewegen, das Geheimnis, das ihn in heimliches Behagen versetzte, preiszugeben, und als er sein süßes Süppchen ausgelöffelt hatte, nahm er sofort Hut und Stock, um, wie er sagte, auf die Ratsstube zu gehen und da vor der Hexengerichtssitzung noch einen Herrenschoppen zu stechen und für die Kehlenklärung des hochweisen Gerichtskollegiums zu sorgen. Er machte aber, da es noch zeitig am Tage war und er nicht tief in die Kanne zu steigen gedachte, einen Umweg durch die Talgärten, wo er dem staatsmäßig in schwarzen Strümpfen und mit dem Dreispitz unterm Arm einherwandelnden Stadtschreiber Lerch begegnete.

»Er sucht sich wohl ein Taubenhaus aus, wo Er nach der Hochzeit mit Seiner Lalage schnäbeln kann?« fragte er den Trübseligen, und fügte dann hinzu:

»Es geht doch, sagt mir, was ihr wollt,
Nichts über Wald- und Gartenleben,
Und schlürfen ein dein trinkbar Gold,
O Morgensonn, und sorglos schweben
Daher im frischen Blumenduft
Und mit dem sanften Weben
Der freyen Luft,
Als wie aus tausend offnen Sinnen
Dich in sich ziehn, Natur, und ganz in dir zerrinnen.«

»Es ist schrecklich,« entgegnete der Stadtschreiber.

»Meint er das alamodische Carmen?« entgegnete der Alte, den das gedrückte Wesen seines Schützlings reizte. Und plötzlich fuhr er auf: »Seh Er sich nach einem andern Schätzchen um! Was hat Er an dem kecken Ding? Ein hübsches Lärvchen und ein Spatzenseelchen, weiter nichts.«

»Sie werden sie verbrennen,« seufzte Friedrich Lerch wieder.

»Hat Ers aus hochmögendem Mund gehört, oder hat Ers aus den Akten herausgefischt, daß die Frankenthaler noch jede Hexe verbrannt haben? Er ist ein gewissenhafter Mensch; deswegen sollte Er auch wissen, das es noch viele andere hübsche Frauenzimmer in der Welt gibt. Ob Er nun hier oder sonstwo an eine Hexe gerät, ist gleich: denn Hexen sind sie alle. Ich bin in meinem Leben mindestens zehnmal verhext worden, aber durch die Gnade unseres Herrgotts immer heil und gesund davongekommen.«

Friedrich Lerch lächelte säuerlich, um seinem Gönner zu zeigen, daß er dessen Scherze verstehe und zu würdigen wisse; aber in Wirklichkeit war ihm wund und weh zumute: denn seit Babette im Hexenturm gefangen saß, quälte ihn die Frage, ob er ihr im Geist doch nicht unrecht getan habe, in einem fort, und die Erinnerung an die Stunden stummen Glücks, da er beim Surren des Spinnrades an ihrer Seite gesessen, erfüllte ihn mit quälender Sehnsucht.

Als der Ratsherr sah, daß sein Schützling zu keinem Gespräch zu bringen war, ließ er ihn unwirsch stehen, um noch einen Blick in die Ratstrinkstube zu werfen, wo die zwölf Gerichtsherren vor der Sitzung jeweils einen gehörigen Frühtrunk zu tun pflegten. Er fand die Trinkstube voll wie an höchsten Festtagen. Es saßen da würdige Männer, die mit ihrer Meinung, daß sich die Stadt mit dieser Hexengeschichte ein böses Süpplein eingebrockt und, zum mindesten, lächerlich gemacht habe, nicht hinterm Zaun hielten; aber dafür fehlte es unter den alten Hochmögenden auch nicht an solchen, die sich im Auftischen saftiger Hexenstücklein gar nicht genug tun konnten, und wer von ihnen selbst nicht behext worden war, wußte zu berichten, daß wenigstens sein Urgroßvater oder dessen Geschwisterkind die schönsten Hexen, wie es keine mehr gebe, gekannt habe.

Der Ratsherr Kemmeter hängte seinen Dreispitz an einen Nagel und stopfte umständlich seine holländische Pfeife; dann ließ er sich von dem Ratsküfer einen Becher Faßwein reichen und ging von einem der alten Stecher zum andern, und sein Becher klang beim Anstoßen so klar und regelrecht wie die kleinen Glocken der Kilianskirche. Aber jeder der Herren, mit dem er anstieß, bekam eine Bosheit zu hören, ohne daß die Kracher aus dem Häuschen gerieten: denn sie kannten die Gewohnheit des alten Spitalpflegers, allen Leuten einen Floh ins Ohr zu setzen, und die Alten lasen aus den Mienen Kemmeters einen Spaß heraus, von dem sie sicher waren, daß er zu dem bevorstehenden Hexenspektakel paßte. Die Gerichtsherren waren samt und sonders voll süßen und sauern Weins, als sie endlich auf schwankenden Ratsherrnbeinen in die große Gerichtsstube hinaufstiegen, wo der neue Kanzler Friedrich Lerch, dem auch das Amt eines Zentschreibers oblag, mit käseweißem Gesicht schon hinter seinem Amtstische saß. Er hielt eine neugeschnittene Rabenfeder in der Hand, und auf seinen Zügen lag ein solcher Kummer, daß der alte Kemmeter auf ihn zuging und ihn derb am Ohr zupfte.

Babette war schon vorher, nach altem Frankenthaler Rechtsbrauche, aus dem Hexenturm in eine »feine Stube« des Rathauses verbracht worden, wo der Dekan Lotter ihrer wartete, um sie durch geistlichen Zuspruch auf das Verhör in dem Hexenrichtercollegio vorzubereiten. Der geistliche Herr nahm es gelassen hin, daß sein Beichtkind alle Schuld bestritt; aber es mißstimmte ihn, daß Babette allem Zuspruch ein hartnäckiges Schweigen entgegensetzte, die Hand, mit der er ihr die Backe streichen wollte, voller Abscheu wegschlug und sich mit gesenktem Köpfchen an die Tür stellte, wo der Stockmeister auf einem hölzernen Stühlchen hockte. Die Tränen liefen ihr noch wie helle Perlen über die Wangen, als sie, von zwei Ratsknechten geführt, in die Gerichtsstube trat, wo die zwölf Richter hinter einem langen Tische beisammen saßen. Auf Befragen des uralten Hexenrichters Veit Schlegelmilch erklärte sie schluchzend, daß jedermann sie kenne; sie sei von ihrer Tante in christlicher Zucht und Ehrbarkeit erzogen worden; sie habe wohl gehört,

daß es Hexen gäbe; aber sie wisse nicht, was Hexerei sei, und glaube auch nicht, daß in Frankenthal Hexen zu finden seien.

Da erhob sich der Gerichtsherr Valtin Zipfel und sagte stammelnd aus, als er aus der Trinkstube gekommen, habe er plötzlich, im Vorraum vor dem Gerichtssaal, einen solchen unterirdischen Ruch von Rosen um sich gespürt, daß er vermeine, solches könne nur die Frucht teuflischen Hexenwerks sein.

Darauf erklärte der Ratsherr Kemmeter, auch er habe diesen Ruch mit seiner Nase wahrgenommen; aber der sei, wie er beim Evangelio beschwören könne, aus den zinnernen Bechern der Ratsstube emporgestiegen, von einem Jahrgang Wein, den er, vor zehn Jahren, zu sechs Gulden das Fuder und also um einen Jammerpreis, an den hochmögenden Rat geliefert habe. Im übrigen müsse er bemerken, daß der Stechheber, mit dem der Ratsküfer den Schoppenwein aus den hahnenlosen Fässern ziehe, schon längst schadhaft sei, weil er nicht genug geputzt und gescheuert werde; er selbst habe hier und da mit Abscheu beim ersten Schluck ein vermischtes Geschmäcklein auf der Zunge verschmeckt, was, gegen alles städtische Herkommen, aus zwei Fässern zugleich stammte, und eine solche Schlamperei sei dazu angetan, Geschmack und Wein der Stadt in schlechten Geruch bei den Nachbarn zu bringen.

Dies brachte den Hexenrichter Veit Schlegelmilch in Harnisch: er bekundete, daß er jüngst, als er von einem Nachttrunk heimgekehrt, aus der Hottenlochgasse ein solch teuflisches Getöse, Toben, Schreien, Singen vernommen, daß er nichts anders meine, als diese Lustbarkeit sei von dem Erzfeind und Teufel wider alles Verbot der Obrigkeit angestellt worden, um eine Hexe zu feiern und sein Reich zu heben. Worauf der Ratsherr Kemmeter zwinkernd im Kreis umherblickte und erklärte: Daß Weinsümpfe doppelt sähen, habe er gewußt; daß sie doppelt hörten, habe er nun erfahren. Im übrigen rühre aber dies Geschrei, das guten Bürgern die Nachtruhe störe, von den welschen Arbeitern am Schloßbau her, die mit ihren Menschern die halbe Nacht durchtanzten und das Messer los im Sacke trügen.

Doch der Gerichtsherr Schlegelmilch blieb bei seiner Aussage

und verlangte, daß die Malefikantin Barbara Glock alsogleich, nach altem Brauch, zu Recht nackt ausgezogen, auf ihre Hexenmale untersucht und, wenn solche nicht befunden würden, mit Schrauben gepreßt werde.

Worauf der Ratsherr Christopher Kemmeter erwiderte: Er müsse die Schuld an besagter Augentrübung des Hexenrichters noch einmal auf den schlecht gehaltenen Wein schieben, der es bewirkt habe, daß er seine eigenen Miträte auf dem Vorplatz für Hexenmeister genommen habe; er schlage vor, den Ratsküfer edictaliter zu zitieren, um ihn zu christlicher Verwaltung seines Amtes zu vermahnen, die Füllung der Weinfässer durch ein wohlbestalltes Kollegium prüfen zu lassen und zwei Stechheber, einen für die Katholiken und einen für die Evangelischen, auf Kosten der Republik Frankenthal anzuschaffen.

Während die Ratsherren die Köpfe zusammensteckten, um über die vorgebrachten Anträge zu beraten, ließ der Stadtschreiber Friedrich Lerch Babette nicht aus dem Auge. Der Anblick des blassen Köpfchens, das seinen Blicken auswich, erfüllte ihn mit unendlichem Mitleid, und immer wieder gedachte er der Augenblicke, wo ihm das Licht ihrer Augen das wunderbarste Glück verhieß.

Das eifrige Getuschel und Gerede der Gerichtsherren fand jedoch ein jähes Ende, als sich der alte Kemmeter wieder erhob und mit flötenweicher Stimme erklärte, er müsse, noch ehe ein Bescheid des hohen Collegii ergehe, die hochmögenden Gerichtsherren auf eine alte Verordnung vom 13. Aprilis de anno 1563 hinweisen, wonach es den Katholischen nicht erlaubt sei, eine Hexe allein der hochnotpeinlichen Halsgerichtsbarkeit zu überliefern, sondern wonach es zu Recht bestehe, daß die Lutherischen ebenfalls eine Hexe beizubringen hätten, wenn den Katholischen der Fang eines solchen Tierleins gelungen wäre, und so verlange er, als Bekenner der Augsburger Konfession, daß man das peinliche Verfahren aussetze, bis es auch den Evangelischen beliebe, eine Hexe ihres Glaubens aufzustöbern und der von Gott mit scharfem Verstand begabten Obrigkeit zu peinlicher Rechtfertigung oder Aburteilung zu übergeben. Seit der Glaube an die höllische Hexenzunft bestehe, sei in Frankenthal

niemals eine Hexe allein geschwemmt oder verbrannt worden, und dies gleichzeitige Verfahren haben dem Stadtsäckel manchen Batzen erspart, der dann auf schicklichere Weise, in einem guten Trunk oder Schmaus, vertan worden sei. Auch sei es in Frankenthal von alters her der Brauch, daß vor Vernehmung einer beschuldigten Person ein dreitägiges Fasten für die Gerichtsherren auszuschreiben sei, womit verhindert werde, daß üble Dünste aus dem Magen aufwärts steigen und die Helligkeit des Hirns trüben. Er heische übrigens noch einmal die Herbeiführung eines Ratskonklusums über die Anschaffung zweier neuer Stechheber, und falls sie der Ratsküfer in Zukunft nicht paritätisch blank und sauber halte, solle er, zu Pfingsten und zu Weihnachten, gestäupt und, bei widerspenstiger Beharrung in seiner Faulheit, seines Amtes zu Ungnaden enthoben werden.

Die Ratsherren sahen sich mit langen Gesichtern an: der eine oder der andere hatte von der alten Verordnung munkeln gehört, und da die Reichsstadt wegen der Treue, mit der sie an den Verordnungen der Väter hing, in ganz Franken berühmt war, so erging denn zunächst der Bescheid, daß Babette Glock, die ob des Gehörten an allen Gliedern zitterte, ohne Verweilen zu weiterem Gewahrsam in den Hexenturm zurückgebracht werde.

Inzwischen redeten und schrien die Hochmögenden, die nun deutlich in zwei feindliche Gegnerschaften auseinander traten, mit vorgestreckten Gesichtern und spitzen Fingern aufeinander ein. Der alte Kemmeter aber stand wie ein Fels dazwischen, rieb sich die Hände und zwinkerte den Stadtschreiber Lerch mit vergnügten Äuglein an: er wußte zwar noch nicht, wie die Regierenden seinen Antrag aufnehmen würden und was daraus entstehen mochte; allein die Tatsache, daß er den hochmögenden Herren einen richtigen Kemmeterstreich gespielt und einen Stein in den Frankenthaler Karpfenteich geworfen habe, erfüllte ihn mit einer wahren Weinfreude: entweder, so sagte er sich, gingen seine Glaubensgenossen selbst daran, eine lutherische Hexe in den Turm zu liefern, damit das hochnotpeinliche Gericht seinen Fortgang nehmen konnte, und dann sah sich der Probst Schlegelmilch, der aus seinem geläuterten Rationalismus kein Hehl machte, in einer üblen Lage; oder die Katholiken

machten sich selbst auf die Hexenjagd, um ein evangelisches Hexenstück zu erwischen, und dann konnte es geschehen, daß Mord und Todschlag einrissen. Zwar waren die Evangelischen in früheren Zeiten immer von dem löblichsten Wetteifer geplagt gewesen, nicht weniger Hexen zu liefern als ihre katholischen Mitbürger; aber sie hatten es stets aus freien Stücken getan, ohne daß der hier und da aufflammende Glaubenszwist der beiden Konfessionen bei diesen Hexenstreiten eine Milderung erlitten hätte; ja er war gerade bei derartigen Gelegenheiten in solche Heftigkeit ausgeartet, daß sogar die Hexen beim Verhör erzählten, es habe niemals eine lutherische Hexe mit einer katholischen auf einem Maientanz tanzen mögen. Auch war es vorgekommen, daß die Aussagen der Hexen über die Gebräuche bei den Walpurgisnachttänzen manchmal, je nach dem Glauben der Beklagten, ganz wesentlich voneinander abwichen: bei dem großen Hexenbrand im Jahre 1617 war, wie aus den Aufzeichnungen des ehrsamen Ratschreibers Veit Unruh hervorging, ein gewaltiger Streit zwischen den beiden angeklagten Hexen entstanden, weil die lutherische Hexe steif und fest behauptete, bei dem Hexenmahl sei süßer Wein getrunken worden, während die katholische selbst in den spanischen Stiefeln nicht von ihrer Aussage abzubringen war, der Wein, den ein rothaariger Küfer mit einer Feder hinter dem Ohr auf den Tisch gestellt habe, sei so sauer gewesen, so daß sie ihn heimlich, damit der Grüne es nicht sehe, weggespien habe.

An den nun folgenden Tagen summte und brummte die alte Reichsstadt wie ein Bienenkorb vor dem Schwärmen. Meister und Gesellen verließen ihre Arbeit und standen feiernd an den Straßenecken beieinander. Die breitesten Gassen rochen wie eine dampfende Wurstküche, und die zahlreichen Becken, die ein ererbtes Schenkrecht ausübten, sowie die Zunftküfer und Weinwirte des niederen Volkes mußten ihre ältesten Fässer anstechen, um den Hexenbrand der Meister und Gesellen zu löschen, die sich hinter den Kannen mit listigen Äuglein maßen. Die alten evangelischen Mainfischer schrien in ihrer Mundart, daß sie sich kein Brotkrümlein von ihrem Rechte abzwicken ließen; denn es sei eine Frechheit, wenn die Katholischen sich herausnähmen, ein

eigenes Hexenrecht zu schaffen. Die Aufgeklärten, die sich in solche Konventikel verirrten, suchten die wilden Männer zu beruhigen, indem sie erklärten, daß es in Frankenthal schon seit einer halben Ewigkeit keine Hexen mehr gebe, weil die Vorväter, in vorausschauender Weisheit, die ganze Brut schon längst mit Stumpf und Stiel ausgerottet hätten. Daraufhin erklärten die Parteigänger des Bürgermeisters Lienlein, daß man schon eine protestantische Hexe finden könne, wenn man nur wolle: denn daß noch ungefangene Hexenweiber in Frankenthal herumgingen, beweise der Umstand, daß der Sohn des Bürgermeisters in der Nacht zuvor, als er an dem Hexenturm vorbeigegangen, von unsichtbaren Fäusten so zerbläut worden sei, daß er die blau und gelben Male noch an seinem Körper trage. Bald hieß es auch, daß Kaspar Lienlein, der seit einer Woche die halbe Nacht in dem Weinhaus »Zur warmen Wand« liege, mit seinen Freunden auf eigene Faust und Gefahr ein evangelisches Hexlein zu fangen gedenke, damit die eingetürmte Babette Glock endlich dem Urteil überantwortet und geschwemmt oder zu Asche verbrannt werde. Indessen ging es auf dieser Jagd dem Sohne des Bürgermeisters schlecht: er wurde von unbekannten Händen in eine randvolle Jauchengrube geworfen, und als man den jämmerlich Schreienden herauszog, fand es sich, daß ihm sein rechtes Auge heraushing.

Da unter solchen Umständen der Bürgerkrieg in Frankenthal drohte, traten die beiden Geistlichen, der protestantische Probst Ehrwürden Veit Schlegelmilch und der katholische Dekan Kilian Lotter zu einer Beratung zusammen. Die beiden Herren lächelten süß, als sie sich in einem Ratszimmer trafen, um diese leidige Sache zu erwägen und mit Gottes Hilfe einen Ausweg zu finden. Der Dekan Lotter, dessen feistes Prälatengesicht den Himmel auf Erden widerspiegelte, beklagte zunächst den Umstand, daß man ein Kind seines Glaubens der Hexerei bezichtige; aber weder seine Miene noch seine Worte verrieten die geringste Unruhe: er erklärte, er habe dem fürstbischöflichen Kommissariat einen Bericht erstattet und sehe nun allen Weiterungen mit der Ruhe eines guten Gewissens entgegen. Da jedoch in jedem geistlichen Gemüt ein Flecklein Rost glänzt oder ein Tröpfchen

Bosheit giert, belehrte er den Probst, daß schon der Pater Friedrich Spee sein Leben daran gesetzt habe, den gräulichen Hexenwahn zu bekämpfen, und der Eindruck, den der fromme Priester von dem Elend der Hexenprozesse gewonnen, sei so groß gewesen, daß sein Haar im schönsten Mannesalter weiß wie frischer Schnee geworden sei, wie aus seinem Buche »Cautio criminalis« hervorgehe. Und als Gegenstück zu dieser frommen Lichtgestalt ließ er den sächsischen Kanzler und Protestanten Carpzow auftauchen, der allein das Todesurteil von zwanzigtausend Hexen unterzeichnet habe.

Der Probst Schlegelmilch hörte diese Unterweisung mit mildem evangelischem Lächeln an. Sein Gemüt war zwiespältig: während er einem gemäßigten Vernunftglauben zuneigte, ging seine Seele heimlich in verschlossenen Seelengärtchen spazieren, wo Liebeswunder herrnhutischen Gepräges geschahen und Weltliches und Geistliches wie Rosen- und Liliendüfte ineinanderflossen. Er bedauerte den Geist der Stadt, der allzusehr an Altem hänge und nicht davor zurückschrecke, um eines Festes willen sein Seelenheil aufs Spiel zu setzen; aber im stillen gelobte er sich, seinem katholischen Amtsbruder die Anspielung auf den lutherischen Kanzler Carpzow bei Gelegenheit mit Zins- und Zinseszinsen heimzuzahlen und bei der Verteilung des städtischen Deputatholzes darauf zu sehen, daß die katholischen Holzknechte nicht die schönsten Scheite ihrem Seelenhirten zu übermäßigen Klaftern schichteten.

So verlief die Unterredung der beiden Geistlichen, ohne eine Wendung im Schicksal der Babette Glock herbeizuführen. Dafür beschlossen die beiden Gerichtsherren Unruh und Zipfel, bei dem störrischen Babettchen selbst auf den Busch zu klopfen, um aus ihrem Munde zu erfahren, mit welchen Hexen sie zu Pfingsten auf der Galgenweide getanzt und geschmaust habe. Sie fanden die Gefangene blaß, aber gefaßt in der Fensternische ihres Turmes sitzen: sie dachte just des Tages, da ihr Jugendgespiele Friedrich Lerch, von der Akademie heimkehrend, zum erstenmal in die Stube bei ihrer Tante getreten war, und ein Gefühl glücklicher Erwartung erquoll aufs neue in ihrer Brust. Als die beiden Kracher von dem Hexentanz anfingen, flammte das alte Wesen

in ihr auf: sie ging mit geballten Fäusten auf die Alten los, so daß diese mit aufgehobenen Händen bis an die schwere Eisentür des Verließes zurückwichen, von wo aus sie erschreckt und zitternd auf das bebende Mädchen blickten.

Der Ratsherr Zipfel begann als erster zu lachen: »He, Jungfer Glock, nichts für ungut, mit Euch möcht ich selbst ein Hexentänzchen wagen.« Und er spitzte den Mund, als ob er ein Schmätzlein pflücken wolle. Im stillen war er jedoch voll Ärgers, daß er nicht allein gekommen war, um dem schönen Kind das Hexenherzchen schwer zu machen. Er trat, da Babette ruhig blieb, wieder einen Schritt näher und fuhr meckernd fort: »Aber so sagt uns doch nur, mit welchen Hexen Ihr beim letzten Tanz zusammen waret. Ist kein lutherisch Hexle dabei gewesen? Aus der Hottenlochgasse, wo die Hexen von alters her wachsen? So sagt es doch! Verbrannt werdet Ihr doch; denn es ist noch niemals erlebt worden, daß eine Frankenthaler Hex freigekommen ist.«

Da ging Babette in jäh ausbrechender Wut wieder auf die Alten los, und aus ihren Augen flammte ein solches Licht, daß die Gerichtsherren zähneklappernd die Flucht ergriffen. Sie vergaßen sogar, die eichene Gefängnistüre mit dem Schlüssel zu schließen, und keiner wußte zu sagen, wie er die ausgetretene Wendeltreppe hinuntergekommen war. Der Ratsherr Unruh erzählte am Abend in der Ratsstube, er habe nun auch den Rosengeruch gespürt, der den Gerichtsherren dazumalen, beim Gang aus der Ratstrinkstube, in die Nase gestiegen sei; aber es sei ihm dabei so elendiglich zumute geworden, daß er in seiner Seele nicht mehr froh geworden, bis er bei seinem ehelichen Weib zu Hause gesessen und drei Rosenkränze nebst der lauretanischen Litanei gebetet habe.

Unterdessen geschah es in der aufgewühlten Stadt, daß bald diese oder jene Frankenthalerin als Hexe genannt wurde. Infolge dieses heimlichen Geredes kam es an verschiedenen Abenden zu blutigen Schlägereien zwischen Katholiken und Evangelischen, und da auch die Frankenthalerinnen ihre Zungen gehen ließen, gerieten die Gemüter in solche Erhitzung, daß bald jede Frau in jeder andern eine heimliche Hexe sah.

Indessen saß Babette weltverlassen in ihrem Turm und brütete in wechselnder Gemütsart vor sich hin. Sie konnte es nicht begreifen, daß kein Wunder geschah und Tag um Tag verging, ohne daß der Geliebte erschien, um sie aus ihrem Jammer fortzuführen. Der Blick, den er ihr zugeworfen, als sie den Rathaussaal verlassen hatte, wo die leibhaftigen Teufel in Ratsherrengestalt auf ihren hochlehnigen Stühlen hockten, glänzte noch immer vor ihr her, und wenn sie unwillig wegen seiner Schüchternheit werden wollte, die alles verschuldet habe, löschte dieser lange Blick jeden Groll in ihrer Seele aus. Sie schloß ihre Augen, um diesen Blick immer wieder mit vollem Herzen zu genießen, und das Glück, das sie ersehnte, stand dabei so klar vor ihrer Seele, daß sich ihre Wange mit brennendem Rot färbte, wenn sie seiner gedachte. Von einem Augenblicke seligen Beisammenseins spann sich ein goldenes Fädchen in ähnliche Augenblicke späteren Daseins hinüber, und wenn sie die Augen aufschlug und das blecherne Eßgeschirr vor sich stehen sah, floh sie eiligst in die Mauernische, wo sie nur den Schrei der Dohlen vernahm, die den Knauf des alten Hexenturms umschwärmten. Dann quoll ein seltsames Mitleid mit sich selbst, das doch nicht ohne Süße war, in ihrem Herzen auf, und die Gassenbuben, die vom Stadtwall aus nach dem Hexenturm herüberblickten, erschienen ihr wie durch einen Schleier hindurch, zum Greifen nah und doch unendlich ferne.

Als aber Tag für Tag verfloß, ohne daß der Geliebte ein Zeichen seines Daseins oder seiner Hilfsbereitschaft gab, flammte wieder die alte Empörung gegen dessen ganzes Wesen in ihr auf, und nun wandte sich ihr Sehnen und Denken der Gestalt des Junkers Emmerich zu, dem sie nun, in hellem Trotz, alle Mannesherrlichkeit, allen Wagemut und alle Liebestreue andichtete. Sie durchlebte noch einmal die Stunden des Festes der Grundsteinlegung mit sehnendem Gemüte, und der Ton der Stimme, die sie zu hören glaubte, drang wie ein Strahl himmlischer Wonne in ihr Herz. Sie zweifelte nicht, daß jener auf den ersten Ruf erscheinen werde, um sie aus diesem Kerker, in dem nur alte triefäugige Männer Zutritt hatten, hinwegzuführen. Doch die Tage vergingen, ohne daß ein Zeichen sorgender Liebe in

das muffige Düster des Hexengemaches drang. Als einziges Liebeszeichen legte eines Abends der Stockmeister ein Stück Kuchen neben die blecherne Suppenschüssel; da wußte sie, daß die blinde Tante ihrer gedachte, und brach in bittere Tränen aus, die noch flossen, als sie wie in einem Traume den ersten Biß in den frischen Kuchen tät.

In der Nische, wo sie tagsüber saß und in das Grün des nahen Waldhangs hinüberblickte, hausten Spinnen, kleine schwarze Tierlein. Als sie zum ersten Male ihrer gewahr wurde, hatte sie voller Abscheu ihre zarten Gewebe zerstört, die wie gebauschte Segel in den verstaubten Ecken hingen. Als aber die schwarzen Spinnerinnen sofort wieder daran gingen, einen Faden zu ziehen und ihr Fangnetz in der halben Dämmerung aufzuhängen, ließ sie die Emsigen gewähren und sah neugierig zu, wie zuweilen ein Mücklein in das gebauschte Netz geriet und von der Spinne zu künftigem Fraße eingewickelt wurde. Ja, es regte sich bei diesem Spiel eine seltsame Grausamkeit in ihr, und diese bösartige Regung wurde schwärend, als sie eines Tages von ihrer Nische aus drei ihrer besten Freundinnen erblickte, die Arm in Arm auf dem Waldpfad über dem Stadtgraben standen und nach dem Fenster des Gemaches herüberäugten, in dem Babette gefangen saß. Sie floh in den hintersten Winkel des Hexengemaches zurück, um diesem Anblick zu entgehen; und wünschte, voll jähen Grimms, wirklich eine Hexe zu sein, um diesen Docken jedes Übel anzutun; aber das helle Lachen ihrer Freundinnen trieb sie wieder ans Fenster zurück, und als bald darauf die Mädchen singend weitergingen und im Wald verschwanden, überfiel sie ein Frösteln, das nicht weichen wollte. Und wieder suchten ihre Gedanken Trost und Zuflucht bei dem Junker, dessen Gestalt bei dem Gedanken, daß er in Mainz in Glanz und Ehren weile, mit überwältigendem Zauber vor ihre Seele trat.

Doch als auch dieser Seelentrost wie ein Schein erblich, regte sich in ihrer Seele ein seltsam Gären und Schwären: alles was sie an Spinnabenden von Knechten und Mägden über Hexen und Hexenbräuche, Marientänze, Salben und Wettermachen gehört hatte, begann ihr Denken in einen Hexenkreis zu ziehen. Und wenn sie voll heimlichen Grauens sich selber fragte, ob es

wirklich Frauen gebe, die zum Heuberg oder zur Galgenweide führen, vermischte sich der Durst nach Rache an ihren Peinigern wie ein süßes Labsal mit diesem Denken und Sinnen. Und noch süßer als der Wunsch, die ganze Stadt in einem Kieselwetter zu ersäufen, erschien ihr der Gedanke, sich dem Geliebten, der sie in solchem Jammer schmachten ließ, als triumphierende Hexe zu zeigen und sich an seinem staunenden Entsetzen zu ergötzen und zu laben. Indessen nahm auch dieses Spiel mit Hohn und Bitterkeit ein Ende, und da der geifernde Hexentürmer wieder von der Folterung zu faseln begann, geriet sie in eine verzweiflungsvolle Erwartung unentrinnbar nahen Entsetzens.

Da fuhr sie, eines Tages, in aller Frühe aus einem bleiern schweren Schlummer auf: ganz deutlich hörte sie, aus naher Ferne her, das Horn des Kutschers, der das Lied von der jungen schönen Braut blies, unter dessen Klängen einst der Junker Emmerich Rüdt von Collenberg aus den Toren der Stadt gefahren war. Endlich war ihr Retter erschienen! Sie sprang von dem Schragen auf und lief an die verriegelte Türe und pochte mit den Füßchen an die dicken Bohlen. Und da der Ton des Posthorns laut und lauter näher kam, hielt sie fast den Atem an, und ein klarer Plan reifte jählings in ihrem Gemüt. Als der Hexentürmer gleich darauf mit dem angebrannten Morgensüpplein daherhumpelte, verlangte sie, stammelnd vor Hast, vor ihre Richter geführt zu werden. Der Alte, der ein Geständnis witterte und nun seinen Hexenschmaus ganz nah gerückt sah, schlurfte eilends davon, und eine Stunde darauf wußte schon die halbe Stadt, daß die Hexe Babette Glock endlich mürb geworden sei und ihre Hexereien gestehen wolle. Die Katholiken unter den Hexengläubigen hofften, endlich zu erfahren, ob nicht doch eine protestantische Hexe unter ihnen weile, und die Evangelischen versahen sich mit Stöcken und Prügeln, um lose Mäuler mit ungebrannter Asche zu stopfen. Um neun Uhr schon waren die zwölf Gerichtsherren und der ganze Rat auf dem Rathaus versammelt. Wie eine Mauer aber stand das Volk, der Hexe harrend, links und rechts auf dem Platze vor dem Hexenturm, und als endlich der Schlüssel knarrte und Babette, bleich und abgezehrt, wie ein Schatten, über die Schwelle trat, legte sich

auf die Harrenden eine atemlose Stille, in die, über die nahen Dächer her, plötzlich wieder, klar und kräftig, das Posthorn hereinklang. Die Mütter drückten ihre Kinder an die Brust, damit der Blick der Hexe ihnen kein Unheil antun könne, und die männliche Jugend, der beim Anblick der hübschen Babette das Wasser im Mund zusammenlief, blickte sich zwinkernd an.

Hinter der Hexe ging der Türmer, mit einem alten Hütchen auf dem Kopf und hielt den Strick, an dessen Enden die Hände der Gefangenen gefesselt waren, in seinen zitternden Fäusten fest.

Da aber geschah etwas Unerwartetes: das bleiche Mädchen, das vor den Blicken der Menge den Blick niedergeschlagen und nur zögernd den Fuß auf die Gasse gesetzt hatte, erhob beim Aufklingen des Posthorns jählings den Kopf: dieser Ton bedeutete Heil und Rettung, und mit einem jähen Ruck riß sich Babette los und flog wie eine aufgescheuchte Taube zwischen der erstarrten Menge hindurch. Niemand wagte es, in der ersten Überraschung, nach der Fliehenden zu greifen, und erst als sie in einem Seitengäßchen verschwunden war, brach die Menge zusammenflutend in ein wildes Geheul aus. Ein altes Männlein schrie, es hätte den Atem des leibhaftigen Satans gespürt; den jungen Frauen tanzten schon die Höllenfunken vor den Augen, und die alten guckten gleich in die Höhe, denn sie zweifelten keinen Augenblick, daß die Hexe sofort ein Wetter machen werde, um die Stadt in einer Sintflut zu ersäufen.

Doch nichts von alledem geschah. Wie der Wind durcheilte Babette ein paar winkelige Gassen und Gäßchen, um den Marktplatz zu erreichen, wo der Gasthof »Zum Elefanten« stand, in dem die vornehmen Fremden abzusteigen pflegten. Auf dem weiten Platze blieb sie einen Augenblick stehen, um zu verschnaufen. Ihr einziger Gedanke war gewesen, den Reisewagen des Junkers von Collenberg vor dem Gasthaus zu erreichen; da aber kein Fuhrwerk vor der Treppe hielt, flog sie weiter, um durch das Falkentor zu entkommen. Doch schon gellte der Volksruf: »Fangt die Hex!« hinter ihr her und erregte die Aufmerksamkeit einiger Fuhrknechte, die vor dem halbverschlossenen Tore beieinander standen und rasch die Arme ausstreckten, um die Fliehende abzufangen. Da bog sie wie der Wind in ein anderes

Seitengäßchen ein; aber überall, wohin sie sich auch wenden mochte, überall begegnete sie feindseligen oder lachenden Gesichtern: denn den Frankenthalern war es inzwischen zum Bewußtsein gekommen, daß für die Hexe kein Türlein zum Entwischen offen stand, und nun gedachten sie die Atemlose wie eine Maus bis zu letzter Erschöpfung im Kreise herumzuhetzen und sie erst zu fangen, wenn sie keinen Fuß mehr heben konnte.

So gelangte sie in wilder Hatz ein zweites Mal vor das Falkentor, über dessen Zinnendach nun der Ton des Posthorns noch einmal wie ein ersterbender Hauch aus weitester Ferne hereinklang. Einen Augenblick stand die Atemlose still, um sich zu besinnen: da hörte sie, wie sich das Gejohl und Geschrei ihrer Verfolger nah und näher wälzte, wie es gellend und pfeifend aus allen Gassen zusammenbrauste und über den Dächern zusammenschlug. In jäher Todesangst floh sie in den Turm und stürmte die schmale Holztreppe empor, die aus der Torhalle auf den uralten Wehrgang hinter der Stadtmauer führte, und eilte unter der niedern Bedachung des Umgangs weiter. Und wie ein himmlischer Schutzort glänzte ganz plötzlich das Haus des Ratsherrn Kemmeter vor ihr her, dessen Garten, wie ihr nun einfiel, an die Stadtmauer grenzte. Sie mußte allerdings, um in den Garten zu gelangen, einen Sprung in die Tiefe wagen. Da sie aber schon die Tritte der Verfolger zu hören glaubte, ließ sie sich ohne langes Besinnen von der hölzernen Brüstung des Wehrganges auf ein umgegrabenes Beet fallen und gelangte, bis zum Tode erschöpft, vor die Hintertüre des Flures, deren Klinke dem Drucke ihrer Hand nachgab. Margret, die Schwester des Spitalpflegers, die gerade eine Windel für ein Waisenkindchen säumte, machte große Augen, als Babette Glock wie ein gehetztes Wild in die Stube stürzte und mit hauchloser Stimme um einen Zufluchtsort bat. Die alte Jungfer sah nicht gerade mit liebevollen Augen auf das Mädchen, das als keckes, mundfertiges Wesen in ihrem Gedächtnis lebte und nun, da sie als Flüchtige kam, vielleicht Sorge und Belästigung in das Haus brachte. Da sie nicht wußte, was der nächste Augenblick bringen würde, und sie gewohnt war, nichts ohne ihren Bruder zu tun, löste sie den Strick von den Händen der Erschöpften und sperrte,

ohne ein Wort zu sagen, das still vor sich hinweinende Mädchen in eine Bodenkammer. Dann verschloß sie, der weiteren Dinge harrend, die Gassentüre des Hauses. Nach einer Wile hörte sie, wie eine johlende Menge in dem Wehrgang über dem Garten hin und her stürmte; aber es erschien niemand in dem Hause, um nach der Entflohenen zu spähen, und so hielt sie es für angebracht, die dumpf vor sich Hinbrütende zu heiligem Schweigen zu mahnen, da die Magd bald vom Markte heimkäme. Sie fragte unwirsch, ob Babette ein Gläschen Wein wolle, und brummte wie ein Hausdrache vor sich hin, als die Erschöpfte mit aufgehobenen Händen und erloschener Stimme nach dem Ratsherrn verlangte.

Als der Spitalpfleger eine Stunde später nach Hause kam, ließ sich die Jungfer Margret erst die Flucht der Hexe erzählen, und dann geleitete sie, ohne einen Muckser von sich zu geben, ihren Bruder in die Kammer, wo Babette mit weiten Augen und schwer atmend auf einer niedern Truhe saß: sie hatte in dem dunklen Gelaß jede Hoffnung auf Rettung verloren und war gewärtig, jeden Augenblick ergriffen zu werden.

»Du hast uns da ein hübsches Süpple eingebrockt,« sagte der Ratsherr unwirsch, als er gewahrte, wie die Tränen über die Wangen der Gehetzten niederrannen. »Und ich soll's ausessen, gelt? Aber so ist die Jugend: nur wenn sie uns braucht, kommt sie zu uns, damit wir die Fädchen, an denen sie zappelt, zu einem seidenen Stricklein drehen, um das Glück an ein rechtes Handgelenk zu binden; wenn wir aber auch am Tische sitzen wollen, wo sie aus vollen Bechern trinkt, dann heißt es: Geh, du hast dein Teil gehabt! Die Jungfer weiß vielleicht, daß ich französisch parlieren kann und zwei Jahre auf der Akademie in Straßburg gemeines und kirchliches Recht studiert hab? Aber sie weiß nicht, daß ich mich da auch um andere Dinge gekümmert habe, die auf keinem Kirschbaum wachsen. Und einen Trost von da hab ich mitgebracht: Es kommt immer anders! Die Jungfer muß erst Großmutter werden, eh sie versteht, was das besagen will. Was aber sollen wir mit Ihr anfangen? Nun was das Hexensüpplein anbelangt, so soll mir der Rat beim Essen helfen und tüchtig blasen, damit er sich die Zunge nicht

verbrennt und, vel votando vel consulendo, lernt, wie Hexenmählchen schmecken. He, Jungfer Glock, Ihr könnt Euch rühmen, den alten Bienenkorb fein in Aufruhr gebracht zu haben. Hört Ihr den Lärm? Nun wird sich zeigen, ob Seine Ehrwürden der Probst recht hat, wenn er behauptet, die Zeit himmlischer Erleuchtung sei nie näher gewesen als heute, Apokalypse dies oder jenes Kapitel. Es wäre zum Lachen, wenn ein fliehendes Frauenzimmerchen den Herren dieses Lichtlein aufgesteckt hätte, damit sie auch sehen, welches Süpplein sie blasen. Und auch die Zunft der Bader wird heut zu tun bekommen.«

Da Babette schwieg, hob Christopher Kemmeter das Kinn der Sitzenden empor und lachte dann: »Was seht Ihr mich an? Habt Ihr vielleicht schon einen schöneren Jüngling gesehen? Was würdet Ihr sagen, wenn ich Euch bei der keuschen Susanna im Bad ersuchte, meine liebwerte Ehefrau zu werden? Ich möchte auch einmal, wenn ich abends aus dem Ratskeller nach Hause komme, von weichen Pfoten gekraut werden. Meine Schwester ist ein altes Fegefeuer und hat nicht die Hand dazu.«

»Der Herr von Collenberg ist durchgefahren?« fragte Babette, mit einem Blick, aus dem fast kein Leben leuchtete.

»Mit einer Braut, die sich der Batzenschmelzer aus Mainz geholt hat. Laßt ihn fahren; den seht Ihr niemals wieder.«

Babette Glock sank auf die Truhe zurück und starrte vor sich hin: was sie da vernahm, stieß sie wieder in den Jammer öder Hoffnungslosigkeit zurück, und doch wunderte es sie selbst, daß sie keinen tieferen Schmerz ob dieser Nachricht empfand. Der Spitalpfleger scherzte indessen weiter: »Und ich gefall Euch nicht?«

Da überkam die Reglose jählings ein Gefühl der Beruhigung, und plötzlich erwachte die Schelmin in ihr: »Ich will keine Wittib werden,« sagte sie seufzend, während ihr die hellen Tränen in die Augen schossen.

Der Ratsherr zwinkerte mit den Äuglein unter seinen buschigen Brauen: »Ihr verurteilt mich ja zu einem raschen Sterben! Aber was habt Ihr, wenn Ihr einen verängstigten Hungerleider nehmt, der nicht lachen kann und seine Bettelsuppe mit saurem Gesicht ißt?«

»Ich hab zuviel gelacht,« seufzte sie, worauf sie in ihre vorige Trübsal zurücksank.

»Wenn es der Geis zu wohl wird, geht sie gern aufs Eis. Nichts für ungut, Jungfer: Ihr habt ein Schelmenaug, das schlimmere Dinge verrät, als ein roter Mädchenmund sagen kann. Ich würde Euch gern einen Mann schicken, der meine Sache führen soll, aber ich kenne keinen: zu Frankenthaler Kanzlern nimmt man niemals aufrechte Männer, weil man sie in diesem Amt nicht brauchen kann.«

»Ihr sollt nichts Schlimmes über ihn sagen,« bat Babette mit leiser Stimme.

»Frauenwille, Gotteswille,« drohte Christoph Kemmeter mit erhobenem Finger, und in ausbrechender Sorge fügte er hinzu: »Nun aber halt dich still. Es darf keine Seele erfahren, daß wir ein Herlein beherbergen. Und muckse nicht, wenn unsere Magd, die alte Urschel, auf dem Speicher rumort: den Schlüssel zu der Kammer da hab ich verloren, wenn sie ihn verlangt. Und deiner Tante will ich zur Gemütsberuhigung sagen, sie soll uns doch einen Hochzeitskuchen, einen echten Frankenthaler Blatz mit Weinbeeren, backen.«

Da saß nun Babette zum zweiten Male in Gefangenschaft und hatte Muße, über das Wesen der Menschen nachzudenken. Von dem schmalen Giebelfensterchen aus konnte sie einen Teil des Gartens überblicken, der sich hinter dem Hause des Spitalpflegers bis an die Mauer erstreckte, und wenn sie das Köpfchen aus dem Fenster streckte, konnte sie den Duft der Blumen riechen, der aus der stillen Mauergartenwelt in ihre Kammer emporstieg. In dem ummauerten Garten herrschte ein geheimnisvolles Leben: die Amseln huschten zankend über die Beete, ein Brünnlein perlte in ein zerborstenes Becken, und die ersten Rosen glühten aus der grünen Tiefe. Einmal sah sie auch den alten Kemmeter, wie er mit einem Kännchen von Beet zu Beet ging und dann die Faust gegen den Wehrgang schüttelte, über dessen Brüstung von Zeit zu Zeit neugierige Gesichter lugten. Da zog sie sich in das Innere zurück. Sie hatte gehofft, der alte Ratsherr werde in einem Stündchen schon mit dem Geliebten daherkommen, damit sie gemeinsam berieten, wie sie zu

ihrer Base in Zell entkommen könne; doch die Stunden zogen sich hin, und erst gegen Abend erschien der Ratsherr mit der Nachricht, der Herr Stadtschreiber habe sich bei einem Hexengespräch, gegen jede Würde, hinreißen lassen, in einer Weinstube die Hand gegen ein paar Laffen aus der Freundschaft des Bürgermeisters zu erheben und liege nun mit einer Stirnwunde zu Bette.

»Sie hat den Heldengeist in ihm geweckt,« scherzte der Alte, und Babette entgegnete leise, aber fest: »Ich werde noch ganz andere Dinge in ihm wecken.« Aber sie zeigte, zum Erstaunen des Ratsherrn, weiter keine Neugier, Näheres über diese Schlägerei zu erfahren, sondern fragte nur: »Wann kann ich ihn sehen?«

Der Alte versprach, ihren Wunsch zu erfüllen; er habe ihr Versteck noch nicht verraten; aber er werde den Helden am nächsten Tage lebendig oder tot herbeischaffen, und Babette, die in dieser Nacht zum erstenmal wieder traumlos ruhig schlief, erbat sich am nächsten Morgen ein Nähzeug, um ihr Busentuch auszubessern. Die Jungfer Margret sah ihr dabei ein Weilchen zu und brachte dann ein paar Waisenhemdchen herbei, die Babette säumen sollte. Sie hatte sich vorgenommen, dem kecken Ding gehörig auf die Finger zu gucken; aber wenn Babette die leuchtenden Augen aufschlug, blieben der alten Jungfer die Scheltworte in der Kehle stecken, und nur ein Knurren der Abziehenden verriet, daß sie mit sich selber unzufrieden war.

Mit sinkender Nacht betrat Friedrich Lerch, den Dreispitz tief auf die Stutzperücke gedrückt, das Haus des Spitalpflegers. Dieser ließ sich zuerst des weiten und breiten berichten, was die Frankenthaler über die verschwundene Hexe hin und her redeten, und wem das Fell von Prügeln juckte; dann ging er hüstelnd in dem Gemach auf und ab, guckte in ein Schränkchen und schloß es wieder zu, stopfte seine holländische Pfeife und holte endlich aus dem Keller eine Kanne Wein, aus der er dem Stadtschreiber fleißig einschenkte. Als er selbst ein paar Gläser getrunken hatte, fing er an: »Friedrich Lerch, ich hab Seinen Vater gekannt, und weiß Er, was mir mein guter Freund, der selige Kammerdirektor Lerch, eines Tages, auf einer Schweins-

hatz, sagte: ‚Ich hab sieben Buben und einen, der ist zu allem unbrauchbar. Nicht einmal zum Haferschneiden weiß er sich anzuschicken.‘ – Ich tröstete den Vater dieses Sorgenbuben und sagte: Laß ihn lateinisch lernen! Hat Er's gelernt? Weiß Er, was Horaz vom Tage sagt? Carpe diem!«

Ein bitteres Lächeln umflog den Mund des unbestätigten Kanzlers; doch der Alte fuhr fort: »Hat Er so an den Kosttischen gelächelt, die er in Altdorf ausgefressen? Nichts für ungut: daß Er mit seinen Brüdern nicht aus dem Vollen schöpfen konnte, kam daher, daß sich mein getreuer Freund, Sein seliger Vater, zu früh aus dem Staub gemacht hat in ein besseres Jenseits. Nicht ohne Grund: denn ich könnte allerlei Geschichten erzählen, wie man an kleinen Höfen lebt und seine Leute preßt. Als ich das letzte Mal bei Seinem Herrn Vater in Weiningen weilte, gab er mir ein Reskript zu lesen, dessen Wortlaut ich mir eingeprägt habe. ‚Von Gottes Gnaden, Wir Ulrich Ernst, Fürst von Weiningen (und das und das und so weiter). Lieber, Getreuer! Nachdem Unsere Fürstliche Gemahlin Durchlaucht eine Reise ins Bad nach Pirmont vorzunehmen gnädigst beschlossen haben, hiezu aber noch ein Reisezuschuß von fünfhundert Dukaten in Gold unumgänglich erforderlich ist, also befehlen wir dir in Gnaden besagte Summe aus deiner Amtskasse, in Ermanglung deren aber aus eigenen Mitteln, binnen vierundzwanzig Stunden, bei Vermeidung der Execution, herbeizuschaffen.‘

Und weiß Er, was Sein Vater tat? Er meldete, daß er aus seinem eigenen Säckel bereits einhundertfünfzig Gulden in die Hofküche gespendet, worauf ihm ein Schreiben zukam: ‚Wir u. s. w. Lieber, Getreuer! Nachdem wir aus deinem untertänigen Berichte de dato hesterno et praesentato hodierno in Gnaden ersehen haben, daß Pars prima rescripti nostri nicht in Anwendung zu bringen, also hat es bei Pars secunda desselben sein unausbleibliches Bewenden.‘ Das will besagen, daß die besagten fünfhundert Gulden von dem Kammerdirektor Lerch beschafft werden mußten, und daß Seine Mutter später mit der Rentkasse im Streit lag, um ihren hungrigen Buben das Vorgeschossene zu erstreiten. Er weiß auch, daß sein Vater längere Zeit gelähmt dalag und daß er nur noch das eine Wort

„Hundsfötter" hervorbringen konnte. Ich weiß nicht, wen er damit meinte, kann mir's aber denken –. Hundsfötter und Herrgötter gibt einen feinen Reim, womit ich übrigens keine Blasphemie gegen unsern lieben alten Herrgott und Seligmacher an den Mann gebracht haben möchte. Doch nun frag ich Ihn: Was gedenkt Er zu tun?«

Friedrich Lerch zuckte die Achseln.

Doch der Alte fuhr fort, und aus seiner Stimme klang es wie Hohn und Grimm: »Er ist ein studierter Mann. Weiß Er nicht, daß alle Dinge an ein Fädchen geknüpft und so miteinander verstrickt und verwoben sind, daß man kein Mäschlein auflösen kann, ohne ein Löchlein in das Geweb zu machen? Und daß, wer A sagt, auch B sagen muß? Und daß des Herrgotts Boten so leis zur Tür hereinkommen, daß wir gar keine Zeit finden, sie hinauszuwerfen, ehe sie ihre Botschaft an den Mann gebracht haben? Er ist eine brave, aber furchtsame Seele. Hat Er sichs schon überlegt, daß man damit den Weibsen nicht in die Augen sticht?«

Friedrich Lerch seufzte.

»So denkt Er immer noch an die Hexe? Schlag Er sich das Frauenzimmer aus dem Sinn. Er ist nicht gemacht, um mit Hexen zu leben. Ich rate Ihm, eine gestandene Jungfer zu nehmen, die eine doppelte Aussteuer in ihrer Kammer, einen Gültbrief in ihrem Laden und hundert Kronentaler in ihrem Strumpf versteckt hat. Zwölf Kinder soll er bekommen, und beim dreizehnten kann Er mich zum Dot bitten.«

»Sie werden sie wieder fangen,« seufzte der Stadtschreiber, der in einem fort an Babette dachte.

»Oh, la la,« lachte der Alte.

»Und ich könnte sie alle an den Galgen bringen, wenn es noch Recht und Gerechtigkeit gäbe,« schrie Friedrich Lerch, in dem nun der Wein zu wirken begann, ganz plötzlich auf. »Ich habe erst einen Blick in die Vetterleswirtschaft am Ort getan und weiß doch schon, daß sie alle, die hochmögenden Herren, Taschen mit doppelten Böden haben. Der hat einen Sohn und jener eine Tochter, die alle meinen, es schmecke kein Kuchen so süß als der, den sie aus dem Stadtmehl backen –«

Der Ratsherr lachte aus vollem Halse: »Er ist toll. Weiß Er am End auch schon, daß man am weichsten auf dem Leder geht, das man aus dem Rücken der anderen schneidet? Hat Er darüber nachgedacht, warum wir von der gleichen Konfession die gleiche Anzahl Ratsherren, Pfaffen, Stadtausrufer, Hochzeitansager, Büchsenmacher, Glockengießer, Apotheker, Ärzte und Scharfrichter haben, warum aber nur ein Bürgermeister regiert? Hat Er noch nicht bemerkt, daß der katholische Totengräber seine Leute mit einem anderen Gesicht eingräbt als der lutherische? Und was will Er machen, wenn Er, wie ich als Armenadvokat, eines Tages zum Waisenvater und Rentmeister des Waisenhauses zugleich ernannt wird und in die seltsamste Zwickmühle gerät? Setzt Er den Fall, der Waisenvater – Er – befehle dem Rentmeister – Ihm –, den unglücklichen Waisenkindern einen Osterkuchen aus Weizenmehl backen zu lassen, und der Rentmeister weigere sich, Seinem Befehl zu gehorchen, weil kein Geld in der Kasse ist? Wird Er den Lümmel nicht koramisieren? Wird Er – als Waisenvater – dulden, daß der Rentmeister Ihm auf ein ungeschriebenes Pro memoria von hundert Seiten keine Antwort gibt, sondern Ihn vielleicht gar auf die immerwährende Frankenthaler Kirchweih lädt? Wenn Er in solchen Lagen, wie ich sie zu hundert Malen durchgemacht habe, nicht zum voraus Bescheid weiß, versteht Er nichts in politicis, und ich rat Ihm als guter Freund, lieber heut als morgen eine gut dotierte Stellung in dem Utopien des weiland Kanzlers Morus zu suchen, nicht aber in einer paritätischen Republik, deren Verfassung auf dem Westfälischen Frieden gutgeheißen wurde und dem kaiserlichen Hofrat in Wien auch heut noch zuweilen den heiligen Amtsschlaf stört. Ich will Ihm, falls er als Scriba beim Amt zu bleiben und das Juramentum zu leisten gedenkt, einen guten Rat geben: Trag Er nur fein immer den Hut in der Hand, wenn Er dem regierenden Herrn Bürgermeister oder einem hochmögenden Ratsherrn begegnet, und katzenbuckle Er wie ein Hungerleider, der Schlehen für Pflaumen frißt, wenn die Not an den Mann geht. Und wenn von der hochmögenden Obrigkeit die Rede ist, die, wie ich jüngst in einem alten Hexenurteil gelesen, von Gott eingesetzt und mit scharfem Verstand

begabt ist, so sitz Er mit ehrfürchtigem Gesicht da und laß Er seine Ohren hängen, wie es die bockigen Esel tun. Sollte Er zufällig ein Weinglas vor sich stehen haben, so kann Er trinken; aber Er lasse es nicht merken, daß Er es vielleicht tut, um Seinen Ärger hinabzuspülen. Vor allem aber mach Er sich nie mit der Geistlichkeit zu schaffen; denn da wird Er, wie ich Ihm auf Eid und Treu versichern kann, immer den Kürzeren ziehen, obwohl ich Leute kenne, welche die wohlehrwürdigen, großachtbaren und hochgelahrten Herren mit und ohne Beffchen zu eigenem Gaudio hie und da hübsch gezaust haben, hihi. Und wenn Er Geld hat, laß Er es nie merken, sondern sperre seine errackerten Kronentaler in einen Strumpf ohne Loch; denn die Strümpfe sind nicht dazu da, daß man darauf gehe, sondern daß man sie voller Batzen im Bettstroh verstecke. Und wenn Er, was nicht immer ein Glück ist, Söhne bekommt, so laß Er sie nicht in den metaphysischen Terris incognitis herumvagieren, sondern laß Er sie wieder Stadtschreiber werden, welches Amt mit Gehalt und Gefällen seinen Mann redlich und kümmerlich nährt in Ewigkeit. Amen.«

»Sie hat keinen Menschen auf der Welt,« jammerte der Stadtschreiber, der immer wieder an Babette dachte, weiter.

»Will Er um eines Weibsbilds willen auf die schönste Stadtschreiberei in der schönsten Stadt Kleinfrankens verzichten, über deren Rathaustor die vielsagenden Buchstaben S. P. Q. F., das heißt Senatus Populusque Frankenthalensis eingemeißelt stehen? Weiß Er, wie Hunger tut, und wie kleine Kinder schreien, wenn sie kein Brot haben? Meint Er, Verliebte leben von Nektar und Ambrosia? Oder will Er wirklich in der Welt draußen seinen gelehrten Mann stellen und sehen, wie Er sich in den Händeln ein Haus zimmert?«

»Den Bettel werf ich ihnen vor die Füße,« schrie der Kanzler.

»Weiß Er, daß man an weltlichen Höfen kriechen und an geistlichen ein Aug zudrücken muß, falls man eine schöne Frau mitbringt?«

»Heut noch geh ich aus der Stadt.«

»Will Er das wirklich? Nun, vielleicht ist Er der Mann, um an einem geistlichen Hof besser fortzukommen, als in dieser

Stadt, von der ihre Nachbarn seit Methusalems Zeiten absonderliche Schwänke erzählen. Es heißt, unter dem Krummstab ist gut wohnen, und die hochgeborenen Domherren in Mainz, Würzburg oder Bamberg haben Leute, die nach dem Verse „On trouve avec le ciel des accommodements" leben, nicht ungern um sich. Aber wenn Er solche Pläne in seinem Cerebro wälzt, so nehm Er sich auch gefälligst eine gute Lehre von dem Mohren mit, der auf unserem alten Wachturm dem ganzen heiligen römischen Reich die Zunge zeigt und den Leuten mit dieser Geste verkündet, was ein Biedermann von ihnen und der Welt sub rosa zu denken hat. Aber eh Er seine Höhle aufsuch, will ich Ihm noch etwas Hübsches zeigen.«

Ehe er sich erhob, blickte Christopher Kemmeter mit gespitztem Mund in die Kanne, um zu sehen, ob sie leer sei, und dann nahm er den wild dreinblickenden Kanzler am Arm, führte ihn eine knarrende Holztreppe hinauf und stieß ihn in eine Gerümpelkammer, wo Babette blaß und gefaßt bei einer geschnäbelten Öllampe am Tische saß und ein Waisenhemdlein säumte. Sie wollte aufflammen, als Friedrich Lerch stolpernd eintrat; als sie aber sein gedrücktes Wesen bemerkte, warf sie sich in seine Arme und brach in herzzerreißendes Weinen aus. Er streichelte ihr zärtlich die blassen abgemagerten Backen; aber er wagte noch lange kein Wort zu reden, bis sie endlich tief aufseufzte und fragte: »Was soll nun werden?«

Da erwachte der Mann in Friedrich Lerch, und mit einem Male besaß er eine Menge von Talenten und Schlichen, mit deren Hilfe er es zu einem schönen Ämtchen in einem der zahllosen Ländchen des Gaus zu bringen gedachte. Er tat, als ob er Zeit seines Lebens nur mit Domherren, Kammerdirektoren, Rentmeistern und Sekretären Umgang gepflogen hätte, und ließ sein Rößlein immer wilder steigen. Babette hörte ernsthaft zu; als er aber mit dem Auskramen seiner Pläne fertig war und wieder in seine alte Mutlosigkeit zurücksinken wollte, gab sie ihm einen zärtlichen Rippenstoß, und als er ihre schimmernden Augen gewahrte, empfand er die tröstliche Gewißheit, daß die alte Babette noch lebe, und glückselig schloß er die Erglühende zum erstenmal in seinem Leben in die Arme.

So saßen sie eine Weile wortlos da, bis die wie ein Vögelein sich duckende Babette sich plötzlich losmachte und fragte: »Wenn ich nun aber doch ein Herle wär?« Und als Friedrich Lerch leise lachte, verzog sie schmollend ihr blühendes Mündchen und seufzte: »Ach ja, das kommt davon!« —

Die Wahl des Friedrich Lerch zum Stadtschreiber wurde von den hochmögenden Regierenden in Frankenthal nicht bestätigt. Die Evangelischen setzten es durch, daß, nach altem Recht und Brauch, einer der Ihrigen an die Stelle kam, und zu ihrem Erstaunen erhob der Spitalpfleger Christopher Kemmeter keine Einsprache. Er wurde überhaupt in diesen Tagen selten in der Stadt und im Rat gesehen, und wenn Gaffer kamen, um nach ihm zu sehen, erzählte er ihnen des Langen und Breiten, daß sein guter Freund, der Abt von Fulda, drei Fässer Cypernwein bei ihm bestellt habe, die er in nächster Zeit zu liefern gedenke. Wenn die Rede auf die verschwundene Hexe kam, spielte er den Schwerhörigen, und wenn ihm einer auf den Kopf zusagte, daß er bei dem Handel die Hand im Spiele habe, brummte er, ihm tue nur leid, daß die Gerichtsherren um ihr dreitägig Fasten gekommen seien. Er wußte, daß die Anhänger des Bürgermeisters sein Haus umschlichen und auch draußen, vor den Mauern, ihre Späher hatten; aber diese fanden es doch in der Ordnung, daß eine Woche nach dem Verschwinden Babettes ein Wagen mit drei Fässern vor dem Keller des Ratsherrn hielt, und kein Mensch ahnte, daß Babette unter dem mittleren, das keinen Boden hatte, saß und mit angstvollen Ohren dem Spiel des Postillons lauschte, der eine fromme Weise blies, als er langsam aus dem Falkentore fuhr.

Friedrich Lerch selbst war eines Tages ohne Sang und Klang aus der Stadt verschwunden, und ein Gerücht wollte bald darauf wissen, er sei mit der Hexe Babette Glock in Bischofsheim gesehen worden.

Der Ratsherr Christoph Kemmeter erbot sich daraufhin, bei dem kurmainzischen Oberamtmann, dem Herrn Hans Rüdt von Collenberg, Klage zu erheben, falls das Gerücht von dem sündhaften Hexenschutz auf Wahrheit beruhen sollte. Als er in einem alten Roquelaure, der seit zwanzig Jahren unbenutzt im

Schranke hing und da und dort Mottenlöcher sehen ließ, in den Postwagen steigen wollte, hörte er, daß zwei Wäscherinnen im Nachbarsgarten die Hexe Babette Glock gesehen haben wollten, wie sie, mit fliegendem Haar und auf dem Besenstiel reitend, dreimal um den Türmersturm geflogen sei und dem zungenreckenden Möhren ihr spitzes Zünglein gezeigt habe. Die beiden Gevatterinnen schwuren hoch und teuer, daß ihnen das Luder nicht mehr entwischen werde, wenn sie sie wieder fangen würden. Der Herr Spitalpfleger ließ sich die Geschichte zweimal erzählen und bemerkte dann, die Nürnberger hätten noch nie eine Hexe verbrannt, ohne sie zu haben, und so riet er auch den beiden Gevatterinnen, doch ja den Rat dafür zu stimmen, daß dieser löbliche Rechtsbrauch der Nürnberger nicht in Verfall gerate.

In der alten Tauberstadt ging er erst seinen Weingeschäften nach und ließ sich dann bei dem Junker Emmerich melden, den er in dem schmalen Schloßgarten zwischen zwei geputzten Frauenzimmern auf und ab wandelnd fand: es war die junge Freifrau Ottilie und Babette, die nun ganz französisch ausstaffiert war und ein bemaltes Fächerchen in der Hand trug, an der ein goldenes Ringlein glänzte. Sie lief leichtfüßig auf den alten Ratsherrn zu, gab ihm einen Kuß und flüsterte ihm ins Ohr: »Wir halten übermorgen Hochzeit. Und dann will ich ihn ziehen.« Und dann floh sie wieder zu ihrer neuen Freundin und faßte sie, wie Zuflucht suchend, am Arm, während der Junker seine Fahrt an den Hof zu Mainz erzählte und dem Gast für die Dauer seines Aufenthaltes in der Bischofsstadt den beklagten Gebetsstuhl der Familie von Collenberg zur Verfügung stellte.

Da in diesem Augenblicke Friedrich Lerch aus der Rentstube daherkam, um seinen Gönner zu begrüßen, benutzte dieser die Gelegenheit zu einem Scherze; er rief: »Er kommt gelegen. Er kennt doch die Geschichte von dem Gebetsstuhl, den mir der Herr Baron soeben zum Gebrauch für eine Hochzeit angeboten? So sag Er mir doch, welchen Bescheid er hätte ergehen lassen, wenn er Geheimer Rat des durchlauchtigsten Erzkanzlers gewesen wär?«

Friedrich Lerch sah Babette an und entgegnete nach einer Weile: »Wir Johann Karl Friedrich von Gottes Gnaden, des

Heiligen Römischen Reiches durch Germanien Erzkanzler und Kurfürst etc. fügen Unserm lieben getreuen Amtmann zu wissen, daß der beklagte Gebetsstuhl in Unserer Pfarrkirche zu Bischofsheim an seinem Platz zu bleiben hat; aber Wir geben ihm den wohlmeinenden Rat, den Vorhang offen zu halten, wenn der Herr Dekan predigt oder das Hochamt zelebrieret, und die beklagte Schließung des Vorhangs, die Wir seiner christlichen Demut zugute halten wollen, für die Predigten und stillen Messen der Vikare und Kapläne zu versparen –«

Der Ratsherr lachte: »Er hat etwas gelernt! Er wird sein Glück an einem Hof machen.«

Doch da mischte sich Babette ins Gespräch: »Und wie haben wir uns im Betstuhl zu verhalten?«

Der Frankenthaler Ratsherr entgegnete: »Die Jungfer wird nie das Gelüsten haben, den Vorhang zuzuziehen; denn die Frauenzimmer wollen auch beim Beten gesehen werden.«

Babette knixte und ergriff die Hand ihres Liebsten, um mit der Gesellschaft den Gang in die Kirche anzutreten, wo der Collenbergische Betstuhl in seiner funkelnagelneuen Pracht mitten in dem Hauptgang vor dem Chore stand.

Christopher Kemmeter kam erst nach einer vollen Woche mit einem Hochzeitssträußchen an seinem Roquelaure und einem verschmitzten Gesicht heim. Er sprach zuerst bei der Margret Hippler vor, die, wie sonst, mit friedlichem Gesicht an ihrem Spinnrad saß, und erzählte dann in der Trinkstube und im Geheimen Rat, daß er in der Stadt der heiligen Lioba zwar auch einen festen, runden Hexenturm, aber keine Hexe darin gefunden habe, da die Hexen im Taubergrunde gründlich ausgestorben seien.

Friedrich Lerch half dem kurmainzischen Amtmann Collenberg eine Zeitlang bei dessen Amtsgeschäften, und später, als der Graf Stadion den Junker Emmerich als Kämmerer des Erzkanzlers nach Mainz zog, begleitete er den jungen Herrn an den kurfürstlichen Hof, wo er selbst bald darauf eine Stellung als Geheimer Rat fand und durch Josef II. in den Adelsstand erhoben wurde. Babette Glock schenkte ihm ein einziges Töchterchen, das sich im Blütenalter von sechzehn Jahren mit

dem Hauptmann Ignaz von Schreckenbach vermählte und sieben Kinder gebar, von denen fünf Söhne nach Wien gerieten und in kaiserliche Dienste traten. Sie hatten alle das Gemüt ihrer Großmutter geerbt, und wenn es heute unter den viel gepriesenen Wienerinnen noch viele heimliche Hexen gibt, so ist diese Wahrheit gewiß zu einem kleinen Teil auf das Blut der letzten Frankenthaler Hexe zurückzuführen.

»Ich will annehmen, daß Sie diesmal Ihre Phantasie besser an der Leine gehalten haben,« bemerkte der Baron, als der Erzähler geendet hatte. »Im übrigen dürfte die Geschichte stimmen, obwohl mir von einer Einkerkerung dieser Ahnenfrau wegen Hexerei nichts bekannt war. Eine Enkelin des unbestätigten Kanzlers Lerch heiratete im Jahre 1789 den Freiherrn von Admont in Wien, und dessen drittälteste Tochter Maria Theresia ist meine Großmutter. Mein Großvater hat erst ziemlich spät, nach dem russischen Feldzug, im Jahre 1814, geheiratet.«

»Na, hundert Jahre früher hätte diese Hexenhaft nicht mit einer Hochzeit, sondern mit einer Schwemmung geendet,« bemerkte Kunrath, der in allen Winkeln der Geschichte Bescheid wußte, wo sich die Festfreude der Menschen am Hängen und Spießen, am Köpfen und Rädern der sogenannten Ebenbilder Gottes vergnügt hatte.

»Oh, mit einer Hexenklage war auch im achtzehnten Jahrhundert noch nicht zu spaßen,« entgegnete der Baron, der mit einem Male Wert darauf zu legen schien, daß seine Ahne Babette nicht ihres besonderen Schicksals entkleidet wurde. »Wie Ihnen nicht unbekannt sein wird, hat es noch viel später Hexenbrände in Deutschland gegeben, und der Hexenglaube ist auch heutigen Tages noch nicht erloschen. Wenn Sie einmal, wie ich, tiefer in ein kleines Bauernnest hineingeschmeckt haben, werden Sie sehen, daß ich recht habe.«

»Was ist denn aus dem lustigen Junker Emmerich Rüdt von Collenberg geworden, in dem wir doch die leichtfertige Ursache dieser Hexengeschichte zu verehren haben?« fragte der Major, der zum ersten Male ein Wort verlauten ließ.

»Darüber kann ich wahrscheinlich Auskunft geben,« gestattete ich mir zu entgegnen. »Ich habe in meiner Jugend viel von einem Grafen Heribert von Collenberg gehört, der als hochbetagter Sonderling auf Schloß Distelhausen starb. Meine Großmutter, die ihn sehr wohl vom Sehen kannte, hat mir sehr häufig von dem alten Herrn erzählt, der ein Sohn des lustigen Herrn Emmerich gewesen sein dürfte. Ich glaube sogar zu wissen, warum der Mannesstamm der Rüdt von Collenberg, die jahrhundertelang als Verwalter und Hofleute in Diensten der Erzbischöfe von Mainz standen, mit ihm erloschen ist. Wenn die Herren mir gestatten, will ich Ihnen die Geschichte, deren Katastrophe einen tiefen Eindruck in der ganzen Gegend hinterließ und auch heut noch nicht vergessen ist, erzählen. Sie handelt von einem schönen Türkenmädchen namens

Haydie.

An einem heißen Julitage des Jahres 1792 saß in dem Speisesaal des stattlichen Hauses, das der kurmainzische Oberstjägermeister und preußische Gesandte Freiherr von und zum Stein in Mainz bewohnte, eine erlesene Gesellschaft um die festlich gedeckte Tafel beisammen. Die Dienerschaft hatte sich soeben auf einen Wink des Hausherrn entfernt, und die Tafelnden, unter denen sich zehn französische Emigranten befanden, konnten ihrer Zunge freien Lauf lassen, ohne verräterische Ohren fürchten zu müssen. Der Hausherr, der seinen Gästen zu Ehren seine preußische Oberstenuniform trug, hatte alle Mühe, das Gespräch in den glatten Bahnen zu halten, auf denen auch zierliche Frauenfüße ihr Wesen treiben können; denn unter den Eingeladenen befanden sich ein paar Mainzer Kammerjunker, deren Einverständnis mit den Gedanken der großen Umwälzung in Paris er nur allzuwohl kannte. Die anwesenden Franzosen waren voller Siegeshoffnung; keiner zweifelte, daß der Feldzug der Verbündeten nur einen militärischen Spaziergang nach Frankreich zu bedeuten habe, und die Jüngsten sprachen ohne Scheu von der ausgiebigen Rache, die sie in Paris an den Ohnehosen zu nehmen gedächten. Der Chevalier de Mouron, der an der Tafel das laute Wort führte,

erinnerte, um sich bei dem Hausherrn einzuschmeicheln, an den erlauchten Schatten Friedrichs des Großen, dessen Armee zweifelsohne binnen kurzem die alten Ruhmestage von Roßbach erneuern werde. Der Kammerjunker Heribert Rüdt von Collenberg maß den Sprecher mit ernstem Blick; denn daß ein Franzose an die Feigheit der eigenen Nation erinnerte, erschien ihm als ein Mangel an Zartgefühl und Takt, dessen er sich selber unfähig fühlte.

»Unser Chevalier hat seinen Degen so oft mit den besten Degen Frankreichs gemessen, daß er sich aufs Kriegführen versteht,« scherzte die Fürstin von Monaco, die in rosaseidenem, einfach gegürtetem Gewand neben dem Hausherrn saß und auf den Lärm der Gasse zu lauschen schien. Die fünfundzwanzigjährige Frau trug keine Diamanten; aber in ihrem schweren blonden Haar, über dem ein Hauch leichten Puders lag, steckten zwei dunkle Rosen, aus denen hier und da ein reifes Blatt auf die schlanken Schultern der jugendlichen Fürstin herabfiel.

»Aber leider habe ich selten den Siegespreis eingeheimst, den schöne Hände in heroischen Zeiten bereithielten,« entgegnete der Chevalier, indem er sein Glas erhob und der Scherzenden mit langem Blicke zutrank.

»Sie sind zu viel in die Oper gegangen, Herr von Mouron,« entgegnete die schöne Frau, indem sie ein leichtes Gelächter aufschlug. Heribert von Collenberg sagte sich, daß noch niemals eine Stimme von solchem Wohlklang an sein Ohr geklungen habe, und er verwandte kein Auge von dem Spiel des reizenden Gesichtes, über das hier und da ein flüchtiger Schimmer, wie aus den Tiefen einer hellen Seele, ging.

Der Chevalier fuhr fort: »Die Frau Fürstin übertreibt. Seit ich das Glück hatte, zu sehen, wie man die Pavanne in Chantilly tanzt, ist mir der Geschmack an der Oper vergangen. Das Bessere ist eben stets der Feind des Guten. Unsere reizende Fürstin ist eine solche Meisterin des Tanzes, daß ich den Griffel eines Schöngeistes bräuchte, um sie würdig zu feiern.«

Die Fürstin schlug die Augen zum Himmel auf als ob sie beten wollte, und scherzte: »C'est de la folie passée! Ich tanze nur noch mit meinen Fingern.« Und sie entnahm dem seidenen

Bande, das ihre schlanke Gestalt gürtete, ein Spitzentüchlein, wand es um ihre verschlungenen Hände, so daß nur zwei Finger, als die beiden Beine einer winzigen Tänzerin, sichtbar blieben, und begann die Finger zu bewegen: wie in heroischem Ballettschritt bewegten sie sich auf der weißen Damastdecke auf und ab und endeten mit einem feierlichen Pas de deux, der aller Augen auf das zierliche Spiel gerichtet hielt.

»Brava, brava!« schrie der Chevalier, der sich erhoben hatte. »Die Guimard hätte es nicht besser gemacht.«

Die Fürstin löste das spinnwebweiche Tüchlein von ihren schlanken Händen und atmete tief, wie wenn sie auf einer Bühne getanzt hätte: »Ich bitte um einen Tropfen Champagner,« sagte sie, indem sie sich, fast kindlich lächelnd, an den Hausherrn wandte.

Heribert von Collenberg war schon nach einem Anrichtetischchen gesprungen und hatte eine Flasche ergriffen. Seine Hand zitterte, als er den perlenden Trank in das schlanke Stengelglas der Fürstin goß, die ihm mit offenem Blick dankte und dann flüchtig von dem gallischen Weine nippte.

»Ich trinke selten Wein,« sagte sie mit leicht umflorter Stimme zu dem Hausherrn, der nun auch sein Glas erhob, um der schönen Frau zuzutrinken.

»Der Nektar schmeckt anders auf dem Olymp als auf der Erde,« rief der Chevalier, dessen Nasenflügel bebten.

»Und der Olymp ist Paris, nicht wahr?« fragte die schöne Frau von Coudenhove, eine üppige dunkelhaarige Frau von über dreißig Jahren, von welcher bekanntlich der Kenner Goethe behauptete, sie sei die Zierde des Mainzer Hofes gewesen.

»Der Olymp ist Chantilly, Madame,« verbeugte sich der Chevalier, »und unsere Fürstin ist herabgestiegen, um uns Sterbliche im Exil zu trösten.«

Ein leichter Schatten legte sich auf die Züge der Fürstin und in der Brust Heriberts wurde ein Gefühl der Eifersucht rege; denn die Fürstin galt allgemein als die Geliebte des Prinzen von Condé und wurde als solche von dem gesamten Emigrantenadel geehrt und geachtet.

»Sie würden besser tun, uns ein heiteres Lied zu singen,«

entgegnete die Fürstin. »In unserm lieben Frankreich enden solche Mahlzeiten stets mit einem Trinkliedchen.«

»Nicht lange mehr: die Revolution wird die alte gallische Heiterkeit umbringen,« bemerkte ein kleiner buckliger Abbé, der am äußersten Ende der Tafel saß und den Früchten mit einem Appetit zusprach, als ob er seit Wochen keinen Bissen genossen hätte.

»Das wäre ein Verlust für Europa,« entgegnete der Freiherr vom Stein, dessen Gesicht sich erheiterte, als das Gespräch von den kriegerischen Hoffnungen des Tages abschweifte.

»Spielen Sie doch nicht den Totengräber, Abbé,« lachte der Chevalier.

»Die Revolution wird noch ganz andere Dinge in Europa umbringen,« fuhr der Abbé fort, indem er die Fürstin mit seinen großen, etwas hervorquellenden Augen starr anblickte. »Wir haben wahrhaftig zu lange auf einem Vulkan getanzt. Unsere Schöngeister aber haben, als Affen unserer Philosophen, die Vernunft vergöttert, und der Mensch ist niemals gefährlicher, als in dem Augenblick, wo er glaubt, das Reich der Vernunft sei gekommen. Unsere Philosophen haben die Natur zu einer hübschen Mechanik herabgesetzt, hinter der ein feiner Uhrmacher alle Bewegungen reguliert, und die Natur ist, ganz im Gegensatz zu dieser Maschine, etwas so Ungeheueres, daß man nur mit Schaudern ihre Spiele betrachten kann. Unsere Dichter aber haben in der Natur eine heitere Gelegenheit gesehen, Schäferspiele auf einer Wiese zu feiern, wo die Lämmchen blaue Bänder um den Hals tragen und leichtfüßige Schäferinnen nach der jüngsten Mode einhertänzeln und Küsse und andere Süßigkeiten verteilen. Sie alle haben vergessen, was die Natur ist: ein unermeßliches und dunkles Etwas, in dem wir Menschen, ob wir nun wollen oder nicht, unsere Feindin sehen müssen. Unser Beruf ist, die Natur zu bekämpfen. Der Mensch hat sich in seinen Häusern und Pflanzen, in seinen Tieren, in seinen Wissenschaften und Künsten Wälle geschaffen, hinter denen er Krieg mit der Natur führt: er liefert ihr Schlachten, indem er ihre eigenen Kräfte gegen sie wendet: ein einziger Kampf, der den Menschen zum Ebenbild der Gottheit macht.«

»Ich danke Ihnen für dieses Wort,« rief der Chevalier, indem er sein volles Glas erhob. Der Abbé ließ sich nicht stören: »Die Natur kümmert sich den Teufel um uns Menschen. Dazu ist sie eine viel zu vornehme Dame. Aber diese Einsicht hindert mich nicht an der Erkenntnis, daß wir an einem Wendepunkt der Geschichte stehen. Man braucht kein großer Prophet zu sein, um dies vorauszusehen: In hundert Jahren wird Europa republikanisch oder kosakisch sein.«

»Und wir?« fragte lachend der Chevalier.

»Wir werden ein Bonmot von gestern sein.«

»Hübsch. Fahren Sie fort.«

»Ich sage: Wehe der Regierung, die einen Augenblick nur vergißt, daß der Mensch ein böses Tier ist, das am meisten zu fürchten ist, wenn es in Begeisterung gerät. Der Enthusiasmus ist der Feind alles vernünftigen Denkens.«

»Sie füttern uns mit der Weisheit der Greise,« bemerkte Heribert, indem er errötete.

»Der Herr hat recht,« rief der Chevalier. »Aber ich möchte wirklich wissen, wie Europa in hundert Jahren aussieht –«

Der Abbé prophezeite weiter: »Es wird viele Soldaten und wenig Tapferkeit in der Welt geben. Der Mensch wird so frei sein, daß er alle anderen knechten muß, um zu seiner Freiheit zu gelangen, weil er die Verhältnisse selbst nicht mehr zu meistern vermag. Man wird alles sagen und denken dürfen, und doch wird dies nicht hindern, daß ein Mensch dem andern wie ein Ei dem andern gleicht: denn dies ist das Gesetz alles Lebens, daß alles auf seinem Gipfelpunkt in sein Gegenteil umschlägt. Wer dem Individuum alle Fesseln abstreift, macht es zu einem Sklaven. Die Herren in Paris kennen den Menschen nicht. Ich sage Ihnen: die Bestie hat erst angefangen ihre Sprünge zu machen.«

Der Chevalier lachte: »Sie machen ja die tapferen Armeen unserer Freunde, die gegen die Revolution zu Felde ziehen, zu Tierbändigern. Ich bin überzeugt, daß unsere Fürstin noch nicht an das Ende der Welt glaubt.«

Die Fürstin lächelte müde, ohne den Blick von Heribert zu verwenden, in dessen Augen ein tiefer Glanz stand.

»Ich bin Philosophin,« sagte sie leise und die Achseln zuckend, indem sie dem jungen Manne zulächelte.

»Dann gestatten Sie mir, daß ich Ihnen ein kleines Couplet widme, das mir gestern eingefallen ist,« rief der Chevalier. »Es trägt den Titel ‚Weltlauf'.« Und er begann in leicht übertreibender Weise, indem er die Verse, nach der Art Pariser Sänger, mit näselnder Stimme mehr sprach als sang:

»Solang die Erde als Planet
Sich sausend um die Sonne dreht,
Wird es – Äpfel geben,
Werden Menschen leben:
Viele Schlechte, wenig Gute,
Die zum Troste trübem Mute
Hoch die vollen Gläser heben.
Freunde, trinkt mit durst'gem Munde
In der Runde, in der Runde!«

»Ihre Philosophie mündet also doch in ein Trinklied,« scherzte Frau von Coudenhove.

»In vino veritas, wie mein Hofmeister, der eine rote Nase vor sich hertrug, zu sagen pflegte. Freilich, wenn ich von meinem Geschmack reden darf: Mehr als den Wein liebe ich die Äpfel, die eine schöne Hand darreicht.«

Bei diesen Worten, deren zweideutige Anspielung Heriberts Gemüt verletzte, legte sich ein Schatten plötzlicher Müdigkeit auf die hellen Züge der Fürstin; sie erhob sich, und die Gesellschaft folgte ihr in ein Nebengemach, wo die Dienerschaft schon mit dem Kaffee wartete. Die schlanke Frau ließ sich auf ein Sofa nieder und zog Heribert Rüdt in ein Gespräch: sie ließ sich seine Tätigkeit erklären und fragte, was er von der Zukunft des neugekrönten deutschen Kaisers und von der Tätigkeit der verbündeten Fürsten erwarte. Mit einer Stimme, die vor glücklicher Erregung zitterte, schilderte der Kammerherr seine Tagesarbeit; er verweilte lange bei dem Wesen des Koadjutors Dalberg, dessen milde Gesinnung in ganz Deutschland bekannt sei, und erklärte der lässig Lauschenden das Wesen der geistlichen

Höfe, wo die Frau nur als Gast verweilen durfte, ohne indessen weniger mächtig zu sein als an weltlichen Höfen.

Frau von Coudenhove, deren voller Mund wie eine Rose glühte, war zu dem Paare getreten. »Der Herr Graf von Collenberg hat ein reines Gemüt,« sagte sie mit zweideutigem Lächeln; »ich wäre nicht erstaunt, wenn er uns eines Tages einen Band Gedichte bescherte.«

Heribert errötete; die Fürstin aber sah ihn mit einem flüchtigen Seitenblick an und trat dann in ernster Haltung zu dem Hausherrn, um Abschied zu nehmen: sie wolle, sagte sie, noch einen Gang nach der Favorite machen, um die Kühle des Sommerabends zu genießen. »Herr von Collenberg wird die Liebenswürdigkeit haben, mich zu begleiten,« erklärte sie mit einem leichten Lächeln, das Heribert mit einem Schauer der Seligkeit erfüllte.

Im Vorsaal wartete der Negerknabe der Fürstin auf seine Herrin; er hielt ein leeres Champagnerglas in der Hand und grinste die Dienerschaft, die lachend um das Bürschchen herumstand, mit bittendem Blick an. »Süß, süß,« sagte er mit lallender Stimme, indem er seine Augen rollte.

Die Fürstin war in gnädiger Stimmung; sie legte ihre Hand liebkosend auf den wolligen Krauskopf des betrunkenen Negerleins, das jäh erschreckend sein Glas fallen ließ und seine Herrin mit verzückten Blicken anstarrte.

»Bedeutet das Glück oder Unglück in Ihrem Vaterlande?« fragte sie ihren Begleiter.

»Glück!« entgegnete Heribert mit leiser Stimme.

Sie traten, gefolgt von dem Neger, dessen amarantroter Überrock das Gelächter des Mobs erregte, auf die Straße, wo eine festliche Menge auf und ab spazierte. Die Fürstin begegnete bewundernden Blicken, und die Höflichkeit, mit der lebhaft sprechende Emigranten ihre Hüte zogen, erinnerte ihren Begleiter an ihre Stellung im Hause eines Prinzen von Geblüt. Die schöne Frau war froh, als sie unter den schattigen Alleen der Favorite anlangte, und nun im Dunkel der Sommernacht, am Arm ihres Begleiters gegen den Rhein hinabschritt. Eine Weile ging sie wortlos neben dem jungen Manne einher. Als

dann die glänzende Fläche des ruhig dahinfließenden Stromes aus dem Dunkel auftauchte, fragte sie, ob er eine Braut habe. Heribert wagte mit schüchterner Zweideutigkeit zu gestehen, daß er die Liebe erst vor ganz kurzem kennen gelernt habe; aber die Fürstin, deren Ohr ein leises Zittern in der Stimme ihres Begleiters nicht entging, trat nun ganz plötzlich den Rückweg an. Lässig dahinschreitend, begann sie, leichte Ermahnungen aus den Erfahrungen ihres Lebens vor ihn hinzustreuen: wenn er in der Welt weiterkommen wolle, müsse er sich an die Frauen halten, aber nicht als Geliebter, sondern als Freund: »Eine Frau von dreißig Jahren ist die beste Freundin, die ein Mann von Welt und Geist sich wünschen kann. Sie wird ihn in den großen Augenblicken des Lebens, wo die Leidenschaft immer eine schlechte Ratgeberin ist, nicht enttäuschen. Die Freundschaft von zwei Männern ist weniger beständig als zwischen Wesen von verschiedenem Geschlecht.« Heribert entgegnete nichts; aber sein Schweigen weckte den Kobold in der Frau, deren runden Arm als leichteste Last er auf dem seinigen fühlte: »Hüten Sie sich vor der Liebe, mon ami,« sagte sie lachend, als sie wieder in den Gassen der summenden Stadt dahingingen. »Man bezahlt die Liebe immer zu teuer. Man sagt uns Frauen nach, daß unser Leben nur Liebe sei; aber diese macht uns zur Sklavin. Nur wer frei ist, ist ein ganzer Mensch.«

Heribert wußte auf diese Erfahrung eines jungen Lebens, das bis dahin in Glück und Glanz dahingeflossen war, nichts zu entgegnen; er hörte nur den Tonfall dieser wunderbaren Stimme, deren süßer Wohlklang sein Ohr mit wachsendem Entzücken erfüllte. Er stand noch, wie im Traum, an der gleichen Stelle, als die Fürstin mit ihrem Negerknaben längst in dem engen Eingang des Roten Hauses verschwunden war, wo sie seit acht Tagen mit ihrer Dienerschaft den ersten Stock bewohnte.

Aus diesem verzückten Staunen störte ihn die Stimme des Chevaliers de Mouron auf: »Der Herr ist, scheint's, Astronom? Ich meine nur, weil er den Sternen nachstarrt. Ein gefährliches Spiel. Wer nach den Sternen sieht, läuft Gefahr, in jedes Gassenloch zu fallen. Und es wäre schade um Ihren schönen Rock à la française, wenn Sie ihn beschmutzten!«

Heribert konnte seinen Widerwillen gegen den Emigranten, der eine Wolke starken Ambraduftes um sich verbreitete, nicht verbergen und wandte ihm, ohne ein Wort der Entgegnung, kurz angebunden den Rücken.

Doch der Chevalier hielt ihn am Rockärmel fest: »Ah, Verzeihung,« sagte er, ohne aus dem Ton vollendeter Höflichkeit zu fallen. »Ich liebe nicht, daß man mir ohne Abschied den Rücken kehrt. Ich würde dem Herrn Grafen gerne einen kleinen Spaziergang vorschlagen; aber es ist dunkel. Die Sterne entsprechen zwar, als Liebeslichter, allen Anforderungen eines Ehrenmannes, wenn er ein Schätzchen erwartet oder eine seidene Strickleiter am Balkon seiner Geliebten befestigen will; aber ich möchte den Gegner, dem ich die Ehre erweise, meinen Degen mit dem seinigen zu messen, Aug in Aug sehen. Ich habe mir sagen lassen, daß die Nachtigallen morgens auf den Rheininseln noch schlagen. Sie sind Deutscher. Sie lieben die Musik! Darf ich Sie zu diesem Konzert erwarten?«

Heribert verbeugte sich; er hätte den frechen Burschen, dessen ganzes Wesen ihn anwiderte, am liebsten gleich über den Haufen gerannt.

»Ich werde pünktlich wie ein König sein,« fuhr der Emigrant fort, worauf er leicht seinen Hut lüpfte und zwei Frauen begrüßte, die unter mächtigen Hüten auf hohen Stöckelschuhen einhertrippelten und dem Chevalier fast an den Hals sprangen, als er mit der Verbeugung eines Tanzmeisters auf sie zutrat.

Der Zweikampf zwischen dem kurfürstlichen Referendarius Rüdt von Collenberg und dem Chevalier de Mouron, bei dem der Mainzer Hofherr einen kunstgerechten Stich in die Lunge erhielt, erregte in der Mainzer Adelsgesellschaft, wo das Benehmen vieler Emigranten oft genug Mißfallen erregte, großes Aufsehen, und auch der Kurfürst war davon auf das peinlichste berührt. Er sandte seinen Leibmedikus zu dem Verwundeten, der ein paar Zimmer in der alten Dechanei bewohnte, um das Nähere über den Anlaß des Streites zu erfahren. Der Arzt konnte indessen seinem gnädigen Herrn nichts weiter melden, als daß die Verwundung zwar schwer, aber nicht lebensgefährlich sei und den Kammerjunker, wenn alles gut verlaufe,

nicht hindern werde, seiner Tätigkeit in absehbarer Zeit wieder nachzugehen. Der Chevalier de Mouron war gleich nach der Beendigung des Zweikampfs im Gefolge der Fürstin von Monaco rheinaufwärts gefahren. Der Prinz Condé hatte nämlich in dem bischöflichen Schlosse zu Worms Wohnung genommen und erwartete da seine Freundin, um mit ihr, angesichts der Revolution, die nächsten Zukunftspläne zu beraten; denn es war allgemein bekannt, daß er dem Urteil der Frau, die einst, in Tagen voller Glanz und Üppigkeit, das schöne und das schlechte Wetter in Chantilly gemacht hatte, seine sämtlichen Handlungen und Entschlüsse unterstellte.

Heribert Rüdt von Collenberg bekam auf seinem Wundlager von den Ereignissen, die bald darauf Mainz und die Welt mit ihrem Widerhall erfüllten, nur ein schwaches Echo zu hören. Er erfuhr, daß die verbündeten Fürsten in Mainz eingetroffen waren und der Herzog von Braunschweig gegen das revolutionäre Frankreich ein Manifest erlassen habe, das zwar von Koblenz aus datiert, aber in der kurfürstlichen Druckerei zu Mainz hergestellt worden sei. Er hörte das bunte Geplapper des Emigrantenschwarms, der den Blick auf Paris geheftet hielt und mit den ungemessensten Hoffnungen blind in den Tag hineinlebte, wie das Tosen eines fernen Meeres, das ihm auch die Lichtgestalt der Fürstin entführt hatte, in sein Gemach emporklingen. Er sah die herrliche Frau im Geist auf ihrem Schiffe den Rhein hinauffahren; er sah sie, hoch zu Roß, durch die Reihen der Regimenter fliegen, die ihr fürstlicher Geliebter gegen sein Vaterland führte, und es ward ihm zur Qual, daß die geliebten Züge auf diesem düstern Hintergrunde ineinander rannen und nie zum reinen Bilde wurden, dessen Schimmer doch in heller Klarheit vor seiner Seele stand und ihn mit einer wunderbaren Sehnsucht erfüllte. Es bereitete ihm den sehrendsten Kummer, daß es ihm nicht gelingen wollte, den Wohllaut ihrer Stimme in seiner Erinnerung festzuhalten. Die Ereignisse des Feldzuges, über die ihm sein Arzt berichtete, klangen wie eine dumpfe Begleitung dieses Lebens, das sich wie ein stummes Schauspiel in seiner Seele abspielte. Als er wieder ausgehen konnte, vernahm er, daß ein französisches Revolutions-

heer unter dem General Custine herannahte. Der aufreizende Schwarm der Emigranten war in alle Winde zerstoben, und der heranbrausende Sang der Marseillaise verkündete, daß die Revolution aus einem französischen zu einem europäischen Ereignis geworden war.

Durch einen Zufall erfuhr der Genesende, daß von dem Kreise, der die Fürstin in Mainz umgeben hatte, nur noch der alte Abbé de Bellay in der Stadt weilte, und er beschloß sofort, dem Geistlichen einen Besuch zu machen. Der alte Emigrant wohnte bei einer armen Tischlerfamilie, und der Herr von Collenberg hatte Mühe, in das Zimmerchen zu gelangen, wo er krank daniederlag. Als er vor das Bett des Greises treten wollte, bemerkte er, daß ein kleines Mädchen, dessen Alter er auf fünf Jahre schätzte, vor dem Kopfende auf dem nackten Boden saß und mit einem blauen Wollknäuel spielte. Mit großen Augen, in denen weder Schrecken noch Erstaunen lag, blickte es zu dem Besucher auf, als dieser seine Hand auf das blonde Haar der Kleinen legte und dann den Abbé nach seinem Befinden fragte.

»Sie kommen zu einem Sterbenden,« klagte der Greis, der seinen mageren Kopf mit einem roten Tuch umwunden hatte und rasch die dünne Wolldecke des Lagers über sein schmutziges Hemd emporzog. »Je m'en vais de ce monde où le cœur se brise ou se bronze,« fuhr er, leicht hüstelnd, fort. »Ich habe nur noch eine Sorge: meine kleine Nichte, die Sie da spielen sehen. Ein Vermächtnis meines Bruders. Er hat die Mutter des Kindes vor acht Jahren auf dem Sklavenmarkt in Konstantinopel gekauft; aber nur das Mädchen nach Paris gebracht. Ein gutes Kind. Die Mutter ist in Marseille gestorben, und mein armer Bruder, den es nicht in unserm schönen Lande leiden wollte, ruht in amerikanischer Erde. Es ist die Bestimmung Frankreichs, das Blut seiner Söhne für die Freiheit der Welt zu verspritzen. Ich würde ruhig sterben, wenn ich Haydie – so heißt das Kind – irgendwo geborgen wüßte. Sie sind ein Mann von Welt und kennen das Schicksal der Frauen, die keine Eltern haben – –«

In plötzlich aufwallender Regung erklärte Heribert: »Ich werde mich des Kindes annehmen.« Er nahm Haydie auf seinen

Schoß und sah, daß die Wangen der Kleinen, die ernsthaft wie eine Puppenfrau dreinblickte, von zartestem Weiß waren.

Der sterbende Abbé faßte mit seinen dürren Fingern nach der Hand seines Besuches: »Sie tun ein gutes Werk, Herr Graf,« sagte er mit zitternder Stimme, die fast wie ein Meckern klang; »und Sie erleichtern einem armen Greise das Sterben. Ich kann Ihnen nicht sagen, aus welchem Geblüt die Mutter Haydies stammt. Vielleicht war sie eine Zirkassierin, wofür ich allerdings nur eine Bemerkung meines armen Bruders als Gewährschaft habe; aber jedenfalls ist die Kleine von dem Adel, den ein reines Blut verleiht.«

Und nun wandte er sich an die Kleine: »Nicht wahr, du wirst brav sein, Haydie? Du wirst die Güte des Herrn nicht vergessen? Und Sie, mein Herr, lassen Sie mir das Kind nur noch einen Tag da. Dann – dann will ich es Ihnen schicken. Und verschmähen Sie nicht den Segen eines alten Mannes, der bald wissen wird, ob unsere Philosophen recht haben oder nicht.« Der Abbé streckte segnend seine dürren Hände aus; aber Heribert, den dieser Ausbruch mit einem Gefühl der Scham erfüllte, setzte das Kind rasch wieder auf den Boden und versprach, am nächsten Tage wieder vorzusprechen; er wolle inzwischen auch sehen, wo sich eine Unterkunft bei einer Witwe oder in einer kinderlosen Familie, für das Mädchen finden lasse. Als er am nächsten Tage in das Tischlerhaus kam, fand er das verwaiste Wesen mit großen Augen vor der Leiche seines Onkels stehen: der Blick der orientalischen Augen lag wie eine Frage auf der stummen Jammergestalt des Greises, die unter dem dünnen Leilach gestreckt erschien, und das erhobene Fingerchen kam ihm wie eine seltsame Mahnung vor, auf das Geheimnis zu lauschen, das starr aus den mageren Zügen des Entschlummerten sprach.

Heribert ließ den alten Abbé auf seine Kosten begraben und gab die Waise bei der Frau eines Schreibers, der neben seiner Amtsstube arbeitete, in Kost und Pflege. Als aber im Oktober die Franzosen herannahten und die Mainzer um den ersten Freiheitsbaum tanzten, beschloß er, die Kleine in dem Klösterchen Oberzell im kurmainzischen Franken unterzubringen, dessen Oberin eine entfernte Verwandte seiner Mutter war. Er kaufte

dem Kinde, für das er eine plötzliche Neigung gefaßt hatte, eine kleine Ausstattung und machte auf der Fahrt zu dem Koadjutor Dalberg, der in Erfurt den Gang der Welthändel abwartete, einen Umweg, um Haydie in Oberzell selbst in die Hände der Klosterfrauen zu geben.

Wie eine kleine ernsthafte Puppenfrau saß Haydie in ihrem gestreiften Kleidchen neben ihrem Beschützer auf dem bequemen Reisewagen, in dem der Kammerjunker in den Herbst hineinfuhr. Er bemerkte, daß ihn das Kind zuweilen forschend von der Seite ansah, und wenn er dann, freundlich lächelnd, ihr zartgebildetes Kinn aufhob, um ihr in die unergründlichen dunklen Augen zu blicken, quoll ganz ruckweise ein Lächeln um das volle Mündchen, das aber nur selten den Perlenschatz seiner weißen Zähnchen sehen ließ. Das Mitleid, das er für die heimatlose Waise fühlte, war von ganz besonderer Süße, weil es ihn mit der Welt verband, wo die Fürstin von Monaco weilte. Im Dahinfahren bereitete er die kleine Märchenprinzessin, die an seiner Seite ein seltsam lispelndes Französisch sprach, auf das Leben vor, das sie in dem kleinen Frauenkloster erwartete. Er versprach ihr, öfter zu schreiben, und scherzte, er hoffe sie als kleine fromme Klosterfrau mit einem hübschen Heiligenschein wiederzufinden. Er vergaß ganz, daß ein unbeschriebenes Seelchen in seiner Obhut stand: diese Dinge weckten in dem Kinde, das in eine fremde Welt hineinfuhr, weder ein Echo noch eine Frage. Haydie musterte mit dem gleichen Ernste alles, was ihre Augen trafen: die schmucken Dörfer, die fröhlichen Winzer, deren Gesänge die üppige Gegend mit jauchzender Weinlust erfüllten, und die vollbepackten Reisewagen, an denen sie auf der alten Reichsstraße vorbeifuhren. Als Heribert von Collenberg das Kind in die Hände der Oberin abgegeben und dessen Unterhalt durch eine Anweisung auf das kurmainzische Rentamt in Aschaffenburg geordnet hatte, war ihm zumute, als fehle ihm plötzlich ein lieber Besitz, und in den kindlichen Augen, die ihm bis zur Türe folgten, durch die er in die Welt hinausschritt, las er eine stumme Trauer und die wehe Frage, warum dies alles so sein müsse.

Aber die Forderungen des Tages ließen diese Stimmung in

dem Kammerjunker nicht lange andauern: die Weltlage wurde mit jedem Tag schwieriger, und die Angelegenheiten des Reiches und seines Herrn nahmen seine ganze Tätigkeit in Anspruch. Er verbrachte seine ganze Zeit in der Nähe des Koadjutors, der ihn zu ausgedehnten Reisen nach Wien und an die norddeutschen Höfe verwandte. Er folgte mit regster Teilnahme den Ereignissen, die ganz Europa in Atem hielten: er begrüßte den Sturz des Schreckensregiments in Paris mit der Genugtuung, die den europäischen Adel mit ungemessenen Hoffnungen erfüllte. Er erlebte die Preisgebung des linken Rheinufers an Frankreich und das Aufsteigen Bonapartes. Er bestaunte dessen unerhörten Siegeslauf in Italien und seinen Märchenzug nach Ägypten. Er vernahm den Donner der Schlacht von Marengo und bewunderte die organisatorische Tätigkeit des ersten Konsuls, in dem auch Widerstrebende den ersten Mann der Zeit anerkennen mußten. Als der Koadjutor des Erzbischofs von Mainz, der Reichsfreiherr Karl Theodor Anton Maria von Dalberg im Jahre 1802 die Würde des Kurfürsten und Erzkanzlers von Mainz erlangte, war der Konferenzminister Collenberg dem Fürsten ein unentbehrlicher Ratgeber geworden, für den es, im Drang der ewig wechselnden Geschäfte, keine Rast und keine Ruh gab. Der geheime Rat des Erzkanzlers war eine gern gesehene Persönlichkeit am Hofe des ersten Konsuls und des Kaisers Napoleon, der sogar einmal geruhte, den deutschen Diplomaten beim Ohrläppchen zu zupfen, als er sich die Freiheit herausnahm, die Tragödien Shakespeares über die Werke des großen Corneille zu stellen. – – –

Graf Heribert Rüdt von Collenberg wurde ein Fünfundvierziger, ohne die Zeit zu finden, an seine Vermählung zu denken. Er hatte sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, sein Dasein als Junggeselle zu beschließen und die Hoffnung auf die Fortpflanzung seines Geschlechts auf den einzigen Sohn seines jüngeren Bruders Johann Philipp zu übertragen, der in kaiserlichen Diensten Schiffbruch erlitten hatte und als ärmlicher Landjunker in dem fränkischen Dorfe Distelhausen lebte, von wo aus er seinem reichen Bruder durch beständige Bitten um Unterstützung lästig fiel. Der junge Konrad von Collenberg

stand als Offizier in einem kurmainzischen Regiment, und sein Onkel bekam ihn nur hier und da, wenn es der Dienst gestattete, flüchtig zu Gesicht.

Auch das kleine Emigrantenkind Haydie war ihm im Tosen der Welthändel zu einer ferneren Erinnerung verblaßt. Wenn er ihrer gedachte, sah er sie immer noch in ihrem gestreiften Kleidchen neben sich im Reisewagen sitzen, und die Erinnerung an die stille Herbstfahrt blieb sich immer gleich. Alljährlich mahnte ihn zwar ein Schreiben aus Oberzell an das Dasein seines Mündels, dessen Schicksal er, wenn auch nur lose, an das seine geknüpft hatte. Aus den dürftigen Briefen eines Kindes, dessen ängstliche Schriftzüge die Klosterschule verrieten, wurden die Briefe eines reifenden Mädchens; aber die alljährlichen Glückwünsche zum Neujahr und seinem Geburtstag glichen sich aufs Haar, und die kleine klösterliche Welt, in der Haydie heranwuchs, blieb ihm etwas Fremdes, für das selbst in einem Winkel seiner Seele kein Platz vorhanden war. Da erhielt er, kurz vor der Errichtung des Rheinbundes, ein Schreiben, in welchem die Oberin bei ihm anfragte, was er über die Zukunft seines Mündels beschlossen habe: Haydie stehe im zwanzigsten Lebensjahre, und es sei nicht Brauch der Anstalt, weltliche Zöglinge über ein gewisses Alter hinaus in der klösterlichen Gemeinschaft zu behalten. Die Schwestern würden ja Haydie, die der Liebling des ganzen Hauses sei, gerne als Mitschwester sehen; aber trotzdem Haydie ein sanftes und gehorsames Kind sei, wisse sie nicht, ob sie Neigung zum Klosterleben habe, für das man berufen sein müsse. Haydie selbst habe noch keine Äußerung fallen lassen, aus der eine solche Neigung hervorleuchte, und jedenfalls möchte sie den gnädigsten Herrn Grafen bitten, seine Meinung über das Schicksal des Mädchens kundzugeben. Dem Kloster würde es zur besonderen Freude gereichen, wenn sich der hochgeborene Herr und Vetter entschließen könne, selbst in Oberzell vorzusprechen: er könne dann auch die wunderbaren Meßgewänder und Wandstickereien bewundern, mit denen die Haydie die Kirche bereichert habe. Schönere Meßgewänder und Rauchmäntel seien in keiner Bischofskirche zu finden, und der Ruf von ihrer Geschicklichkeit

sei bis nach Würzbrug gedrungen, wo bei dem jüngsten Geburtstagsessen Seiner Fürstbischöflichen Gnaden alle Domherren in höchsten Ausdrücken des Lobes von den Stickereien geredet hätten. Zum Schlusse bat ihn die fromme Schreiberin noch um die Adresse eines Arztes, da sie in letzter Zeit ein Kröpflein bekommen habe, das sie, so klein es auch aussehe, am Singen in der Kirche hindere.

Der Minister legte diesen klösterlichen Erguß, dessen Inhalt ihn etwas seltsam anmutete, auf ein Schriftstück, in dem er seinem fürstlichen Herrn die Stellung des kurmainzischen Staates im Rheinbund auseinandersetzte: er wußte schon, daß der Erzkanzler die Würde eines Fürstprimas bekleiden sollte, und die Arbeit unter seinen Händen ließ ihm keine Zeit, Sorgen und Plänen nachzuhängen, die ein kleines und halbfremdes Menschenschicksal betrafen. Erst nach der vollzogenen Gründung des Rheinbundes kam ihm der Brief der Oberin wieder in den Sinn, und kurz entschlossen diktierte er seinem Sekretär ein Schreiben, in welchem er die Äbtissin bat, sein Mündel, das Fräulein von Bellay, in Begleitung einer Schwester nach Hartheim zu schicken, wo sein Schloßverwalter Auftrag habe, sie ihrem Stande gemäß zu empfangen und aufzunehmen. Er hoffe jedoch, bei ihrer Ankunft selbst dort zu sein und jedenfalls eine baldige Entscheidung über das Schicksal des Mädchens zu treffen. Der Graf fügte diesem Brief eine Anweisung an seinen Rentmeister zum Besten des Klostergutes bei, und die Oberin nahm diesen Beweis seiner freundlichen Gesinnung als Zeichen seines Entschlusses auf, für das Fortkommen der Waise in der Weltlichkeit zu sorgen.

Der Graf, der sein väterliches Schloß seit zwölf Jahren nicht besucht hatte, gedachte in der ersten Hälfte des Juli in Hartheim einzutreffen und dann seine Reise in die böhmischen Bäder fortzusetzen, wo der österreichische Adel seine Sommerferien zu verbringen pflegte; aber er wurde durch dringende Geschäfte in Mainz festgehalten, und erst am letzten Juli, gegen Mittag, fuhr seine Reisekutsche vor dem alten Tor der Schloßanlage zu Hartheim vor. Er mußte zuerst einen weiten Hof durchschreiten, den die Speicher und Wohnhäuser der Dienerschaft

umgaben, ehe er zu der langen Grabenbrücke gelangte, die in das kleine Schlößchen mit seinen zwei mächtigen runden Ecktürmen führte. Der Verwalter und dessen Sohn erwarteten ihren Herrn am Tore und meldeten, das gnädige Fräulein sei schon vor acht Tagen angekommen und habe ein kleines Hinterzimmerchen im Erdgeschoß bezogen. Am Eingang zu der Brücke trat dem Grafen eine schlanke Frauengestalt, Haydie, in einem weißen, hochgegürteten Gewand, mit einem Spitzentüchlein über der Brust, entgegen; sie hielt einen Strauß bunter Feldblumen in der Hand und blieb mit ernsten Augen vor ihrem Vormund stehen, der schweigend ihre Hand ergriff und darüber nachsann, an wen ihn die feinen Züge dieses fremden Gesichts erinnerten. Als er sich dann etwas nach vorne beugte, um das klare Antlitz näher zu betrachten, erquoll plötzlich, wie ein jäher Sonnenstrahl, ein leises Lächeln um Haydies Mund, und nun sah er, daß ihn dieses lächelnde Gesicht an die Züge der Fürstin von Monaco erinnerte, deren Wesen und Gestalt in unvermindertem Liebreiz in seiner Seele fortlebten: er vermeinte einen Augenblick, die schöne Frau leibhaftig vor sich zu sehen; er hörte ihr silberhelles Lachen und vernahm ihre Stimme, und dieser ferne Klang versetzte ihn, seltsamerweise, in seine eigene Jugend, an die Seite seines französischen Hauslehrers, der, von ewigem Heimweh verzehrt, in dem fremden Schloß gestorben war. Als er aber seine Blicke über den zierlichen Bau vor seinen Augen schweifen ließ, kam es ihm zum ersten Male zum Bewußtsein, welch prächtigen Landsitz die Herren von Collenberg erworben hatten, als sie das Schlößchen einem Herrn von Dalberg abkauften. Das hohe Einfahrtstor war mit Eichenlaubkränzen behangen, und um den Brunnen des kleinen ummauerten Hofes, von dem aus die breite Wendeltreppe in den weiten hallenartigen Vorplatz des Obergeschosses emporstieg, lag ein duftendes Gewinde schwerer Buchenzweige. Der alte Verwalter, dem die Größe seines Herrn lebhaft vor der Seele stand, ging mit feuchten Augen hinter dem Heimgekehrten einher, der Haydie den Arm gereicht hatte und schweigend mit der Schweigenden die Treppe emporstieg.

Während der Verwalter in die Küche guckte, wo ein paar

bäuerliche Mägde unter Haydies Aufsicht das Mahl richteten, durcheilte der Schloßherr mit seltsamer Hast die Räume, wo ihm seine Kindheit auf Schritt und Tritt entgegentrat. Ein alter verstaubter Retikül, den er auf einer dickbäuchigen Kommode fand, brachte ihm seine Mutter deutlicher in Erinnerung als das Bildnis, aus dem sie als junge Frau, in pelzverbrämtem Staatskleid mit warmen braunen Augen in die Welt blickte: er sah die Hochgewachsene durch die hohen Räume schreiten, wo noch die schweren Prunkschränke aus dem sechzehnten Jahrhundert und darauf polierte Kannen und schweres Silbergeschirr standen; er hörte die näselnde Stimme des französischen Geistlichen, der seine Verbannung in die Fremde beklagte, und die sommerliche Stille und der moderige Duft der Gemächer brachte ihm das verschollene Leben fast peinvoll nahe und erfüllte den Sinnenden mit einer wunderlichen Erregung.

Als er endlich Haydie an dem runden Eßtisch in dem rechten Turmzimmer gegenüber saß, freute er sich des schönen Lebens, das ihn aus dunklen Augen anblickte, mit doppeltem Behagen. Sie hatte den Tisch mit den letzten Rosen des Sommers geschmückt und ein paar Kannen Landwein neben das Silberzeug des Hauses gestellt; denn der Verwalter wünschte, daß der heimkehrende Herr sein eigenes Gewächs zu kosten bekäme. Der Graf versuchte, Haydie in ein Gespräch zu ziehen, und sie gab klare Antworten; aber er fühlte doch, daß ihm ein weltfremdes Wesen gegenüber saß, und so erzählte er, ohne es recht zu wollen, von seinem Leben, obwohl ihn allmählich der Gedanke überschlich, daß er zu einem Kind von einer Welt sprach, wo Menschen ihr Wesen trieben, deren Art und Tun sie nicht verstehen konnte. »Meine Finger sind zerstochen,« sagte sie, als er seine Blicke einen Augenblick auf ihren vollen, weißen Händen ruhen ließ, und das Lächeln, das ruckweise über ihr klares Gesicht ging, erinnerte ihn mit einem Male wieder an das kleine puppenhafte Mädchen, das er in seinem alten Reisewagen nach Oberzell gebracht hatte.

»Dem kann abgeholfen werden,« lächelte er in jäh ausbrechendem Übermut, worauf er, ohne den Kaffee abzuwarten,

voll jugendlicher Hast aus dem Zimmer lief, um ein altes Nähkörbchen zu holen, das im Zimmer seiner seligen Mutter stand. Haydie ließ es geschehen, daß er ihr ein goldenes Fingerhütchen an den Finger steckte, und der Umstand, daß ihr das dünne Ding wie angegossen saß, erhöhte sein jugendliches Behagen.

Nach Tisch führte der Verwalter den Grafen durch die zweistöckigen, hochgegiebelten Getreidespeicher, wo noch alte Frucht lag, durch die Scheunen und Ställe, und seine Fragen, wie es zu Lebzeiten seines Vaters mit der Wirtschaft gehalten worden sei, gaben ihm die Gewißheit, daß die Bewirtschaftung der Güter in besten Händen ruhte. Dann beschritt er allein den französischen Ziergarten neben der Schloßbrücke und besah sich die mit Buchs eingefaßten Beete, auf denen Nutzgewächse, Kohl, Sellerie und römischer Salat in saftigster Fülle wuchsen. Und wieder nahm ihn die Vergangenheit, die sich mit jedem Schritt wie eine kleine Welt vor ihm aufschloß, leise waltend gefangen. Die alten Linden an der Gartenmauer waren höher geworden; ein Volk fleißiger Bienen erfüllte die blühenden Wipfel mit seinem webenden Gesumme, und in dem leichten Schatten, der sich weithin über die Wege breitete, regte sich das webende Spiel des abendlichen Lichtes. Und in seine wachsende Erregung mischte sich ein Gefühl, das ihn, wie auf einer Woge, in die Gefühlsseligkeit verloschener Tage entführte: Natur! Natur! so sang es in ihm: Wir sind von dir umfangen und umgeben! Wir atmen götterleicht die Ruhe deines Wesens, und wenn uns der Tag zur Ruhe an deinem Busen entläßt, fallen wir wie müdgewordene Kinder in deinen Arm zurück! Du Alldurchdrungene und Alldurchdringende, dem Heimgekehrten, ewigen Lobes ahndevoll, zeigst du dein altvertrautes Angesicht, und alles, was schon hinabgeschwunden, ist wieder eine Gegenwart, in Schauen und Sehnen und Sehnen und Schauen! Schönheit, Schönheit der Welt, wie halt ich dich! Wie faß ich dich Unendliche in meiner Brust. – –

Der verspätete Ruf einer Amsel fiel in die Woge dieses dumpfen Gefühls, die sein ganzes Sein überflutete, und plötzlich glaubte er den Schritt seiner Mutter auf dem zart bemoosten Kies der Gartenwege zu vernehmen, über denen der gold-

gesprenkelte Schatten des sinkenden Sommertages zitterte. Dann überfiel ihn jählings eine Sehnsucht nach menschlicher Nähe und trieb ihn raschen Ganges bis an die hinterste Mauer des Gartens, wo, wie ihm ein leises Murmeln verriet, noch immer ein winziger Wasserstrahl aus einer kupfernen Röhre in ein breites, stufenweis aufgemauertes Sandsteinbecken fiel, zu dem man, wie er sich plötzlich entsann, auf drei bemoosten Stufen hinabstieg. Schon glänzte die klare Flut des Beckens gründgolden durch den Schatten her; da gewahrte er plötzlich eine helle Erscheinung, die sein Kommen nicht gemerkt hatte: auf der untersten Stufe, etwas seitwärts, stand, ganz in sich versunken, Haydie und blickte versonnen in die klare Tiefe hinein. In ein weißes Leintuch gehüllt, stand sie, ganz leicht vorübergebeugt, da und spielte mit der Spitze des rechten Fußes, der weiß und schimmernd aus der Umhüllung hervorlugte, in der reglosen Flut. Der Herr von Collenberg blieb stehen: zuweilen war es dem Lauschenden, als ob ein Schauer durch die schweigende Gestalt rinne, und er wünschte und fürchtete zugleich, sie möchte das Tuch fallen lassen, um in schimmernder Weise in das grünklare Becken zu tauchen. Da wendete sie sich jäh um, als ob sie sein Blick im Nacken getroffen hätte, und wieder sah er, wie das ruckweise Lächeln sich über ihr perlenklares Gesicht verbreitete, und wieder fiel ihm die Ähnlichkeit seines Mündels mit der Fürstin von Monaco auf. Er fühlte, daß er etwas sagen müsse: »Hier haben wir Kinder immer gebadet,« sagte er mit seltsam gepreßter Stimme, während die Überraschte sich, wie fröstelnd, in das weiße Linnen hüllte, das die Rundung ihrer reifen Schultern kaum verbarg.

»Laß dich nicht stören,« fuhr der Graf fort, worauf er sich zum Gehen wandte, um seinen Besuch bei dem Pfarrer des Fleckens zu machen. Er bemerkte nicht, daß Haydie ihm mit langem Blick nachstarrte, und ging, anstatt in den Flecken, durch die Obstgärten des Schlosses dem offenen Felde zu. Die Reineclauden begannen leicht zu gilben. An der Ecke einer Mauer begegnete er einem Knecht, der eine Magd im Arm hielt und flüsternd auf die Glühende einsprach. In einer seltsamen Erregung, die er selbst als etwas Fremdes und doch Beglückendes

empfand, kehrte er ins Schloß zurück. Als die Dämmerung sank, setzte er sich beim Lichte zweier Wachskerzen mit Haydie zu Tisch: es machte ihm Freude, das junge Geschöpf an seiner Seite wie eine Herzogin zu bedienen und ihr ein Spitzglas süßen Wein einzugießen, an dem sie wie ein Leckermäulchen mit ihren roten, etwas vollen Lippen nippte. Und dann nahm er sich, in einer jäh aufschießenden Laune, vor, die Schweigsame zum Lachen zu bringen; aber er machte dabei die Erfahrung, daß man in der gleichen Welt gelebt haben muß, um die Würze einer Anekdote würdigen zu können, denn Haydie hörte auch das Übermütigste mit lächelndem Ernste und zärtlichen Augen an. Dann erzählte er ihr von ihrem Onkel, und nun mußte er über die Treue staunen, mit der Haydie jede Erinnerung aus ihrer Kindheit bewahrte. Er versprach ihr, in Frankreich, wohin er ja öfter komme, unter der Hand nachforschen zu lassen, ob sie noch Verwandte von väterlicher Seite her besäße, und plötzlich überkam ihn ein ganz eigenes zärtliches Mitleid mit dem Mädchen, das mit seinen dunklen Augen wie aus der leidensvollen Welt eines fremden Volkes zu ihm herüberblickte. Er trat für einen Augenblick an das offene Fenster und als er wieder zu Haydie sich wandte, glaubte er, eine Erscheinung zu sehen: so, in einem solchen hellen Kleide war auch einst die Fürstin von Monaco vor ihm einhergeschritten und eine seltsame Verwirrung, in der die Zeiten ineinanderflossen, überstahl seine Seele. Er ergriff Haydie bei der Hand, die sie ihm lächelnd überließ, und das Licht, das aus ihren sammetdunklen Augen wie zwei Sternenfünkchen zu ihm emporglänzte, entzündete ein Verlangen in ihm, vor dem er, erzitternd, seine Augen schloß. Er beugte sich nieder, um den Mund der Schweigenden zu küssen; er fühlte einen Hauch, der ihn berauschte; er zog die leise Atmende an sich und sie setzte seinem Tun keinen Widerstand entgegen.

Als er am nächsten Morgen in der dämmernden Frühe erwachte und die schlafende Haydie ruhig neben sich atmen sah, überkam ihn ein jäher Schrecken, mit der Frage, was nun aus diesem Glück einer Sommernacht, das er sich mit jähem Entschluß genommen hatte, werden sollte. Doch, war es ein Glück?

Das jählings über ihn hereinbrechende Gefühl, daß er etwas Unrechtes, ja ein Verbrechen an einem jungen unerfahrenen Wesen begangen habe, bedeckte seine Wangen mit einer brennenden Röte, während er mit finsterem Gesicht auf die ruhigen Atemzüge der friedlich Schlummernden lauschte. Er stahl sich hastig aus dem Bette hinweg und trat auf den Balkon, um in der Kühle des Morgens zu einem klaren Entschlusse zu gelangen; aber die bangste Unzufriedenheit und Reue wollte nicht aus seiner Seele weichen. Er kannte Haydie zu wenig, um den Entschluß, sie zu seiner Gattin zu machen, ohne weiteres wagen zu dürfen; und auch der Gedanke, daß er letzten Endes doch Manns genug sei, das Schicksal einer Freundin so zu gestalten, daß es ihm keine Unehre bereiten könne, vermochte nicht den bitteren Nachgeschmack dieser unglückseligen Nacht von seiner Seele wegzuwischen. Wie er sich auch drehen und wenden mochte, er sah sich in einer Lage, die ihm die Ruhe seiner Seele nahm. Er verwünschte seine eigene Vergangenheit, und in das Gefühl, mit dem er der kaum Verlassenen gedachte, mischte sich ein seltsamer Tropfen Widerwille, dessen er sich im gleichen Augenblick als eines Unrechts schämte. Da er jedoch von Berufs wegen gewohnt war, wichtige Dinge auf die lange Bank zu schieben, schob er den Entschluß, diesem Zwiespalt um jeden Preis zu entfliehen, um einige Stunden hinaus. Er kleidete sich an, ohne seinen Diener zu rufen, und ging eine Strecke weit in das offene Feld hinein, wo die letzten Lerchen sangen und ihn die Landleute mit neugierigen Augen grüßten. Als er zum Frühstück in das Schloß zurückkehrte, kam ihm Haydie mit dem gewohnten Gesicht, auf dem der Friede eines Kindes lag, entgegen, und diese Wahrnehmung vermehrte seine Unzufriedenheit und steigerte sie zum Ekel vor sich selbst. In dieser selbstquälerischen Stimmung war er grausam genug, Haydie noch am gleichen Morgen von seinem baldigen Abschied zu sprechen; um aber nicht zu erfahren, wie diese Mitteilung auf sie wirken werde, verschloß er ihr den Mund mit einem leichten Kuß, den sie ruhig hinnahm und wie ein Kind erwiderte. Den Frauenkenner, als den er sich ansah, hätte es nicht überrascht, eine Verwandelte in Haydie zu finden; allein sie ging mit einer Ruhe, die ihn fast

an ein sanftes und glückliches Tier erinnerte, neben ihm auf den Frühstückstisch zu, und die lässige Anmut ihrer Bewegungen, mit der sie ihm die Speisen reichte, blieb sich immer gleich. Er verbrachte den Tag mit der Abfassung eines Gutachtens über die Aufhebung der Frauenklöster in den fränkischen Landen des Erzbistums.

Als er mit Haydie beim Abendessen saß, hörte er, wie ein Reiter im hellen Galopp in den Hof sprengte und vor der Grabenbrücke hielt, und gleich darauf stürmte ein Offizier die Treppe herauf: es war der junge Konrad von Collenberg, der vor Erstaunen auf der Schwelle des Speisezimmers stehen blieb, als er sah, daß sein würdiger Onkel mit einem fremden Fräulein zu Tische saß. »Ich bin in einem Zug von Distelhausen herübergeritten,« sagte er, nachdem er den Minister auf beide Backen geküßt hatte. »Mama wird morgen in ihrem Wagen nachkommen.« Der Graf nannte den Namen des Fräuleins, das ihm gegenüber saß, und da Konrad niemals den Namen Bellay gehört hatte, witterte der Neffe ein galantes Abenteuer seines Onkels und nahm, als Mann von Welt, ohne weitere Fragen an dem Tische Platz. Er aß wie ein Ausgehungerter, und der Onkel freute sich des frischen Wesens, das der junge Mann in Blick und Wesen zeigte; aber er konnte sich doch einer gereizten Traurigkeit nicht erwehren, wenn sein Blick auf den beiden jungen Leuten verweilte. Nach Tisch ließ Haydie die beiden Herren von Collenberg allein, und der Graf klärte seinen Neffen über die Schicksale des Fräuleins auf, das indessen im Schloßgarten auf und ab wandelte und mit leiser Stimme ein altes Marienlied aus dem Kloster vor sich hinsang, während die beiden Männer bei einer Flasche Steinwein bis tief in die Sommernacht beisammensaßen und über Familienangelegenheiten sprachen. »Ich muß dich um Verzeihung bitten,« sagte der junge Mann lachend, als sie mit dem letzten Glase anstießen: »Ich hatte dich, als ich die fremde Dame neben dir sitzen sah, im Verdacht, du wolltest auf deine alten Tage noch Streiche machen.«

Der Graf empfand es als einen Stich, daß ihn sein Neffe so ohne weiteres zu den Alten zählte; er entgegnete nichts und

horchte verdüstert vor sich hin; dann wurde er plötzlich gesprächig und begann aus der Zeit zu erzählen, da die Emigranten die Rheinlande überschwemmten und mit jedem Schritte Krankheit und Freude, Elend und Schicksal in eine verachtete Ferne trugen.

In der Nacht aber suchte der Graf, der in dem Gemach schlief, wo er schon als Knabe geschlafen, umsonst den Schlummer.

Am nächsten Abend kam auch Konrads Mutter in einer alten Staatskutsche angefahren. Die Herrin von Distelhausen war nicht sonderlich entzückt, als sie ein weibliches Wesen in dem Schlößchen vorfand, das sie schon als ihr Erbe betrachtete. Auch ihr hatte der Graf das Vorhandensein dieses unbekannten Mündels aus fremdem Geblüt verschwiegen, und sie fragte sich gleich im stillen, ob in diesem erwachsenen Fräulein mit dem fremden Namen etwa eine Bedroherin des brüderlichen Erbes herangewachsen sei: denn sie rechnete schon seit Jahren mit der Tatsache, daß ihr Schwager, dem man im Kreise der Familie ein großes Vermögen nachsagte, unvermählt sterben werde. Die Freude, seine Schwägerin zu sehen, war dem Schloßherrn gleich ins Wasser gefallen, als er sich einer gealterten, vergrämten Frau gegenübersah, die sofort begann, ihm von den schlechten Erträgnissen ihres Gutes, der Unbotmäßigkeit der Bauern und der Bösartigkeit der Dienstleute vorzujammern. Er nahm sich vor, nicht lange in der Gesellschaft zu bleiben, und nur die Frage, ob er Haydie im Schutz seiner Schwägerin lassen oder ob er sie mitnehmen solle, furchte seine Stirne. Rasch entschloß er sich, schon am nächsten Tage abzureisen, um nur bald wieder nach Hartheim zurückkehren zu können, wo er dann eine Entscheidung über Haydies Schicksal und sein eigenes zu treffen gedachte. Haydie entgegnete kein Wort, als er ihr verkündete, daß er, aus Rücksicht für den Dienst seines Herrn, schon am nächsten Tage für einige Zeit verreisen müsse. Nur als er mit einem Kuß auf ihre Stirn von ihr Abschied nehmen wollte, sagte sie plötzlich, etwas schweratmend: »Nimm mich mit!«

Es berührte ihn seltsam, daß sie ihn zum ersten Male duzte; aber er schüttelte lächelnd den Kopf und küßte sie noch einmal leicht auf beide Augen: »Es geht nicht, liebes Kind,« sagte er,

indem er sich den Anschein größter Heiterkeit gab. »Deiner Zukunft wegen geht es nicht. Ich muß für uns beide denken.« Er sah, daß sich ihre Augen mit Tränen füllten; aber die quellenden Tropfen blieben in den Winkeln der dunkeln Samtaugen stehen und gaben ihren Blicken etwas seltsam verschleiertes. Der Graf war froh, als seine Schwägerin mit ihrem Sohne daherkam und ihn einer weiteren Auseinandersetzung mit Haydie enthoben. Er nahm rasch Abschied, und als er endlich auf der alten Reichsstraße den rheinischen Landen entgegenfuhr, gewährte ihm der Gedanke, daß er bald wieder an die Rückkehr denken dürfe, ein wachsendes Gefühl der Ruhe, das ihn mit heitern Augen in die sommerliche Pracht der Gegend blicken ließ.

Haydie betrat nicht das Schloß, als das Rollen des Reisewagens verklungen war, sondern setzte sich in dem Garten auf eine Bank. Als sie eine Stunde reglos in dem webenden Schatten der Linden gesessen hatte, kam Konrad und blieb vor ihr stehen; aber es lag ein Schatten von Befangenheit auf seinen Zügen, als er fragte, ob er neben ihr Platz nehmen dürfe. »Wir werden Krieg bekommen,« sagte er nach einer Weile.

»Da werden Sie sich freuen,« entgegnete sie leise, ohne den Blick zu erheben.

»Sie meinen, weil der Krieg mein Metier ist? Nun ja, ich habe allerdings davon geträumt, ein großer General zu werden; aber ich glaube nicht, daß sich dieser Traum erfüllen wird. Ich habe zwar die Protektion meines Onkels; aber ich zweifle, ob die Soldaten des Rheinbundes wie die französischen den Marschallstab im Tornister tragen. Der Kaiser Napoleon liebt uns Deutsche nicht. Er wird uns, wenn es Krieg gibt, in die vorderste Reihe schicken und dann in seinen verlogenen Bulletins unsere Taten seinen Franzosen zuschreiben. Ich aber bin der Meinung: Deutschland den Deutschen! Es gibt viele unter meinen Kameraden, die genau so denken wie ich.«

»Haben Sie den Kaiser gesehen?« fragte Haydie nach einer Weile.

»Noch nicht von Angesicht zu Angesicht.« Aber da er einmal im Zuge war, begann er, Anekdoten aus dem Leben Napoleons zu erzählen. Die beiden jungen Menschen waren aufgestanden

und gingen mit gesenkten Blicken unter den blühenden Linden des Schloßhofes auf und ab. Das webende Gesumme der Bienen über ihren Häuptern hüllte sie wie in einen tönenden Schleier. Zuweilen sah Haydie den Neffen des Grafen von der Seite an, und wenn er den Blick auffing, begann ein scheues Lächeln um ihren Mund zu erblühen. Konrad, den dieses stille Wesen erregte, wünschte nun auch ihre Schicksale aus ihrem Munde zu hören; aber seine Begleiterin zeigte sich verschlossen, als er zu fragen begann, und nur das Leben in dem Kloster mit den langen Tagen, die sie am Stickrahmen verbracht hatte, breitete sie in kindlichem Behagen vor ihm aus. Eine nach der andern, jung und alt, zogen die guten Schwestern an ihm vorbei: die Schwester Beatrix liebte süße Nußschnäpschen und hatte immer ein Tröpfchen an der spitzen Nase hängen, das alle Tage zur gleichen Stunde auf den Stickrahmen fiel, wo sie die herrlichsten Altardecken auf Bestellung stickte. Die Schwester Immaculata erhielt allmonatlich einmal, wie sie den jüngeren glückselig anvertraute, zu nächtlicher Zeit den Besuch des Erzengels Michael; aber der Befehlshaber der himmlischen Heerscharen kam nicht etwa in irdischem Gewande, sondern, wie es sich für einen Reisigen Gottes schickte, in goldener Rüstung, und wenn er zur Türe hereintrat, ging ein solches Glänzen von ihm aus, daß die Beglückte fast in Verzückung fiel. Konrad lachte wie ein Kind; die Erzählerin aber verzog keine Miene ihres weißen, klaren Gesichts, sondern blickte ernsthaft vor sich hin, als ob ihre dunklen Augen selber in dem himmlischen Glanze des Erzengels badeten.

Sie trafen sich von nun an, ohne jede Verabredung, Tag für Tag an der gleichen Stelle, und zuweilen schien es dem jungen Manne, als ob Haydies Busen unter dem leichten Spitzentuche stärker woge, wenn er zu ihr trat. Als er merkte, daß sie gerne Früchte aß, plünderte er alle Pflaumen- und Pfirsichbäume, die sich unter der Last ihrer Früchte bogen; denn es war ein gesegnetes Obstjahr, und jedesmal, wenn er sah, wie sie den Saft der reifen Früchte mit spitzem Munde aufsog, überkam ihn ein Verlangen, ihre vollen weißen Hände zu nehmen und sie einzeln abzuküssen. Sie trug ganz selten einen Hut, sondern

kam immer mit einem Schleier oder einem Tüchlein auf dem blonden Haar daher. Der Gedanke, wie schön sie sein müsse, wenn es ihm gelänge, einmal die Wildheit eines jungen Weibes in ihr zu wecken, erfüllte ihn mit geheimer Trunkenheit; aber niemals wollte es ihm gelingen, sie aus ihrer scheuen Ruhe aufzuscheuchen, und so blieb ihm alle Muße, ihr Wesen in seiner eigenen Seele zu ergänzen. Es fiel ihm auf, daß sie nie von seinem Onkel sprach, sondern das Gespräch ruhig über sich ergehen ließ, wenn er dessen Herz und Güte rühmte. Konrads Mutter sah den Verkehr ihres Sohnes mit der Fremden, an deren demütiger Gelassenheit ihre ganze Unfreundlichkeit zuschanden wurde, mit bösem Auge; da sie aber den Verlauf der Dinge abwarten wollte und fast immer unterwegs war, um das schöne Erbgut gründlich kennen zu lernen, merkte sie nicht allzuviel von der Vertrautheit der beiden jungen Leute, die bei Tisch mit den ernsthaftesten Mienen einander gegenüber saßen und unbefangen plauderten.

Eines Tages, als Konrad und Haydie wieder auf ihrer Lieblingsbank beisammen saßen und lange geschwiegen hatten, sagte Konrad plötzlich mit rauher Stimme: »Haydie, wollen Sie meine Frau werden?«

Sie stand jäh auf und starrte ihn mit weiten Augen an. Er wollte auf sie zutreten, um ihre Hände zu ergreifen.

»Nehmen Sie das Wort zurück!« sagte sie mit einer Stimme, die ihm gänzlich verwandelt vorkam.

»Nein,« sagte er mit kräftiger Betonung.

»Mein Gott, mein Gott,« jammerte die Aufgeschreckte, indem sie ihre Augen mit der linken Hand bedeckte. »Nun ist alles zu Ende. Und es war so schön! So schön –. Warum haben Sie mir das angetan?«

Konrad sagte: »Ich habe Ihnen nichts angetan. Ich hab dich lieb! Ich werde mit meinem Onkel reden!«

»Das tun Sie nicht,« jammerte sie. »Er darf es nie erfahren. Nie! Mein Gott, warum bin ich nicht im Kloster geblieben. Die Schwester Plautilla sagte mir immer, ich müsse jung sterben. Ach, wär ich schon tot!«

Er hatte ihre Hände gefaßt. Sie suchte sich loszureißen; aber

ihre Finger verschlangen sich nur enger, und wie zwei Trunkene schwankten sie voreinander hin und her. Endlich gelang es Haydie, sich loszumachen, und wie ein aufgescheuchtes Reh floh sie durch den Garten und verschwand im Schlosse.

Den ganzen nächsten Tag bekam Konrad sie nicht zu Gesicht. Als am gleichen Abend noch der Reisewagen des Grafen vorfuhr, begrüßte er seinen Onkel als den Retter aus aller Not: denn er zweifelte keinen Augenblick, daß er geeignetes Gehör finden werde, wenn er um die Hand Haydies anhalte. Als er aber mit seinem Anliegen herausrückte, belehrte ihn der erste Blick in das finster gewordene Gesicht des Grafen, daß es mit seiner Hoffnung übel stehe. Sein ganzes Wesen bebte vor Erregung, als er dem düster Dreinblickenden die Worte entgegenschleuderte: »Ich sehe wohl, daß du kein Gefühl für mich hast; aber ich werde ihr treu bleiben!«

»Hat sie dir ein Versprechen gegeben?« fragte der Graf.

»Sie traut sich nicht.«

»Sie wird tun, was ich will. Und auch du wirst es tun. Ich bringe dir übrigens eine Neuigkeit: Napoleon hat Preußen den Krieg erklärt. Du wirst sofort zu deinem Regiment stoßen. Die Marschorders sind unterwegs. Nach dem Feldzug, der nicht lange dauern wird, – denn der Kaiser ist unüberwindlich, – wollen wir über diese Angelegenheit weiter beraten. Halte dich tapfer.«

»Ich werde ihr schreiben!« schrie der junge Mann, den die bevorstehende Reise zur Verzweiflung brachte. Vergeblich suchte er Haydie in allen Winkeln des Schlosses, um sich ihrer Treue zu versichern. Allein sie war nirgends zu finden, und erst als er am nächsten Morgen in den Reisewagen stieg, um zu seinem Regiment zu stoßen, erschien sie mit gelassenem Gesicht; aber um ihre Lippen zuckte es in verhaltenem Weh, als sie, mit gesenktem Blick, Konrad die Hand zum Abschied reichte. In der Nacht hatte sie den Entschluß gefaßt, am gleichen Tage noch in ihr geliebtes Kloster zurückzukehren, und sie blieb fassungslos, als ihr der Graf bedeutete, daß davon nicht die Rede sein könne: das Bestehen vieler Klöster, so erklärte er, sei nur noch eine Frage der Zeit, und auch Oberzell werde bald nichts mehr

sein als eine Erinnerung für die Nachbarn und die paar Schwestern, für die man in irgendeinem Spital ein Unterkommen ausfindig machen müsse. Haydie warf sich vor ihm auf die Knie und rang die Hände und gebärdete sich mit einer solchen Wildheit, daß der Graf ein ganz fremdes Wesen vor sich zu sehen glaubte. Dann flehte sie ihn wieder unter strömenden Tränen an, sie mitzunehmen oder nach Mainz zu schicken; allein der Minister, der das Gerede fürchtete, bat sie in zartesten Worten, einstweilen ruhig im Schlosse zu bleiben und da als Herrin zu leben, bis ihm die Ereignisse gestatten würden, zurückzukehren und ihre und seine eigene Zukunft zu ordnen. Er hielt ihre Hand wie die einer Tochter in der Hand, und als die Erschütterte endlich ruhiger wurde, konnte er einen Augenblick lang glauben, die Nacht, deren Erinnerung ihn nur noch zuweilen quälte, sei weggewischt von der Tafel seines Herzens.

Am nächsten Tag in aller Frühe reiste auch der Graf ab, um seinem Herrn in Mainz zur Seite zu stehen, und Haydie blieb allein in dem alten Schlößchen, da auch die Herrin von Distelhausen es nicht über sich bringen konnte, ihr Gut länger der Willkür ihrer Leute und der Schwachheit ihres Gemahls zu überlassen. Die Zurückgebliebene verschloß das Turmzimmer, wo sie den ersten Abend mit dem Freiherrn verbracht hatte, und lebte fortan nur noch in ihrem engen Stübchen, wo sie oft stundenlang, die Hände lässig in ihrem Schoße, am Fenster saß und in das wechselnde Licht der sinkenden Tage hinausblickte. An schönen Sommerabenden versammelte sie die Kinder des Fleckens in dem weiten Schloßhofe und verteilte Süßigkeiten und allerlei Klosterschleckereien, die sie in der Schloßküche selber buk, unter die glücklichen Kleinen. Konrad schrieb fast alle Tage, und Haydie trug seine Briefe manchmal stundenlang mit sich herum, ehe sie sich das Siegel zu lösen getraute. Trotzdem er sich zuweilen bitter beklagte, daß sie nichts hören lasse, griff sie nur zweimal zur Feder, um ihm zu melden, daß alles wohl stehe. Die Briefe, die sie von ihm erhielt, bewahrte sie in einem Holzkästchen auf, das ihr die Schwester Plautilla einst zu ihrem eigenen Namenstag geschenkt hatte. Eines Tages meldete ihr ein Reiter, daß Konrads Regiment auf dem Ausmarsch viel-

leicht die Gegend um Hartheim berühren werde, und seit dieser Stunde wartete sie geduldig auf das Erscheinen des Fernen, der, wie er schrieb, in einen langen, großen Krieg zog.

Die erste Vorhut der Franzosen war vorübergezogen, und in schweren Massen wogten die Regimenter der napoleonischen Armee, Franzosen und Rheinländer, heran. Im Schlosse lag beständig Einquartierung, und die geräumige Vorhalle, wo fast jeden Tag ein paar Generäle speisten, widerhallte jeden Morgen von den Flüchen der Schnauzbärte und Quartiermacher, die Mehl, Wein, Heu und Stroh verlangten und den gräflichen Verwalter zur Verzweiflung brachten. Haydie kam fast gar nicht aus der Küche heraus: wie ein Aschenbrödel gekleidet, saß sie neben dem Herde und sah der Hantierung der Mägde zu, unter deren Händen das Feuer auf dem breiten Schloßherde nicht ausging. Die Zudringlichkeiten, unter denen sie von Seiten der Soldaten zu leiden hatte, wehrte sie mit kindlicher Ruhe ab, und da der Name Collenberg den meisten höheren Offizieren bekannt war, konnte sie, ohne Übles zu erleiden, mit einiger Ruhe das Eintreffen des Schloßherrn und seines Neffen erwarten.

Eines Morgens erschien denn auch auf schaumbedecktem Pferde ein Dragoner, um den Anmarsch des Regiments zu melden, in dem Konrad gegen Preußen ausrückte. Haydie zog sofort ein weißes Kleid an und band alle Herbstrosen des Gartens, deren schönste sie in ihren Gürtel steckte, zu einem Strauß zusammen. Als sie mit ihrer duftenden Last die Wendeltreppe emporstieg, trat ihr, am Eingang der Halle, ein hünenhafter Franzose in Oberstenuniform entgegen, der am Abend zuvor Quartier in dem letzten Speicherkämmerchen bezogen hatte. Erstaunt blieb er, mit einer Verbeugung, vor der schlanken, hellen Erscheinung stehen, und Haydie, die loszukommen wünschte, um in einem kleinen Seitengemach die Tafel für den Erwarteten zu decken, fragte den Offizier, ob der Herr Wünsche habe.

»Ein Offizier der großen Armee hat immer Wünsche, mein schönes Kind,« entgegnete der Hüne, indem er sich vorwärts beugte und seine wulstigen Lippen etwas vorschob. »Wollen

Sie mir eine Rose schenken?« Haydie wählte eine Rose aus ihrem Strauße und reichte sie dem Offizier, der die Blume mit zwinkerndem Lächeln in Empfang nahm, aber auch die Hand der Geberin festhielt. »Haben Sie keine Angst, meine Schöne,« flüsterte er, indem er ganz nahe an Haydie herantrat. »Ich habe noch keiner Frau etwas zuleid getan. Im Gegenteil, ich habe in ganz Europa die zärtlichsten Erinnerungen hinterlassen, und ich wünsche, daß auch Ihnen eine solche an die große Armee bleibt. Aber – Rosen soll man nicht im Garten, sondern in einem stillen Gemach pflücken.« Und langsam suchte er die Widerstrebende, die sich vergeblich mühte, ihre Hand dem eisernen Griff des Hünen zu entreißen, an sich zu ziehen.

»Sie sind ein Feigling,« zischte Haydie voll wachsenden Entsetzens.

»Der Kaiser ist anderer Meinung,« entgegnete lachend der Hüne, indem er, wie in spielerischem Ringen, den Arm um ihre Hüften legte und mit jähem Griff nach ihrer Brust langte. Da riß sich Haydie mit einem Ruck los und flog wie ein aufgescheuchter Vogel die Wendeltreppe hinauf. Der Oberst stürmte nach; er sah ihr wehendes Gewand in einem Turmzimmer verschwinden und konnte es gerade noch verhindern, daß sie die Tür abschloß, indem er seinen Fuß dazwischen schob. Als er mit jähem Ungestüm das Gemach betrat, sah er, wie Haydie sich auf einen schmalen eisernen Balkon flüchtete, der am Rande des Daches wie ein Schwalbennest über der Tiefe des Schloßgrabens hing. Sie hielt immer noch die teuere Last ihrer Rosen im Arm und lehnte sich, schwer atmend, mit dem Rücken gegen das dünne Geländer, um den anstürmenden Feind zu erwarten. »Ich stürze mich hinunter, wenn Sie noch einen Schritt machen!« schrie sie leiser, als sie ein Zaudern in seinen Zügen zu gewahren glaubte.

Der Oberst entgegnete nichts, sondern betrat langsam, und mit dem gierigen Blick eines Tieres die Schwelle des Balkons; er atmete schwer, und sein Lächeln, das nun seine breiten Zähne entblößte, sagte Haydie, was sie zu erwarten habe. Sie beugte sich weit hinaus, um dem Entsetzlichen auszuweichen; aber das Grauenvolle kam näher, sie hörte einen keuchenden Atem, sie

starrte in glühende Augen, ein heißer Atem aus wulstigen Lippen streifte ihr Gesicht, eine Hand griff nach ihr, und voll besinnungslosen Entsetzens warf sie sich rücklings in die Tiefe. Der Oberst hörte das dumpfe Aufschlagen eines Körpers; dann stürzte er mit einem lauten Fluch die Treppe hinab.

Als er unten anlangte, waren schon ein paar württembergische Soldaten, die den Sturz von der Zugbrücke aus mit angesehen hatten, mit der Sterbenden beschäftigt. Sie atmete noch eine Weile; dann brach eine Welle Blut aus ihrem Mund hervor, und es war vorbei. Der Oberst fluchte mörderisch, als ob man ihm ein Leids angetan hätte, und schrie dazwischen, daß die Weiber in Frankreich und Italien doch ganz anders seien.

Die Verunglückte wurde in dem Zimmerchen einer Magd aufgebahrt; die Frau des Verwalters hielt die Totenwache, und da keine Wachskerzen vorhanden waren, holte sie die Kommunionskerze ihrer Tochter hervor, um sie zu Häupten der Toten anzuzünden. Der Marschall Augereau, der eine Stunde später eintraf und in dem Schloß Quartier nahm, erfuhr nichts von dem Vorfall. Als er aber am Abend mit seinem Stabe tafelnd in der Halle saß, kam Konrad hereingestürzt: er hatte, kaum angelangt, von dem Verwalter alles erfahren und schrie voll besinnungslosen Jammers in die Gesellschaft hinein: »Meine Herren, Sie sitzen mit einem Schuft zu Tisch! Wer ist der Oberst Bellay?«

»Ah, der Herr meint mich,« entgegnete der Hüne, indem er sich in seiner ganzen Höhe erhob. »Ich stehe dem Herrn zu Diensten. Der Herr Marschall wird mich entschuldigen.« Die aufwartenden Soldaten hielten Konrad zurück; sonst wäre er vor dem Marschall mit dem Obersten handgemein geworden, der sich nach der Entfernung des Grafen ruhig wieder niedersetzte und dem aufhorchenden Kreise die unglückselige Geschichte als einen Scherz mit übelm Ausgang erzählte.

In dem Zweikampf, den der Leutnant von Collenberg am gleichen Abend noch mit dem Oberst Bellay ausfocht, blieb der junge Graf schwerverwundet auf dem Platze, und noch ehe die Nacht hereinbrach, lag er für immer verstummt neben Haydie. Am nächsten Tag traf auch der Graf von Collenberg von

Aschaffenburg her ein. Er ließ sich berichten, wie alles gekommen war, und trat dann im Reiserock an das Lager, wo die beiden jungen Menschen nebeneinander ruhten. Er konnte nicht weinen; mit starrer Miene rückte er das Kreuz zurecht, das auf der Brust seines Neffen lag, und betrat dann das Eßgemach, wo er in ruheloser Gelassenheit, über die er sich selber wunderte, auf und ab ging. Es kam ihm wie ein merkwürdiges Spiel des Schicksals vor, daß der Mann, vor dem Haydie in den Tod geflohen war, den gleichen Namen trug wie sie selbst: War es ein Verwandter? Oder nicht? Zuweilen überschlich ihn ein Gefühl, als sei alles nur ein Traum und er allein lebe in einer Wirklichkeit, die starr wie ein unabwendbar Grausiges vor seiner Seele stand.

Gegen Abend wurde der Graf durch ferne Rufe, die sich brausend bis in die Stille des Schlosses herwälzten, aus seinem trüben Sinnen geweckt, und bald darauf hörte der Lauschende, wie die Grabenbrücke, über die er selbst nie geritten war, unter den Hufschlägen eines kleinen Reiterzuges donnerte. Als er an das Fenster trat, erkannte er zu seinem größten Erstaunen den Kaiser Napoleon, der mit einem glänzenden Gefolge knapp vor dem Tore anhielt und eine Weile zu dem steinernen Wappen über dem Eingang emporstarrte. Der Schloßherr sah, wie sich die wohlbekannte Gestalt im grauen Mantel zur Seite neigte, um ein paar Worte mit dem Grafen Caulaincourt zu wechseln, der ihm zur Seite ritt, worauf sich der Gewaltige aus dem Sattel gleiten ließ und mit den Offizieren seines Stabes die Einfahrtshalle des Schlosses betrat. Der Schloßherr eilte die Wendeltreppe hinab, um den Gast zu begrüßen, der ihm hastigen Schrittes entgegenkam. Der Kaiser blieb stehen und klopfte seine Wade mit der Reitpeitsche, die er in der behandschuhten Rechten trug; dann sagte er in ziemlich barschem Ton: »Ich grüße die Exzellenz und freue mich des Zufalls, der mich in das Haus eines Bekannten führt. Wie kommt es aber, Herr Graf, daß Sie in Ihrem Familienwappen drei Lilien haben?«

Der Graf erklärte, das Wappen, das der Kaiser meine, sei das Familienwappen der Dalberg, von denen sein Großvater das Schlößchen käuflich erworben habe. Der Kaiser nickte und

fuhr fort: »Hier riecht es nach Wachs. Ich habe den Duft der Bienen und des Wachses von meiner Heimatinsel her in meiner Nase. Noch auf dem Meer habe ich ihn meilenweit gerochen.« Und ohne eine Äußerung des Schloßherrn abzuwarten, schritt er, gefolgt von seinem Stabe, die Treppe hinauf. In der oberen Halle fragte der Schloßherr, ob er der Majestät eine Erfrischung anbieten dürfe. Der Kaiser verlangte einen Tisch, wo er sein Abendessen zu sich nehmen könne, das der Koch im Hof in der Feldküche bereite, und der Graf geleitete seinen erhabenen Gast in das große Turmgemach, wo er selbst zu speisen pflegte.

»Haben Sie Kinder?« fragte Napoleon, indem er vor dem Schloßherrn stehen blieb und ihn an einem Knopfe seines Rockes festhielt.

Der Graf, in dessen Augen Tränen standen, entgegnete: »Sire, Sie weilen im Hause des Todes,« und er erzählte dem Kaiser den Vorfall, der zwei Menschen aus seinem Leben genommen hatte.

»Der Oberst Bellay kommt vor ein Kriegsgericht,« zürnte der Gewaltige. »Ich dulde solche Sitten nicht.« Er ging, während er diese Worte hervorstieß, mit den Händen auf dem Rücken wie ein gefangenes Tier in dem Raume auf und ab, und mit der gleichen Hast ließ er sich auch an dem Tische nieder, auf den der Leibmameluck Rustan gleich darauf eine Kotelette, ein kleines Weißbrot, eingekochte Früchte und eine Flasche Bordeaux setzte. Der Graf blieb in achtungsvoller Entfernung von dem Tische stehen, wo der Kaiser mit hastigen Gesten aß und sofort, nachdem er die Kotelette verzehrt hatte, zu der goldenen Tasse voll dampfenden Kaffees griff, die Rustan bereithielt. Dann nahm er eine Prise aus einer goldenen Dose und winkte dem Schloßherrn näher zu treten: »Sie stehen im besten Mannesalter. Sie werden dieses Unglück vergessen, indem Sie sich eine Frau nehmen: Der Mensch muß Kinder haben.«

Der Graf entgegnete, daß die Hand des Schicksals zu schwer auf ihm liege, als daß er an solche Pläne denken könnte.

Der Kaiser hatte sich erhoben: »Schicksal? Sie sprechen ja wie meine Pariser Ideologen. Die Politik ist das Schicksal! Wenn mich dieses elende Preußen nicht gezwungen hätte, ihm

den Krieg zu erklären, wären wir nie in diesem Schlosse zusammengetroffen, und Ihr Neffe säße mit seinen Kameraden beim Spiel oder bei einer Grisette. Ich werde übrigens das Preußen Friedrichs des Großen zertrümmern ... Ich muß es tun. Wir haben Wunder vollbracht; aber wir stehen erst am Anfang unserer Laufbahn. Europa ist klein –«

Da Napoleon tiefe Trauer in den Augen des Grafen las, begann er ihn über die Größe seiner Güter, über die Verhältnisse der Gegend, die Gesinnung der Bauern und die Art des geistlichen Regiments auszufragen. Der Schloßherr wunderte sich über die Genauigkeit, mit der der Gewaltige auf jede Einzelheit einging. »Den Acker bestellen ist der wahre Beruf des Menschen,« sagte der Kaiser zum Schlusse des Examens, und dann kam er wieder auf das traurige Ereignis des Tages zurück: »Ich habe Hunderttausende in den Tod geschickt; aber sie sind für eine große Sache gestorben. Den Schmerz des Daseins erfährt man erst, wenn uns ein teurer Mensch entrissen wird; dann fragt man sich: Was ist das Leben und was der Tod? Was steht hinter all dem, was sich begibt? Geheimnis! Wir wissen es nicht! Es gibt so vieles, was man nicht erklären kann. Als ich von Ägypten aufbrach, um mein Vaterland, Frankreich, aus der Hand der Schwätzer zu retten, hatte ich auf dem Schiffe Muße, über all diese Dinge nachzudenken; aber auf französischer Erde wußte ich sofort, was ich zu tun hatte. Der Mensch ist da, um zu handeln. Ich glaube nicht an die Unsterblichkeit der Seele, obwohl ich als Haupt des Staates darauf sehen mußte, die Religion wieder herzustellen. Alles ist nur Materie. Für mich besteht die Unsterblichkeit in den Fußspuren, die ich auf der Erde hinterlasse.«

Während er sprach, blickte der Kaiser an dem Grafen vorbei, als ob er in eine dunkle Ferne sähe, und die gehämmerten Sätze kamen dem Zuhörer beinahe wie ein Selbstgespräch vor, das der gekrönte Emporgekommene mit seiner Seele unterhielt.

In diesem Augenblick trat Daru ein und fragte, von der Schwelle aus, wo die Majestät nächtigen wolle.

»Wir fahren bis Würzburg,« entgegnete der Kaiser. »Die

Straßen sind gut. Die Nacht ist hell. Man hat mir das Schloß der Fürstbischöfe gerühmt.«

Der Hausmarschall ging hinaus und Napoleon blieb noch einen Augenblick vor dem Grafen stehen: »Wir werden uns in Paris wiedersehen,« sagte er in liebenswürdigstem Tone. »Unser erlauchter Vorfahr, Karl der Große, hat uns ein Erbe hinterlassen, das uns Pflichten auferlegt. Ich wünsche, daß alle Fürsten Europas einen Palast in Paris besitzen und wenigstens einmal im Jahr dahin kommen, um da Hof zu halten. Sagen Sie das Ihrem Herrn, der mir gute Absichten zu hegen scheint.«

Der Minister des Fürstprimas verneigte sich: »Mein Herr vertraut dem Glück der Majestät.«

»Ich folge meinem Stern.«

Und mit flüchtigem Gruße schritt der Gewaltige, dessen elfenbeinblasses Cäsarenhaupt im Dunkel der beginnenden Dämmerung seltsam leuchtete, in die milde Herbstnacht hinaus, an deren Himmelswölbung still und leise die ewigen Sterne aufglänzten. –

Als ich mit meiner Erzählung fertig war, trank mir Kunrath zu, und der Freiherr von Nonnenbruch sagte: »Diesmal kann ich doch frei über den Helden der Erzählung reden, ohne Gefahr zu laufen, Übles von meinen Vorfahren sagen zu müssen. Mir ist Ihr Held etwas zu sanft geraten; er läßt die Dinge an sich herankommen; er packt sie nicht mit seinem Willen. Mir sind diese glatten Diplomaten aus der alten Schule widerwärtig. Den Rat Napoleons hat er, wie Sie schon angedeutet haben, nicht befolgt?«

»Nein; der Herr Graf Heribert Rüdt von Collenberg ist als Junggeselle in Distelhausen auf dem Schlosse seines Bruders, das er nach den Befreiungskriegen nach seinem Geschmack ausbauen ließ, im Jahre 1839 gestorben. Er war als Rosenzüchter weit und breit bekannt, und auch seine Weine wurden gern getrunken, obwohl die Frankenweine schon damals anfingen, nicht mehr so beliebt zu sein wie die Rhein- und Moselweine. Meine Großmutter pflegte mir häufig von dem alten Herrn zu erzählen, dessen Wesen einen großen Eindruck in der ganzen Gegend hinterlassen haben muß.«

Der Landgerichtspräsident lächelte vor sich hin: »Wir werden alle einmal Verklärte, wenn wir von dieser Welt gegangen sind. Verklärte Schatten. Aber interessant ist doch nur das Menschliche, oder das Allzumenschliche, um ein Modewort zu gebrauchen; denn nur aus ihm wachsen unsere Schicksale. Freilich, es gehört zum Wesen der Toten und der Götter, daß sie selbst schicksalslos geworden sind, wenn sie auch weiterhin unser Schicksal bestimmen. Als Schicksalsspender sind die Toten sogar mächtiger als die Lebendigen, weil der Strom ihres Blutes in uns rinnt und oft die seltsamsten Ungeheuer auf seinem Grunde birgt.« Er seufzte, als ob er eine Erinnerung abwälzen wolle.

Der Freiherr bemerkte: »Vielleicht hätte sich das Los der armen Haydie ganz anders gestaltet, wenn nicht orientalisches Blut in ihren Adern geflossen wäre. Ich kann mir sie sehr gut im Harem eines Paschas denken, wie sie Süßigkeiten knuspert und mit lässigen Fingern auf einer Laute spielt.«

Kunrath grinste: »Die Weiber sind überall gleich.«

Der Landgerichtspräsident wiegte seinen greisen Prophetenkopf: »Sie haben recht und unrecht, je nachdem man die Sache nehmen will. Der Grundzug des weiblichen Wesens ist überall der gleiche. Die Frau steht der Natur näher als der Mann, und – sie ist die Mutter der Menschen: aus diesem Verhältnis fließen alle Tugenden und Schwächen des Weibes.«

»Ich achte das Weib nur als Mutter,« ließ sich der Baron vernehmen.

Der Präsident nickte: »Jedenfalls offenbart es als Mutter Glanz und Adel seines Wesens am reinsten ... Selbst da, wo es den Beruf der Mutterschaft an fremdem Blute übt, kann das Weib, wie ein Blick ins Leben lehrt, zur Vollendung seines Wesens gelangen. Sein berauschendstes Glück genießt das Weib allerdings als Geliebte, als Mannräuschlein, um ein altes deutsches Wort zu gebrauchen. In der Tat, was man auch sagen möge: Das Weib ist und bleibt der tiefste Rausch des Mannes.«

»Und was noch alles?« spottete Kunrath.

»Was Sie wollen: die Unrast, der Friede, Himmel und Hölle; das Wesen, das uns, wie die Natur selbst, ewig entgleitet, wenn

wir es in Begriffe fassen wollen; über das wir keine Dummheit und keine Gescheitheit sagen können, die nicht schon ein anderer gesagt hätte; die Sphinx ohne Rätsel; die treueste Helferin des Mannes, und doch dem, was er träumt und erstrebt, so fremd, weil es nicht zum Schaffen, sondern zum Gebären da ist. Ich möchte nicht wissen, was eine Frau im Grunde ihrer Seele über alles das denkt, wofür die Männer ihren Leib und ihre Seele, ihre Tage und Nächte hingeben.«

Kunrath scherzte: »Es ist ein Kreuz mit den Weibern: wenn sie Form haben, haben sie keine Seele, und wenn sie eine Seele haben, fehlt ihnen die Form.«

»Das heißt Schönheit und Geist sind selten beisammen.«

»Ungefähr. Die Oberflächlichkeit des Weibes ist bodenlos; darum ist ein Sturz in diese Tiefe stets lebensgefährlich.«

Ich fragte den spöttischen Konservator: »Sie gehören scheint's auch zu den Männern, die dem Weibe die Persönlichkeit absprechen?«

Kunrath nickte überzeugt, und Volkart bemerkte: »Im Sinne des Mannes hat das Weib allerdings keine Persönlichkeit: dies geht schon aus der Tatsache hervor, daß sich Mann und Weib, vorausgesetzt, daß sie ehrlich sind, über die Grundfragen des Lebens nie so recht einigen können. Sie sind, ihrem innersten Wesen nach, gezwungen, sich unter dem gleichen Wort etwas anderes vorzustellen. Ein Wort aus dem Munde einer Frau bedeutet, auch wenn es gleichlautend klingt, immer etwas anderes als auf den Lippen eines Mannes oder gar eines Genies, das heißt eines Wesens, in dem Mann und Weib, das Zeugende und das Bildende, zu einem Schicksalswesen geworden sind. Die Frau hat in meinem Sinn keine Persönlichkeit; sie gehört dem wunderbaren Reich der Elemente an und ist somit auf dieser Erde eine Durchgangserscheinung, in der man ein Höheres, als der Mann es ist, sehen mag, wenn man ihrer Leistung gedenkt: denn der wird sie mit dem Maße eines Schicksalswesens gerecht, indem sie glücklich macht und glücklich wird.«

Der Baron wurde ungeduldig: »Das alles bringt uns von der armen Haydie ab. Ich glaube, daß der Graf von Collenberg sehr glücklich mit dem Mädchen geworden wäre, wenn er sie

schlankweg geheiratet und an den Mainzer Hof mitgenommen hätte.«

Der Landgerichtspräsident nickte: »Das glaube ich auch. Ein Mann kann mit jeder Frau glücklich leben, wenn er es versteht, sie zu seinem Geschöpf zu machen. Nur dann entsteht eine ideale Ehe, wenn der Mann Schöpfer wird und die Frau selig ist, Herrin und Geschöpf zu gleicher Zeit zu sein. Es gibt ein Echo auf der Welt, das jede Herrlichkeit reiner widergibt, als die Stimme eines Gottes: das ist das Weib, wenn es liebt. Wir müssen aus dem Weibe ein göttliches Echo machen! Die Stimme, die es widertönt, wird dann schöpferisch in unsern Söhnen.«

»Ja, warum haben Sie denn mit solchen Idealen keine Frau genommen?« fragte der Baron mit erstaunten Brauen.

»Sie haben recht, so zu fragen. Als alter Junggeselle dürfte ich eigentlich nicht von der Ehe reden, und was ich in der Welt davon zu sehen bekam, läßt mich glauben, daß dieses ideale Echo selten genug vorkommt. Die Holden reden lieber selbst, und was dem Gehege ihrer Zähnchen entfließt, gehört ja, wie wir alle wissen, selten zu den Urworten menschlicher Weisheit und Güte. Aber eines ist mir aufgefallen: wie kommt es, so hab ich mich oft gefragt, daß gerade die am meisten Glück bei den Frauen gehabt haben, die die Weiber am tiefsten verachten?«

»Das gereicht uns Männern nicht zur Ehre,« bemerkte der Freiherr mit strenger Stimme.

»Mag sein; ich will gleich beifügen, daß ich das nicht schön, sondern unter Umständen sogar gemein finde. Aber vielleicht verbirgt sich unter dieser Verachtung doch etwas Tieferes: der Mann sucht in dem Weib das Absolute, den ewigen Quell, der allen Durst der Seele löscht; das will sagen: etwas, was das Weib von sich aus niemals geben kann. Und der Enttäuschte rächt sich für die Enttäuschung, indem er das Weib herabsetzt. Der Geist macht einen Narren aus dem Manne.«

»Und die Liebe aus dem Weibe,« bemerkte Kunrath.

»Jedes Geschlecht hat seine eigene Narrheit,« brummte der Baron.

Der Landgerichtspräsident war nicht aus seiner Beschaulich-

keit zu bringen: »Ich glaube, der Mann kommt am Weibe zum Bewußtsein; aber dieses Bewußtsein muß, wie alles, mit dem Leben bezahlt werden. Der Haushalt der Natur ist, was man auch dagegen sagen möge, ein ungeheueres Sparsystem, das uns Sterbliche verbraucht, ohne viel nach unserem persönlichen Glück zu fragen. Der Mann kommt am Weibe zum Bewußtsein; aber er schreitet über es hinweg, wenn dies Bewußtsein ihm sagt, daß er einem Wahnbilde seinen höchsten Rausch verdankt.«

»Ich freue mich, daß Sie mir den ungeheuren Phantasiemenschen Napoleon zum Schlusse dieser Geschichte gezeigt haben. Der Kaiser hatte das natürliche Verhältnis des Mannes zum Weibe,« bemerkte nun Kunrath, von dem alle wußten, daß er an seiner Frau mit zärtlicher Neigung hing.

»Dafür bekam der Korse auch den Lohn, den das echte Weib unter Umständen für jeden bereit hat, dessen Lebenszweck, er mag sein so hoch er wolle, außerhalb des seinen liegt. Der Herr der Welt trug, wie die Herren wohl wissen, nicht nur die Krone, die er sich mit barscher Hand selber aufsetzte, sondern auch noch einen anderen Kopfschmuck, mit dem übrigens zahllos viele Herren der Schöpfung einherwandeln, ohne die leiseste Ahnung von ihrer urewigen gezackten Zier zu haben. Dem Weibe, das liebt, ist unter Umständen eben ein Holzknecht lieber als das Genie, und die Ruhe, mit der es als Dirne oder als Kaiserin seine Streiche übt, fließt aus dem Instinkt, daß es, wenn das Glück es will, selbst die Mutter von Fürsten und Helden werden kann. Deshalb fühlt sich im Grunde auch die niederste Magd der vornehmsten Dame ebenbürtig: denn das Geschlecht, das unbarmherzige, macht die Weiber alle gleich. Napoleon, der, wie der Pater Bombasticus der neuern Dichtung, Viktor Hugo, meinte, Marmor sprach, hat dieses Verhältnis in klassischer Weise umschrieben, indem er mit kaiserlicher Kürze erklärte: La femme n'a pas de rang! Die Frau hat keinen Rang, außer dem des Mannes; denn das Weib ist ein Naturwesen, der Mann aber ein Kulturwesen.«

»Wenn wir über die Weiber philosophieren, sitzen wir am jüngsten Gerichtstag auch noch hier. Es ist Zeit ans Heimgehen

zu denken,« bemerkte Kunrath, den es offenbar nach einer feuchten Sitzung mit seinen Zechbrüdern in der Veltiner Weinstube gelüstete.

Doch der Freiherr war nicht gesonnen, uns schon zu entlassen; er sagte: »Ich möchte den Herren nur noch unser Familienkleinod zeigen, damit Sie sich eine Vorstellung von der feinen Arbeit machen können.« Und er lief an die rechte Seitentüre des Gemaches und rief: »Jossy, komm doch mal herein.«

Und als die Freifrau, rasch wie eine Wichtelfrau, auf die Schwelle trat, sagte der Hausherr: »Willst du so liebenswürdig sein, den Herren einmal unsern Familienring zu zeigen?«

Ich bemerkte, daß die Freifrau mit dem Ausdruck des Entsetzens auf ihren Gemahl starrte; endlich sagte sie: »Ich bin leider nicht in der Lage, den Wunsch der Herren zu erfüllen.«

»Was ist mit dem Ring?«

»Ich hab ihn nicht mehr.«

Der Freiherr machte einen Schritt nach vorne, und die beiden Gatten standen sich einen Augenblick Aug in Auge gegenüber.

Der Freiherr schien zu verstehen, was dieses Schweigen, aus dem ich nur entnahm, daß es Schweres in sich barg, bedeutete; er sagte mit einer Stimme, aus der die tiefste Erregung zitterte: »Du hast ihn wohl in Reparatur gegeben? Ich entsinne mich, daß das eine Perlchen in dem Krönchen etwas locker saß. Nun, da müssen sich die Herren etwas gedulden; aber der Ring wird zur Stelle sein, wenn Sie mir wieder das Vergnügen schenken –«

Wir nahmen Abschied. Als ich der Freifrau die Hand reichte, fiel mir auf, daß in ihren Augen Tränen standen.

Es war spät geworden, als wir in die mondlose Sommernacht hinaustraten. Ich erbot mich, Kunrath auf seinen Gang zu der Kneipe zu begleiten, wo man immer ausgezeichnete Gesellschaft traf, und auf dem Weg in die Schillerstraße erfuhr ich einiges über die Familie des Freiherrn Themistokles von Nonnenbruch.

Der Vater des Freiherrn von Nonnenbruch hatte unter König Max eine hohe Stellung als Verwaltungsbeamter bekleidet und wäre leitender Minister geworden, wenn nicht eine Liebesheirat seine Berufung unmöglich gemacht hätte: er hatte,

als Witwer im gefährlichen Mannesalter, als Fünfundvierziger, seine Geliebte, die Tochter eines Bäckers, ein Mädchen von ganz außerordentlicher Schönheit, geheiratet und war dadurch in eine schiefe Stellung zum Hof und zur Gesellschaft geraten. Er litt um so mehr unter diesen Verhältnissen, als er den Ehrgeiz hegte, als bester Plauderer in altfranzösischem Stil zu gelten, und eines Kreises bedurfte, wo die zahme Freimaurersprache der guten Gesellschaft den Austausch der heikelsten Gedanken und Witze möglich machte. Als seine Leidenschaft für die schöne Bäckerin verflogen war, sank er zu einem gewöhnlichen Schürzenjäger herab, der Mitte der Fünfzig im Wahn, mit ihm gehe der letzte Münchener dahin, dem es gegeben war, aus einem Gespräch ein Kunstwerk zu machen, von dieser Erde schied. Was nun den Adel der Herren von Nonnenbruch betraf, so war er reiner Briefadel und ging auf den König Max Josef zurück, der dem Hauptmann Johann Karl Nonnenbruch, wegen seiner ausgezeichneten Haltung auf dem Rückzug der bayerischen Truppen aus Rußland, die Baronie gegen Erlassung aller Taxen verlieh.

»Von diesem tapfern Windhund muß ich Ihnen ein paar reizende Geschichten erzählen; aber wir wollen warten, bis wir bei einer Flasche Veltliner sitzen.«

Als nun, ein Viertelstündchen später, diese Flasche vor uns stand, bemerkte ich an dem Zucken der Lippen meines Freundes, daß sich in seiner Seele allerlei Vergnügtes abspielte; aber ich mußte ihn doch an sein Versprechen, mir den ersten Freiherrn von Nonnenbruch vorzuführen, mahnen, ehe sich Kunrath zum Sprechen entschloß: »Sie haben sich doch in der deutschen Geschichte umgesehen?« fragte er, indem er sein linkes Auge schloß.

»Gewiß. Ich habe dieses fragwürdige Vergnügen zu verschiedenen Zeiten ausgekostet.«

»Wenn es fragwürdig war, so liegt die Schuld an Ihnen: ich habe mir nämlich die Napoleonische Behauptung, die Geschichte sei eine fable convenue, schon in sehr jungen Jahren hinter die Ohren geschrieben und mich daher mit Vorliebe in jenen Gebieten herumgetrieben, von denen die Herren Professoren nichts wissen oder nichts wissen wollen: auf Hinter-

treppen oder in Amtsstuben, wo die Gesichter nicht in majestätischen Jupiterfalten liegen und die Helden sich im Schlafrock zeigen. Das Gesicht, das der Cäsar auf seinem Triumphwagen der Menge zeigt, reizt mich nicht; aber ich höre gerne zu, wenn der Mann, der die Räder des Triumphkarrens schmierte, seinen Nachbarn, dem Wagner und dem Schmied, seine Auffassung des Triumphzuges darlegt: da kommt die Volksseele zu Wort, und auf deren Grund liegen und lauern die seltsamsten Fische. Die ganze Geschichte krankt daran, daß man die Herren Räderschmierer nicht zu Worte kommen läßt: es sind ganz merkwürdige Kunden darunter, und auch der Großvater des Freiherrn Themistokles, unser Ahnherr Johann Karl, gehörte einmal zu diesen heimlichen Helfern. Ich will zwar nicht behaupten, daß die deutsche Geschichte einen andern Lauf genommen hätte, wenn Herr Johann Karl Nonnenbruch, der als ganz junger Mensch als Fiskalsekretär in die Dienste des Durchlauchtigsten Fürsten von Weiningen geriet, nicht zur Stelle gewesen wäre; aber sein Verhalten beweist mir, daß jede Familie einmal den Augenblick erlebt, da der Fittich eines großen oder kleinen Weltschicksals ihre Häupter streift. Dies geschah damals, als die siebenunddreißigste Schüssel die erhabene Zeremonie der Krönung des Kaisers Leopold II. fast unmöglich gemacht hätte. Sie haben nie von diesem Zwischenfall gehört? Und Sie rechnen sich am Ende gar noch zu den Kennern deutscher Geschichte?«

»Sie machen mich ja zu einem Tantalus –«

»Dazu müßte ich wissen, was in der fraglichen Kaiserschüssel war, und da versagt leider meine Quelle. Also, ich will Ihnen diese Schüssel nicht länger vorenthalten: Johann Karl Nonnenbruch war im Geleit des Grafen Truchseß nach Frankfurt gekommen, um im Auftrag seines Herrn das Treiben bei der Krönung Leopolds II. zu überwachen und darauf zu achten, daß die Belange des reichsfürstlichen Hauses in keiner Weise verletzt würden. Als sogenannter „Gentilhomme" des Reichserbtruchsessen glaubte der lebenslustige Fürstendiener, von dem Getriebe den schönsten Genuß ziehen zu können; allein er mußte erfahren, daß er aus dem Fegfeuer der fürstlichen Hofkanzlei

nur in ein anderes geraten war: er kam aus der Schreibstube, wo die Reichsgrafendeputation ihre hochmögenden Beschlüsse faßte, gar nicht heraus, und der geschäftige Ameisenhaufen geriet erst recht in wuselnden Aufruhr, als das Hofküchenmeisteramt das Verzeichnis der Schüsseln mitteilte, die zur „Auflegung" auf die kaiserliche Krönungstafel kommen sollten. Seit Karl dem Großen sei es, so behaupteten die Wiener Reichshofräte, geheiligter Gebrauch oder reichsgesetzmäßiges Herkommen gewesen, daß jederzeit die erste Schüssel von einem Schwaben, die zweite von einem Wetterauer, die dritte von einem Franken und die vierte von einem Westfälinger getragen werden mußte. Nun aber hätte es sich, da siebenunddreißig Schüsseln als Festgerichte erscheinen sollten, getroffen, daß die letzte wieder auf einen schwäbischen Grafen gekommen wäre, und die Zumutung, eine Schüssel außer der Reihe zu tragen, erregte bei den anwesenden Schwaben die hellste Empörung. Die adeligen Mannen, denen bei einer allgemeinen Reichskollegialschaft die Pflicht oblegen wäre, mit dem Schilde des Drachentöters Georg voranzustehen, weigerten sich rundweg, sich der verwaisten Schüssel anzunehmen. Was sollte nun geschehen, um dem vorhandenen Unheil vorzubeugen? Das kaiserliche Hofküchenamt bestand auf seinem Schein: um keinen Preis der Welt durfte die siebenunddreißigste Schüssel wegbleiben, und der Hofzeremoniarius erklärte, selbst der blutigste Reichsgrafenkrieg bringe ihn nicht von seiner Pflicht ab, auf dem Erscheinen der siebenunddreißigsten Schüssel zu bestehen! In Offenbach, wo die Reichsgrafendeputation ihre Amtsstube besaß, schrien die Vertreter ihres Standes wie Hausknechte aufeinander ein. Kuriere flogen nach allen Windrichtungen auseinander; schöne Hände steckten ihre Hände in die Verschwörung, die sich unter Lachen und Grollen anbahnte, und an den Frankfurter Spieltischen, wo das Gold in runden Häufchen zusammenrollte, sprach man von nichts anderem als von der siebenunddreißigsten Schüssel: Wird sie erscheinen? Wird sie nicht erscheinen? Das war die Frage, mit der sich die Herzöge, Kurfürsten, Grafen und Reichsritter beim Trunk und Spiel und Courschneiden bebegrüßten. Vergebens erbot sich der Reichserbmarschall, Graf

von Pappenheim, die Schüssel von seinen vier Söhnen tragen zu lassen: die Grafendeputation erklärte in feierlicher Sitzung, so erfreut und dienstbötig die gesamten Grafen des Heiligen römischen Reiches selbst in dem Fall sein würden, daß der Herr Erbmarschall zum römischen Kaiser und König von Germanien gewählt würde, so wenig könnten sie auf dessen exorbitantes, unübersehbares, unberechenbares und folgenschweres Begehren, die Herren Söhne beim Aufwarten und Schüsseltragen zuzulassen, weder für jetzt, noch für ewige Zeiten eingehen.

Mit diesem Ausweg war es also nichts, und von Tag zu Tag wurde die über der Reichsgrafschaft hängende Wetterwolke düsterer. Da fuhr wie ein rettender Blitz aus umdüstertem Himmel ein Vorschlag des Truchseßschen „Gentilhomme" Johann Karl Nonnenbruch in die Versammlung: der Sekretarius des Fürsten von Weiningen schlug vor, aus der einen großen Schüssel vier kleine zu machen und so jedem der aufwartenden Grafen seine Pflicht in der geheiligten Reihe zu ermöglichen. Nun stoben wieder die Kuriere auseinander; nun herrschte in der kaiserlichen Hofküche eitel Entzücken, und nur die Beschaffung der vier silbernen Schüsselchen erregte einige Sorge, wurde aber durch einen Frankfurter Juden lächelnd behoben.

So war es also nur dem Genie eines Nonnenbruch zu danken, daß die letzte Kaiserkrönung ohne einen mörderischen Zwist vor sich gehen konnte.

Der Fürst von Weiningen nahm mit offensichtlicher Befriedigung von der Schlauheit seines Fiskalsekretärs Kenntnis. Er behauptete zwar, um den Stolz seines findigen Beamten zu dämpfen, dieser verdanke den rettenden Einfall dem Verkehr mit der Amme, die der Kurfürst von Mainz nach altem Herkommen unter seinem Gefolge von fünfzehnhundert Personen mit sich führte; aber er erwies sich doch als gnädiger Herr, indem er seinem Schreiber am Tag darauf das Patent als Hofsekretär zustellen ließ.

Indessen litt es den jungen Herrn Hofsekretarius nicht lange im Weiningenschen Dienst: der Fürst, dessen Hofhaltung nach dem Versailler Muster zugeschnitten war, sah zwar darauf, daß seine Beamten zu den Levers erschienen und Serenissimus, der

inzwischen unter den Händen eines französischen Haarkräuslers auf einem Thronsessel saß, mit Späßen, Skandälchen und Neuigkeiten unterhielten; aber er ließ die Auszahlung der Gehälter oft halbe Jahre lang anstehen, und da unser Herr Johann Karl Nonnenbruch großherrliche Bedürfnisse hatte und gerne mit den französischen Kammerfrauen der Fürstin schäkerte, empfand er diesen Zustand durchlauchtiger Willkür als eine Beeinträchtigung seiner Menschlichkeit, deren Rechte ein paar Jahre zuvor in Paris der aufhorchenden Welt kund getan worden waren. Da ihn ohnehin die weite Welt lockte und die guten Mahlzeiten, die der fürstliche Kammerdiener Borel, ein durchtriebener Auvergnat, seinen Freunden vorzusetzen liebte, seine Phantasie in Schwung erhielten, beschloß er, dem Fürsten einen Streich zu spielen und sich selbst die ersehnte Freiheit mit einiger Gefahr zu erkaufen.

Der Fürst Franz Joseph, der sechste seines Namens, hatte die Gewohnheit, stundenlang im Fenster zu liegen und das Leben und Treiben seiner Residenz zu beobachten. Als er sich nun eines Tages wieder dieser durchlauchtigen Beschäftigung oder diesem Ergötzen hingab, schwebte von einem oberen Stockwerk eine Angel an einer feinen Seidenschnur herab, und es dauerte keine Minute, und schon hing die Perücke Seiner Durchlaucht an dem Haken und fuhr blitzschnell in die Lüfte, wo sie eine Weile hoch über dem olympischen Haupt ihres Trägers hin und her schaukelte. Der Fürst schrie, als ob er am Spieße stäke; aber die Dienerschaft, die sofort in die oberen Räume des Schlosses stürzte, fand daselbst keine Menschenseele, der ein solcher Fischzug zuzutrauen gewesen wäre. Der Urheber dieses Streiches war aber niemand anders als der Sekretär Johann Karl Nonnenbruch, der noch am gleichen Tage mit Hilfe des fürstlichen Kapaunenstopfers auf einem Staatspferd den fürstlichen Häschern entwich und wohlbehalten nach Straßburg kam, wo er das Studium der Rechte fortsetzte und seinen Unterhalt als Brillenschleifer bei einem Optiker gewann: denn er hatte die Kunstfertigkeit seiner ehrsamen Vorfahren geerbt, und ich glaube, auch die Liebhabereien unseres Freundes Themistokles, seine Versuche als Geigenbauer und andere Basteleien gehen

auf ererbte Familienanlagen zurück, so sehr auch der Baron den großen Herrn zur Schau trägt. In Straßburg kam der ältliche Studiosus mit dem Grafen von Bassenheim, dem Vertrauten des nachmaligen Königs Max Josef von Bayern in Beziehungen, und dieser Herr war es, der den unruhigen Studenten veranlaßte, Dienste in der kurbayerischen Armee zu nehmen, in der er später auch unter Napoleon focht, den russischen Feldzug mitmachte und die Baronie erwarb.«

Ich hätte nun gar zu gerne auch einiges Nähere über den Enkel dieses tüchtigen Herrn Johann Karl Nonnenbruch erfahren; allein Kunrath, den der treffliche Veltliner zuweilen schweigsam stimmte, war nicht geneigt, mir für den Augenblick mehr anzuvertrauen.

Ich bekam nur noch zu wissen, daß der Baron Themistokles auch noch zu den leidenschaftlichsten Kakteenzüchtern Deutschlands gehörte, und mußte mich im übrigen mit der erneuten Feststellung der Tatsache begnügen, daß das Verhältnis zwischen ihm und seinem Sohne Hans nicht das beste sei. Das Schweigen meines verehrten Freundes aber bestärkte mich nur in meiner stillen Meinung, daß hinter diesen Menschen noch ein besonderes Schicksal stehe, dessen Aufhellung mir mehr versprechen dürfte als der alltägliche Einblick in ein Leben, über dem verschämte Armut wie ein Schatten hing. Die Gestalt der jungen Dame, die mir mit tränennassen Wangen begegnet war, als ich zum ersten Male den Fuß über die Schwelle des alten Hauses setzte, stieg jählings vor meinem inneren Auge auf, und mit einer leichten Erregung sah ich weiteren Begegnungen mit den Herren von Nonnenbruch entgegen.

Drittes Buch:
Von einem Grenzland und von Geigen



Vierzehn Tage darauf erzählte mir ein Sammler aus meinem Freundeskreise, daß er von einem Händler einen wundervollen Spitzweg, ein bisher ganz unbekanntes Mondscheinständchen, ein wahres Juwel, das noch nie im Handel gewesen sei, erworben habe. Ich brannte vor Ungeduld, das unbekannte Werk kennen zu lernen, und war nicht wenig erstaunt, das Bildchen, von dem sich der Freiherr von Nonnenbruch um keinen Preis trennen konnte, vor mir zu sehen. Trotzdem der Rahmen um das »Ständchen« neu war und der Kunsthändler, den ich am gleichen Tage noch aufsuchte, jede Auskunft über die früheren Schicksale und den Vorbesitzer des Bildes verweigerte, zweifelte ich keinen Augenblick an seiner Herkunft. Um jedoch ganz sicher zu gehen, beschloß ich, schon an einem der nächsten Tage in dem alten Gartenhause vorzusprechen, um Näheres über diesen heimlichen Verkauf und den erzielten Preis zu erfahren. Ich wählte den Samstag, weil ich wußte, daß ich da auch die drei Freunde des Freiherrn beim Quartettspiel beisammen finden würde.

Ich mußte eine geraume Zeit an der Flurtüre warten, bis der Freiherr in höchsteigener Person erschien, um mir zu öffnen. Er trug seine Geige in der Hand und empfing mich unfreundlich, ja fast unhöflich. »Sie kommen wohl wieder wegen des Spitzweg,« rief er, indem er sein frischlackiertes Instrument wie in heller Empörung schwang; »aber ich habe Ihnen doch gesagt, daß die Herren Berliner darauf verzichten müssen, das Bild in ihre Ausstellung zu bekommen.«

Die Erregung des alten Herrn verriet mir deutlich genug, daß sich das »Ständchen« nicht mehr in seinen Händen befand. Er selbst schien zu fühlen, daß seine Art, mich zu begrüßen, nicht allzu höflich, ja verletzend unfreundlich gewesen war. So bat er mich denn, einzutreten und sagte, um mich von dem Zwecke meines Besuches abzulenken: »Wir haben heute unsern Quartettabend. Wenn es Ihnen Vergnügen machen sollte, zuzuhören, so bitte nur einzutreten. Die Herren werden sich jedenfalls sehr freuen, Sie zu begrüßen –.«

Er öffnete die Türe zu dem Mittelzimmer, wo ich denn auch die Freunde vor ihren Pulten sitzend beisammen fand: es war, wie mich ein Blick belehrte, Haydns Lerchenquartett, dessen

Stimmen aufgeschlagen vor den Musikanten lagen. Aus dem Zwinkern, mit dem mich Kunrath begrüßte, glaubte ich entnehmen zu dürfen, daß auch er um den Verkauf des Spitzwegs wußte, und in der Hoffnung, Näheres darüber zu erfahren, nahm ich mir vor, der Einladung des Freiherrn zu folgen und das Ende des Spiels abzuwarten. Der Hausherr, zwischen dessen buschigen Brauen eine tiefe Unmutsfalte stand, war an sein Pult getreten und rief mit der Stimme eines Feldherrn: »Ich denke, wir legen wieder los! Avanti!«

Aber das kräftig einsetzende Spiel wollte nicht recht klappen; der Primgeiger kam alle Augenblicke aus dem Takt, und die Stimme, mit der er die begangenen Fehler zu rechtfertigen suchte, klang schrill und blechern. Als mitten im Spiel an die Tür geklopft wurde und der Hausherr wie ein Drache hinausgefahren war, legten die Herren wie erleichtert ihre Instrumente beiseite, um aufzuatmen. Ich konnte die leise Frage, ob etwas vorgefallen sei, nicht unterdrücken, und Kunrath antwortete mit gedämpfter Stimme: »Unser Hans ist ausgerückt, was ich ihm übrigens, unter uns, gar nicht übelnehme.«

»Und der verschwundene Ring?« fuhr es mir heraus.

»Hängt auch damit zusammen!«

»Es ist also zum Bruch gekommen? – Der junge Baron ist doch noch hier?«

»Ja, und ich weiß sogar wo. Sie haben doch schon von einem gewissen Josef Schwepfinger gehört? –«

»Von dem Kunstschmied, der behauptet, jeder tägliche Gebrauchsgegenstand, ob das nun ein Feuerzeug, ein Aschenbecher, ein Schlüssel, ein Leuchter, ein Becher, ein Tintenzeug oder ein Petschaft sei, solle, wenn auch noch so bescheiden, ein echtes und richtiges Kunstwerk sein?«

»Stimmt. Dieser Kunstketzer, – übrigens einer der merkwürdigsten Kunden, die ich kenne, – hat unsern Hans dahin gebracht, als Teilhaber in die Kunstschmiede einzutreten, die der Josef Schwepfinger im vergangenen März in Unterföhring oder in Sankt Emeran aufgetan hat.«

»Ja, hat sich denn der junge Baron mit Kunstgewerbe beschäftigt?« fragte ich weiter.

»Das will ich meinen. Die ersten Zwistigkeiten zwischen Vater und Sohn gab es, als Hans in die Kunstgewerbeschule eintreten wollte und sein Vater ihn zwang, Offizier zu werden –«

»Sie sprachen von meinem Herrn Filius,« rief der gerade zurückkehrende Freiherr. »Was sagen Sie zu so einer Dummheit? Na, diesmal werd ich ihn zappeln lassen, den Herrn Schmiedgesellen, dem die Stellung eines künftigen Direktors an einer unserer ersten Versicherungsanstalten nicht gut genug ist.«

Aus der Stimme des gekränkten Vaters klang eine solche Erregung, daß ich unwillkürlich nach einer scherzhaften Ablenkung suchte: »Ihr Herr Sohn, Herr Baron, ist nicht der erste, der in das bewußte Grenzland gegangen ist.«

»Was nennen Sie Grenzland?« fragte der Freiherr, indem er sich mit seiner aufgestemmten Geige vor mich hinstellte.

»Wenn die Herren mir einen Augenblick schenken wollen, will ich Ihnen das auf einem kleinen Umweg über diese merkwürdige Gegend klar zu machen suchen. Sie kennen ja den Goetheschen Vers: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen." Unsere Gesellschaft oder, wenn Sie wollen, unsere Kultur kann mit einem französischen Ziergarten, oder auch, je nach den Himmelsstrichen, mit einem englischen Park oder einer zahmen Wildnis verglichen werden. In einem solchen Ziergarten ist alles aufs feinste und sauberste abgezirkelt: die Straßen werden reinlich gehalten; zur Rechten und zur Linken der bequemen Gehwege blühen die herrlichsten Blumen in regelmäßigen Beeten, und der brave Bürger, der da seine Frau oder seinen Bauch spazieren führt, weiß zum voraus, was ihm an einer beliebigen Straßenbiegung begegnen mag: da stehen höchstens ein paar mehr oder minder ramponierte Statuen, die aus der Vergangenheit in die Gegenwart hereinragen und es jedem, der ein Auge hat, sagen, daß es auf Erden Schönheit gab; oder es wartet, neben einem aufgeblasenen Kriegerdenkmal, ein gemessener Schutzmann in Uniform und Waffen und schreckt jeden, den es gelüstet, in die schönen Beete oder auf den geschorenen Rasen zu steigen, auf den sauber gehaltenen Weg der bürgerlichen Pflicht und Moral zurück. Die Leute, die sich in diesem zahmen Lustgarten begegnen, haben alle das gleiche

Gesicht und die gleichen Sorgen, und wenn ein frecher Prunkwagen vorüberfährt, so trifft sie höchstens ein Spritzerchen zahmen Straßenkots, den jede Bürste rasch wieder entfernt. Zuweilen geht dieser schöne regelrechte Ziergarten mit seinen Wasserkünsten, seinen Statuen, seinen Wegen und Beeten auch in einen englischen Naturpark über; aber auch hier weiß jeder, was ihn erwartet, wenn er auf den abgemähten Wiesen wandelt oder sich, zuzeiten, in das zahme Dickicht schlägt. Die Natur, die ihn umgibt, ist anscheinend gründlich geleckt und läßt ihn wenigstens keinen Augenblick vergessen, daß die ganze Kultur ja doch nur ein ewiger Versuch ist, die Erbfeindin des Menschen, diese vielberufene Natur, zu zähmen, ohne sie gänzlich umzubringen oder auszulöschen.

Zuweilen brechen aber nun ganz merkwürdige Fabelwesen, Zentauren, Faune, Sirenen in diese gezähmten Gärten ein, so daß der gute Bürger, der Nacktes nur in seinem frommen Kämmerlein duldet, entsetzt nach der Polizei schreit, weil er seinen Lust- und Ziergarten in Gefahr glaubt. Diese Scharen kommen aus einem Gebiet, das ich „Grenzland" nenne –.«

»Ich verstehe noch immer nicht,« sagte der Baron, zwischen dessen Brauen noch immer eine tiefe Falte düstern Unmuts stand.

»Nun, die Erklärung ist sehr einfach: jede Stadt und jedes Land muß ein Hinterland haben, wo die vielberufene Natur wilde Früchte trägt und ihren ungezähmten Charakter behält. Hierhin, in Dickicht und Dschungeln, pflegen sich in der Regel alle freiern Geister zu flüchten, denen es auf den engen Gartenwegen des Kulturgartens zu langweilig ist. In diesem Bereich finden alle Entdecker und Träumer, Götter und Lumpen, Genies und Zigeuner eine Zuflucht, wenn der Gott oder der Teufel, Not und Hunger, Liebe und Haß sie zwacken und zu dem Versuch treiben, nach eigenster Fasson selig zu werden. Hier gibt es die wildesten Tiere: Löwen, Tiger und Schlangen –«

»An deren Biß auch Halbgötter sterben oder ihr Leben lang kranken,« warf Kunrath spottend ein.

»Wer sich in die Wildnis begibt, muß auch darauf gefaßt sein, ihre Gefahren zu bestehen! Hier, in diesem fragwürdigen Frei-

land, dampfen die Gehirne und träumen die Herzen. Hier ist die Gemeinheit neben dem höchsten Adel zu Haus. Der Denker, vor dem sich manchmal, wie die Philosophen behaupten, sogar die unsterblichen Götter fürchten, wenn sie ihn auf die Welt loslassen, lebt friedlich oder streitsüchtig neben dem Dichter, der in einem Bienenton die ganze Musik der Welt genießt. Phryne zeigt ihren Leib nicht nur den Richtern nackt, sondern auch anderen Tieren, und Heilige sinnen, wie sie das Elend, das hüllenlos um sie her lacht und stöhnt und stirbt, in das goldene Eden ihrer aufgepeitschten Sehnsucht verwandeln können. Dazwischen wimmelt es von Ferkeln, die meinen, der Mensch werde nur groß, wenn er hemmungslos seinen Trieben gehorche: die süßen Hunde mißverstehen das große Wort, daß der Mensch alles dürfe, was ihn reifer, größer, schöner, edler und besser macht auf ihre Weise, indem sie den Augenblick fesselloser Lust um jeden Preis zum Maßstab des Ewigen machen, dessen Schauer der reife Mensch demütig verehrt. Es ist ein vielverlästertes Land, und doch scheint mir, für uns Neuere wenigstens, dies als das Gesetz des höheren Lebens: einmal muß jeder, der zur Größe geboren ist, in diesem Grenzlande geweilt haben, wo er sich sein eigenes Gesetz geben und, als einziger, sein Eigentum nehmen darf, wo er es findet, – auf eigene Rechnung und Gefahr. Historisch gesprochen: jeder Cäsar muß einmal als Catilina im Elendsschatten der Welt gegrollt und jeder Napoleon den heiligsten Schmerz, den es gibt, den Groll des reifenden Genies, dem die Bühne der Welt noch verschlossen ist, durch den klebrigen Schmutz der Gassen getragen haben. Auch in diesem unsicheren und gefahrvollen Grenzbezirk, von dem, wie ich verraten darf, nicht alle Wanderer wiederkehren, ist nicht alles Gold, was als Zukunft glänzt: es wimmelt von falschen Cäsaren und Napoleoniden in diesem Grenzland, wo der blinde Glaube an das heilige Glück oder an die ewigen Sterne noch immer so rege ist, wie zu den Zeiten, da der größte Römer in einem gebrechlichen Kahn über das Meer jagte und den zaghaften Piloten anherrschte, er geleite Cäsars Glück. Doch wie es sich auch mit diesem Grenzland verhalten möge: es ist und bleibt, auf alle Fälle, die große Kraft-

probe für das Genie und für den Charakter. Wer seine Heimat für immer da findet, gehört nicht zu den Berufenen; aber man muß, als Mensch und Künstler, einmal da geweilt haben, um zu wissen, was das Leben ist: denn nicht allzu selten senkt sich dort der reinste Same der Schönheit in wunde Herzen, und in dem grauenhaften Dunkel, das auf einem großen Teile dieses Grenzlandes liegt, reifen die wirklich großen Charakter und – Narren für ihre Aufgabe heran –«

»Ich glaube, Sie sprechen von Schwabing,« spottete Kunrath.

»Nun ja, zuweilen liegt dieses Grenzland vor den Toren unserer großen Städte, wo brave Musterbürger schachern und schimpfen und Kinder zeugen und sterben; oft schwebt es aber auch nur wie ein leichtes, duftiges Gebilde über den dampfenden Häusermeeren, und die Spießer sehen es, schmatzend vor Gier nach seinen Wundern und Lüsten, wie eine gefährliche Fata Morgana fern und verlockend am Rande ihres satten Daseins liegen –«

»Sie scheinen ja dieses Land genau zu kennen,« bemerkte der Baron mit einem boshaften Grinsen. Was ich erzählte, hatte ihm, wie ich aus dem Ton seiner Bemerkung entnehmen konnte, nicht den Groll aus der Seele weggewischt.

»Nun ja, ich bin selbst zuzeiten unter seinen Palmen gewandelt, und bisweilen setze ich auch heute noch, wenn ich – lachen will, meinen Fuß, aber nur als vorsichtiger Spaziergänger, in diese schlüpfrigen Gefilde, wo jeder mit seinem Span und Spänchen glücklich oder unglücklich ist. Und ich kann es mit gutem Gewissen behaupten: nirgends gibt es mehr Gelegenheit zum Lachen, als in diesem unsicheren Grenzland, wo das moderne Danaidenfaß, das heißt der unverwüstliche Papierkorb deutscher Nation, an den unsaubern Straßenecken steht und alles verschlingt, was die gährende Zeit aus ihrem geilen Rachen ausspeit. Selbst unsere süßen Witzblätter, in denen ja der Geist nicht immer seine funkelnden Feste feiert, ziehen doch eigentlich das Behagen ihrer satten Leser aus dem Gegensatz der zahmen, bürgerlichen Welt zu diesem unsichern Grenzbezirk, wo die Narren närrisch und die Helden voll jenes blinden

Glaubens sind, der zuweilen Berge, zuweilen aber auch nur Uhren und Sommerüberzieher versetzt –«

»Würden Sie uns nicht gestatten, unter Ihrer Führung einmal in diese Gefilde der Seligen und Märtyrer einzubrechen, die auf ihrem Rost noch Halleluja singen,« spottete Kunrath, indem er sein Cello an die Wand lehnte, worauf auch die anderen Spieler ihre Instrumente beiseite legten.

Da war es der Präsident Volkart, der zum ersten Male eine boshafte Bemerkung machte: »Wir könnten ja mit unsern Instrumenten auf die Suche nach dem verlorenen Sohne gehen –«

Aus diesem kleinen Ausfall glaubte ich entnehmen zu dürfen, daß der Seitensprung des Herrn Hans von Nonnenbruch von den alten Freunden des Hauses Nonnenbruch nicht als tragisches Ereignis betrachtet wurde; es schien mir aber doch geboten, das Gespräch auf ein anderes Gebiet zu lenken, und so wagte ich es denn, an den Freiherrn die Frage zu richten, ob er nicht die Liebenswürdigkeit haben wolle, mir in Gegenwart der Herren einmal seine beiden Guarneri zu zeigen. An dem Umstand, daß Kunrath sein linkes Auge schloß, als ich meine Bitte vorbrachte, konnte ich entnehmen, daß ich mich auf ein kitzliches Gebiet begeben hatte; doch der Freiherr schien selbst froh zu sein, daß sein Sohn aus dem Gespräche ausschied, und sagte: »Wenn es Ihnen Vergnügen macht –. Darf ich bitten!«

Er öffnete die linke Seitentüre des Zimmers und ließ uns in ein schmales Gemach treten, wo an der fensterlosen Seitenwand ein vergoldeter Glasschrank stand, der einst als Reliquienschrein in einer Klosterkirche geprangt haben mochte. Und in diesem Schranke lagen, auf Samtdecken, in zwei Fächern übereinander zwei Geigen, deren eine den prachtvollsten Lack von orangegoldener Tönung zeigte, während die andere in bräunlicher Färbung glänzte. Der Freiherr zeigte mit den Fingern auf die Instrumente und sagte mit verzücktem Ton: »Es sind zwei Schwestern: die eine stammt aus dem Jahre 1736 und die andere ist nur um ein Jahr jünger.«

Kunrath neigte seinen Kopf auf die linke Seite und sagte: »Eigentlich ist es ein Skandal, daß Sie die beiden Geigen in Gefangenschaft halten.«

Der Freiherr erhob sich zu seiner ganzen Höhe: »O bitte, mein Lieber: ich habe Ihnen schon hundertmal gesagt, daß ich kein Kerkermeister bin. Fast alle großen Geiger, die meine Vaterstadt berührt haben, sind zu mir gekommen, um die Geigen zu prüfen, und alle waren einig, daß der Ton der Violinen von zauberhaftem, bestrickendem Vollklang ist: weittragend, mächtig, und voll kraftvollster Süße. Ich habe märchenhafte Angebote abgewiesen! Das Geigenhaus Hill aus London schreibt mir jedes Jahr, ob ich nicht geneigt sei, mich von meinen Geigen zu trennen. Ich habe immer abgelehnt. Aber solche Instrumente dürfen nur von Meistern gespielt werden, nicht von Kratzern meiner Art, und ich erlaube mir auch nur ganz selten, alle heiligen Feiertage einmal, sie zu benutzen. Sie werden schon in die richtigen Hände kommen! Einstweilen liegen sie auf ihrem Bettchen da wie zwei schöne Frauen, die mit reiner Seele auf den Geliebten warten –«

Der Freiherr hatte die orangegoldene Geige dem Schrein entnommen und bemerkte, indessen seine hagern Finger zitterten: »Haben Sie jemals einen Lack von diesem Glanz und dieser Durchsichtigkeit gesehen? So was ist einfach märchenhaft! Und ein Holz, dessen Jahresringe eine ähnliche Feinheit und Regelmäßigkeit zeigen? Ich nicht! Diese alten Meister wußten, worauf es ankam. Der Baum zu solchem Geigenholz muß auf einer Höhe gewachsen sein: es ist kein Zufall, daß die großen Cremoneser immer selbst nach Tirol gingen, um nach dem schönsten Ahorn zu fahnden. Alle Winde und Stürme müssen mit ihm gespielt, und alle Düfte müssen ihn umkost haben. Alle Säfte der Erde müssen seinen Stamm genährt und die Vögel des Himmels in seinen Zweigen gewohnt und musiziert haben. Dann erst hat er die Eigenschaften, die ihn befähigen, Holz zu einer Meistergeige zu liefern. Ich sag es noch einmal: Diese alten Meister wußten, worauf es ankam! Und da, da sehen Sie nur die unglaublich feine Zeichnung der Schallöcher. Und wie fein die Schnecke aufgerollt ist – ein Meisterwerk glücklicher Zeichnung und erlesener Schnitzkunst –, Herrgott noch einmal!«

»Wie sind Sie denn zu den beiden Violinen gekommen?« wagte ich zu fragen, und der Präsident fügte hinzu: »Ja, das

könnten Sie uns eigentlich einmal erzählen. Mit unserm Gegeige ist's heute ohnehin nicht weit her –«

Der Freiherr legte die orangegoldene Geige behutsam auf ihre Samtdecke zurück und schmunzelte wie ein Sammler, dem die Erinnerung an einen glücklichen Fund eine ewig beseligende Gegenwart ist: »Na, da wir heute doch nicht mehr in Stimmung kommen, will ich Ihre Neugierde nicht hinhalten –«

Wir betraten das Musikzimmer, die Herren packten ihre Instrumente ein und der Baron schickte sich an, uns seine Entdeckerfahrt zum besten zu geben; aber es fiel mir auf, daß er sich nicht sofort setzte, sondern während seiner Erzählung vor uns stehen blieb und wie ein Sieger auf uns herabsah:

»Ich muß vorausschicken, daß ich schon als Knabe von dem Wunsche oder der Sehnsucht geplagt war, eines Tages eine wirkliche Meistergeige, eine Amati, einen Stradivarius oder eine Guarneri mein eigen zu nennen. Und dies kam so: zu den Freunden unseres Hauses gehörte auch der russische Fürst Pussupoff, der damals in München an seinem Werk „Luthomonographie historique et raisonnée" arbeitete, aus dem wir Geiger eine Menge nützlicher Dinge lernen können. Als der Fürst erfuhr, daß ich von meinem Vater die Erlaubnis erwirkt hatte, die Geige spielen zu lernen, legte er seine massige Hand auf meinen Blondkopf, sah mir in die Augen und sagte dann mit einem Seufzer: „Va, mon enfant, va!" Ich weiß heute noch nicht, was dieser sarmatische Seufzer bedeuten sollte, obwohl ich mich seiner in meinem spätern Leben oft genug erinnert habe. Als künftiger Geiger durfte ich den Fürsten, der ein paarmal in der Woche seinen Tee bei meiner Tante Eugenie trank, in seiner Wohnung besuchen: er bewohnte ein geräumiges Gartenhaus in der Kaulbachstraße, und hier hatte er sich in einem Gartenzimmer, dessen stark vergitterte Fenster fast an der Decke oben saßen, eine Werkstätte eingerichtet, wo er seinen Versuchen nachging: er war von dem Ehrgeiz besessen, den verlorengegangenen Lack der Cremoneser Meister wieder zu entdecken, und scheute kein Geld, wenn es sich um die nötigen Rohstoffe oder um den Ankauf seltener Rezepte handelte. Da saß er, im weißen Muschikkittel und eine Lammfellmütze auf dem

Kopf, ganze Nachmittage lang vor einem kupfernen Pfännchen und sah dem Brodeln einer bräunlichen, würzig duftenden Masse zu, deren Bestandteile, Benzoe, Safran, Pflaumenbaumgummi, Weihrauch, Sandarak, er von allen möglichen Händlern bezog. Als er merkte, daß ich mich für diesen altitalienischen Wunderlack interessierte, erhielt ich zu jeder Zeit Zutritt in diese Hexenküche, wo einige der wunderbarsten Geigen und Bratschen auf breiten ungedeckten Tischen herumlagen. Jeder Besucher mußte die Geschichte anhören, wie einst am russischen Hofe die herrlichste Stradivari von einem Pfuscher um ihren Ton kam, weil der Kunde die Märchengeige mit einem Firnis seiner Erfindung überzog und dadurch aus einem königlichen Instrument eine seelenlose Bauernfiedel machte. Der alte Fürst sprach das eigentümliche Französisch der Petersburger Hofkreise, und ich höre noch den Ton, mit dem er jeweils seine Behauptung „Le violon est la reine des instruments“ – die Geige ist die Königin der Instrumente –, vorbrachte und dann zu seinem Glase Tee griff, in das jeweils er die edelsten hellen Schnäpse goß. Der Fürst konnte natürlich keine Ahnung davon haben, daß ich mich einst als Fortsetzer seiner Versuche auftun und mit der Hoffnung leben würde, den kostbaren Lack endlich doch noch zu entdecken; aber er war froh, daß er mit einem Menschen über seine Entdeckung sprechen konnte, und ich hörte mit Andacht zu. Wenn nur die Herren Geigenbauer keine solchen Zöpfe wären! Doch das gehört nicht hierher.

Als ich endlich so weit war, mich als Spieler in der Tonwelt der Geigenstücke umzutun, wurde das Verlangen nach einer Meistergeige zu einer Art Wahnsinn in mir: wenn andere junge Leute hinter hübschen Mädchen herstrichen, stand ich vor den Läden der Instrumentenhändler und sah mir die ausgestellten Geigen an. Aber wenn mir so ein Instrument in die Augen stach, mußte ich erfahren, daß die Herren Händler auch wußten, was sie in der Hand hatten, und die geforderten Preise waren stets zu hoch für meine bescheidene Börse. Wo ich einem Straßenfiedler begegnete, ließ ich mir sein Instrument zeigen; aber es war leider Gottes niemals eine Stradivari darunter, und ich begann allmählich an meinem Glauben, daß es für

Sammler und Liebhaber einen eigenen Gott gebe, zu zweifeln. Es gelang mir zwar, im Lauf der Zeit, einige recht gute Instrumente zu erwerben; aber ich trug nun einmal das Verlangen nach einem tönenden Wunder in der Brust, und mein sonstiges Leben, meine Heirat, meine Gutsbesitzerzeit – und was mir sonst begegnete, nahmen diesem Verlangen nichts von seiner stillen Heftigkeit.

Als ich, infolge einer guten Weinernte, einmal daran denken konnte, eine Reise nach Italien zu machen, nahm ich mir vor, auch Cremona zu berühren und nach der Stätte, wo die herrlichsten der Geigen entstanden sind, eine eigentliche Wallfahrt zu machen. Ich besuchte das einfache Haus, in dessen oberm Stockwerk der fromme Meister Stradivari seine unsterblichen Meisterwerke geschaffen hat; aber eine Meistergeige bekam ich nicht zu Gesicht. Da beschloß ich, in einer trüben Stunde, den Kellner des Gasthofs auszuholen, ohne ihn im Zweifel zu lassen, daß ich nicht zu den reisenden „Inglesi" gehörte, denen das südliche Volk bekanntlich die vollsten Taschen zutraut. Der Kunde stammte aus Venedig und sprach ziemlich geläufig deutsch, was meinen Handel mit ihm erleichterte: denn meine Kenntnis des Italienischen beschränkt sich auf die Bedeutung der musikalischen Bezeichnungen. Der brave Zanetto versprach mir, einen amico mit der Umschau nach einer Stradivarius zu beauftragen, und richtig, am nächsten Tage kam er auch daher und berichtete im Ton eines Verschwörers: in der Familie eines Grafen Zochi stehe eine Geige, ein Werk des Meisters Joseph Guarneri del Gesù, zum Verkauf, und der Herr Graf sei bereit, der Exellenz – dies war ich – die Violine zu zeigen –.

Eine Stunde später stellte sich auch der amico ein, der übrigens nicht weniger als vertrauenswürdig aussah: er rauchte eine abscheuliche Regierungszigarre und seine Wäsche erinnerte eher an Mondschein als an den Schnee der Alpen. Er führte mich durch allerlei Seitengäßchen vor einen verwahrlosten Palast, wo er erst mit dem schmutzigen Türhüter ein flüsterndes Gespräch führte und mich dann einlud, ein Treppenhaus zu betreten, in dem es nach Mäusen und nach Moder roch. Ich sah mir das Treppenhaus im Emporsteigen über eine breite knar-

rende Holztreppe genau an: an den Wänden hingen einige fast schwarz gewordene Schlachtenbilder; auf den Ornamenten aus Stucco lag der Staub in schwärzlichen Schichten, und einer wild dreinblickenden Marmorgöttin mit mächtigem Helm und fliegenden Locken war der Schild aus den Händen geglitten. Nun, ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß mir der Verfall dieses Hauses mißfiel; wenn, so dachte ich mir, in diesem Palazzo wirklich eine Meistergeige steckte, so war sie leichter zu erwerben als aus den Händen eines reichen Sammlers, den vielleicht nur eine Laune zwackte.

Im ersten Stockwerk durchschritten wir einige Säle, deren Möbel den gleichen Verfall zeigten: die Vergoldung der Stühle und Tische war verblaßt und die Bespannung mit seidenen Stoffen zeigte Risse und Löcher. Endlich trat uns ein kleines weißhaariges Männchen entgegen, das trotz der sommerlichen Hitze einen schwarzen Radmantel auf den gebeugten Schultern trug und mich, zu meinem größten Erstaunen, in geläufigem Wiener Deutsch ansprach. Der Graf Ercole Zochi hatte, wie er mir gleich zu wissen tat, seine Erziehung im Wiener Theresianum genossen und machte kein Hehl aus seiner österreichischen Gesinnung. Als ich auf den Zweck meines Besuches zu sprechen kam, mußte ich zuerst ein Langes und Breites über die Guarneri-Geige mit anhören: sie sei seit hundert Jahren Familienbesitz; sie sei niemals in der Welt herumgefahren, selten gespielt worden und von wunderbarer Erhaltung. Ehe ich diese herrlich geschonte Familiengeige zu sehen bekam, erfuhr ich auch noch, was sie kosten solle: viertausend Lire, eine Summe, die mir den blassen Schrecken ins Gebein jagte. Woher sollte ich Reisender, der ohne Verbindungen das Land durchzog, eine solche Summe hernehmen, und wenn ich mich entschloß, sie in München flüssig zu machen, konnten Tage vergehen, und bis das Geld ankam, war die Geige vielleicht in andere Hände übergegangen: denn der Graf verfehlte nicht, zu bemerken, daß ihm für die nächsten Tage ein Engländer als Liebhaber gemeldet sei.

Wer Sammler ist, wird meine Gemütsverfassung zu würdigen wissen, und diese Gemütsverfassung wurde zur Verzweiflung, als der Graf endlich an einem Tisch mit einer Florentiner

Mosaikplatte einen schwarzen Kasten aufschloß und die herrliche Geige, die mit ihrem orangegoldenen Lack wie eine Sonne in dem düstern Saale leuchtete, in meine zitternden Hände legte. Ich zupfte, um den kühlen Kenner zu zeigen, an den ungestimmten Saiten; ich prüfte sie mit einigen Strichen, und als der Ton den hohen Raum durchflog, durchschoß mich der Gedanke: Dies Instrument muß dein werden! Um jeden Preis! Ich bat also den Grafen, mir das Vorkaufsrecht bis zum Abend zuzugestehen, und ging mit fliegenden Schritten in den Gasthof zurück, wo ich mir den Handel zu überlegen und zu einem Entschluß zu kommen gedachte.

Und hier durfte ich, zum erstenmal in meinem Leben, die Erfahrung machen, daß es wirklich einen Gott für Sammler gibt: als ich, voller Verzweiflung, – denn ich wußte mir tatsächlich keine Hilfe und keinen Ausweg – die Treppe herabstieg, um mich in den Speisesaal zu begeben, kam mir unser Freund Kunrath entgegen.

Ich wußte nun zwar, daß auch er keine Tausendlirescheine in der Tasche herumzutragen pflegte; aber ich war nun doch in der Lage, mit einem wirklichen Menschen über meine Geigenschmerzen zu reden, und unser vortrefflicher Freund vermochte mir, zum Glück, etwas Besseres als Trost zu bieten: er wußte Rat, und am Abend konnte ich dem Grafen Zochi viertausend Lire in bar auf einen alten Prunktisch hinzählen.

Kunrath zwinkerte mit den Augen: »Ich werde den historischen Augenblick nicht vergessen, da Ihnen der Graf seine Familiengeige übergab. – Seit der Zeit weiß ich, wie Verliebte aussehen. Es war übrigens ein glänzender Kauf –«

»Nun möchte ich aber doch auch wissen, wer die viertausend Lire vorgeschossen hat,« fragte der Präsident Volkart.

Kunrath erklärte: »Das war mein alter Freund Liphart, mit dem ich gerade damals die Cremoneser Malerschule studierte und vergnügte Tage in der stillen schlafenden Geigerstadt verlebte. Im übrigen muß ich unserm lieben Baron heute noch den Vorwurf machen, daß er uns am gleichen Abend noch schnöde sitzen ließ, anstatt das Ereignis, nach alter deutscher Sitte, durch einen guten Trunk zu feiern. Unser Wirt hatte einen

märchenhaften Asti im Keller, wie wir ihn niemals mehr trinken werden. Und heute darf ich es gestehen, daß unser Freund durch diese Flucht auch noch um eine Geschichte kam, die an seiner Geige hängt und erklärt, welchem Umstand sie eigentlich ihre seltene Erhaltung und Unberührtheit verdankt –«

»Davon haben Sie mir kein Wörtchen gesagt. Aber ich kenne Sie, mein Lieber: Die Geschichte läuft auf eine Ihrer Schnurren hinaus,« rief der Freiherr.

»Sie irren sich, mio caro. Es ist eine ganz rührende Geschichte von Frauenlist und Geigerglück, – und wenn eine schöne Frau unter uns Männern säße, würde ich sie bitten, ihr Spitzentaschentüchlein bereit zu halten.«

»Wollen Sie diese Geschichte ewig für sich behalten?«

»Ich werde barmherzig sein und sie den Herren vorsetzen."

„Titel?"

Die kranke Geige.

Die Geschichte des Geigenbaues, deren Kenntnis ich übrigens nur unserm Freunde verdanke, weiß zu melden, daß der Meister Joseph Guarneri, mit dem seltsamen Beinamen del Gesù, zu den unsteten Naturen gehörte und nicht wie der fromme Meister Stradivari Tag für Tag in wundersamem Fleiß vor seiner Schnitzbank saß und Instrumente baute. Daher kommt es auch, daß aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens 1735–1745 nicht allzuviele Geigen vorhanden sind. Zu diesen seltenen Stücken gehört allerdings die berühmte „Kanone" des dämonischen Wundermanns Paganini, die jetzt in dem städtischen Museum in Genua den Schlaf der Vergessenheit schläft und von ihren Siegen träumt. Die beiden herrlichen Geigen, deren sich unser Freund Nonnenbruch erfreut, stammen aber in der Tat aus den Jahren 1735 und 1736 und zwar ist die bräunliche offenbar die jüngere der beiden Schwestern.

Zur Zeit, da sich das gesegnete Leben des Meisters Joseph seinem Ende zuneigte, führte ihm eine Nichte, die Tochter seiner Schwester, den Haushalt. Sie hieß Francesca Viraldi und war ein frisches Mädchen mit krausen Haaren und einer etwas engen Stirne. Da ihr eigenes Leben mit dem Wohlbehagen ihres

Onkels verknüpft war, hielt sie den Haushalt des alten Meisters in bestem Zustand, sah den Mägden auf die Finger und saß dem Meister zur Seite, wenn er Decken oder Geigenschnecken schnitzte oder den kostbaren Lack für seine Instrumente in einem kupfernen Pfännchen kochen ließ. Und diese Überwachung durch ein kluges und sparsames Mädchen war notwendig: denn der Meister Giuseppe verbrachte manchmal mehr Zeit bei den Würfeln und beim Wein, als sich mit seiner Kunst vertrug, und es wird behauptet, die liederlich geschnitzten Geigen, die von ihm unter dem Namen „violons de la servante" gehen, seien im Gefängnis entstanden, wohin man ihn wegen politischer Umtriebe geworfen habe und wo ihm nur unvollkommene Werkzeuge zur Verfügung standen.

Als Francesca Viraldi eines Tages versonnen und bekümmert, mit einem Löffelchen in dem Lackpfännchen rührte, betrat ein junger Bursche den Arbeitsraum. Er hielt eine Geige in der Hand und ersuchte den herzutretenden Meister, ihm das Instrument auszubessern, das am vergangenen Abend, bei einem Trinkgelage, zu Schaden gekommen war. Der Meister hob das Instrument gegen das Licht und rümpfte die Nase: es war eine bescheidene Geige, eine Bauernfiedel von rohem Bau und mit geflicktem Deckel. Als er mit seiner Untersuchung zu Ende war, bemerkte er, daß die Augen des Jünglings wie gebannt auf eine Violine blickten, die in funkelnder Neuheit auf einer kostbaren Decke lag.

»Sie geht nach England,« sagte die dabeistehende Francesca, der die leuchtenden Blicke des jungen Mannes gefielen.

»Darf ich sie ein wenig spielen?« bat der Bursche mit zitternder Stimme.

»Wenn du spielen kannst,« sagte achselzuckend der alte Geigenbauer. Der junge Mann griff mit zitternden Händen nach der Geige, und schon nach den ersten Strichen erkannte Joseph Guarneri, daß da ein angehender Meister den Bogen führte. Francesca Viraldi verwandte kein Auge von dem Geiger, dessen Gesicht glühte, und sagte, als er den Bogen absetzte: »Mein Onkel wird die Geige ausbessern.«

Der Meister nickte und sagte: »Gott hat dir eine schöne Gabe

verliehen; aber dein Spiel hat noch Schlacken. Hast du einen guten Lehrer –?«

Der Jüngling schüttelte den Kopf und blieb mit gesenkten Augen vor dem Geigenbauer stehen; er überlegte, wie er selbst das Geld aufbringen könne, um eine solche Geige zu kaufen und damit in die Welt zu ziehen. Doch der Meister schien nicht zu ahnen, was in der Seele des jungen Geigers vorging; er entließ ihn plötzlich mit einem unfreundlichen Scherz und nahm auf seinem Schnitzstuhle Platz.

Als der Jüngling am nächsten Tage voller Ungeduld wieder kam, um seine Fiedel zu holen, traf er nur Francesca, die ihn ausschalt, weil er meinte, eine Geige sei wie ein alter Rock, den man mit ein paar Nadelstichen ausbessern könne. Dann brachte sie ihn dahin, von seinem Leben zu erzählen. Sie verschwieg, daß ihr manches von seiner Lebensweise zu Ohren gekommen war, was nicht gerade die Billigung der Mütter fand: Ugolino Belotti war der Sohn einer Witwe, die ein kleines Weingut vor den Toren der Stadt besaß und die Gemüse, die auf dem Grunde wuchsen, mit einem winzigen Eselchen selbst auf den Markt brachte. Ugolino aber, den der Musikteufel plagte, trieb sich in den Schenken mit seiner Geige herum und spielte, wenn es ging, den großen Herrn, dem es nicht darauf ankam, einen Messerstich auszuteilen, wenn ihm jemand zu nahe trat.

Als Francesca alles wußte, was sie wissen wollte, sagte sie unfreundlich: »Ihr werdet lange auf Eure Geige warten müssen.«

Ugolino entgegnete nichts; aber er kam am nächsten Tage wieder und bald horchte Francesca auf seine Schritte, wenn er, flink wie eine Katze, die Treppe emporsprang und drei Stufen auf einmal nahm. Sie hatte schon im stillen versucht, dem lockeren Vogel einen sicheren Lebenslauf vorzuzeichnen: sie hätte nichts dagegen, daß er eines Tags in die Welt zog, um in Paris oder London Gold und Lorbeeren einzuheimsen; aber zuerst sollte er in Cremona selbst zu einem Meister heranreifen. Der Vetter des Geigenbauers, der alte Tommaso Guardi, der hier und da ein Stündchen in der Stube Guarneris versaß, mußte versprechen, Ugolino in der Kunst des edeln Geigenspiels zu unter-

weisen. Francesca sprach mit solchem Feuer von dem Ruhm, den Ugolino in fremden Ländern, in Rußland oder England, einheimsen sollte, daß er eines Tages ihre Hand ergriff und seine Blicke in den ihren versenkte. Francesca runzelte die Brauen; aber sie ließ ihm ihre Hand. Der schlaue Geiger aber nutzte die Gunst der Stunde, indem er Francesca bat, ihn eine der fertigen Meisterviolinen zu leihen. Francesca sah ihn eine Weile an, ehe sie dem Schranke, in dem die fertigen Instrumente hingen, eine Geige entnahm. Ugolino aber spielte mit solchem Feuer, daß ihm Francesca in einer glücklichen Aufwallung, ihre beiden Hände entgegenstreckte.

Von Liebe wurde zwischen den beiden kein Wort gewechselt. Als ihm aber Francesca am Tag darauf, anstatt der alten Geige eine neue überreichte und sagte: »Da hast du eine Geige! Ich schenk sie dir!« da riß er sie stürmisch an sich, und Francesca litt es, daß er sie auf den Mund küßte.

Die beiden jungen Leute galten von diesem Tage an als Verlobte. Doch mußte Francesca, die ein scharfes Auge auf Ugolino hielt, bemerken, daß mit dem Besitz der Geige etwas Unstetes in den jungen Geiger gefahren war: er ließ sich in Gesellschaften des Adels hören, stolzierte in kostbaren Kleidern einher und trug ein Wesen zur Schau, das sich nach Francescas Meinung nicht für einen künftigen Gatten und Vater schickte. An einem Morgen, als Ugolino mit übernächtigem Gesicht zu Francesca kam, hielt ihm diese unter Tränen seinen Lebenswandel vor. Der Nachtschwärmer gab scharfe Antworten, und die Verlobten trennten sich gereizten Sinnes. Als Francesca gegen Abend bei der Mutter Ugolinos vorsprach, um der alten Gärtnersfrau ihr Leid zu klagen, erfuhr sie, daß Ugolino, mit dem nicht leicht leben sei, die Absicht habe, demnächst seine erste Fahrt in die Welt anzutreten. Francesca erblaßte, als die alte Frau den Sinn ihres Sohnes beklagte, und blieb mit geschlossenen Augen unter einem blühenden Myrtenbäumchen sitzen. Als die Gärtnerin einen Augenblick abgerufen wurde, um einer Magd Rede zu stehen, stand Francesca auf und pflückte von dem Bäumchen, dessen Zweige ihre Schläfe streiften, eine Blüte, die sie in ihrer linken Hand verbarg. Dann ließ sie sich die

Geige zeigen, die sie ihrem Verlobten damals als Brautgabe überreicht hatte, und ließ, während die Alte jammernd in dem Zimmer auf und ab ging, heimlich durch das Schalloch eine Myrtenblüte in das Innere des Leibes gleiten.

Am nächsten Tage, vor Tagesanbruch, verließ Ugolino Belotti die Stadt, ohne seiner Verlobten Lebewohl zu sagen. Er gedachte in der Kapelle eines deutschen Hofes eine Stellung zu suchen und keinem Glücksfall aus dem Weg zu gehen. In Mailand und Brescia hielt er sich nur ein paar Tage auf, um eine Fahrgelegenheit zu erspähen. Er fuhr in einem Marktschiff über den Gardasee und gelangte über Nago nach Rovereto, wo er in eine Musikantengesellschaft geriet, die an den Hof nach München ging und den jungen Geiger, der eine abweisend hochmütige Miene zur Schau trug, mit scheelen Augen ansah. Während er dem schweren Südtiroler zusprach, reifte der Gedanke in ihm, die prahlende Gesellschaft zum Schweigen zu bringen, indem er, zum ersten Male, seine kostbare Violine aus dem Kasten nahm und diesen windigen Aufschneidern zeigte, auf welchem Holz er geigte.

Doch schon beim ersten Bogenstriche war es ihm, als ob ein anderes Instrument zu ihm spräche: es war nicht der wohlbekannte Ton, voll Pracht und Süße, der da unter seinem Strich aufblühte; es war als ob eine seltsame Trübung oder Dämpfung den Ton verschleierte und ihm allen Schmelz und allen Zauber nähme. Er setzte ab, er drehte das Instrument hin und her und setzte wieder zu kühnem Spiele an; aber die Violine sang mit einem andern Ton als früher unter seinen Strichen. Da faßte den Geiger die Wut: »Gesindel seid ihr,« schrie er die Gesellschaft an, und als sie über ihn herfielen, hatte er Mühe, sein Instrument aus der Keilerei zu retten; er trug es hoch in den Händen, wie wenn er durch eine Brandung ruderte, und ging dann wie in einem bösen Traume auf der Straße gegen Norden hin. Da fiel sein Blick auf den Balkon eines Landhauses, der über der Straße hing, und auf diesem Balkon stand eine Frauengestalt in weißem Kleid und blickte wie in stummer Erwartung in die Ferne.

Da durchschoß den verdüsterten Geiger ein Gedanke: »Die

Gesellschaft war nicht wert, daß ihnen meine Geige klang. Ich will dieser Frau ein Ständchen geigen, und mein Liebling wird den alten Ton von sich geben.« Er stellte sich unter dem Balkon auf und begann die ersten Takte einer zarten Nachtmusik zu spielen; aber mit Entsetzen mußte er bemerken, daß auch hier die Geige ihren kranken Ton hören ließ. Und als auch noch plötzlich ein helles Frauenlachen niederfiel, übermannte ihn ein wütender Schmerz um sein verlorenes Glück. Doch war er nicht imstand, der verwandelten Geige , wie er es im ersten Augenblick vor hatte, etwas zuleid zu tun: er ging mit den schweren Schritten des Unglücks hundert Schritte weiter und setzte sich mit seiner Violine auf den Knien auf einen Stein am Weg. Auf der Talstraße herrschte regstes Leben: Kuriere mit vollen Satteltaschen trabten an ihm vorüber; mächtige, vierspännige Reisekutschen fuhren gegen Süden, und einmal geschah es, daß eine junge Frau dem versunken Dasitzenden eine Handvoll Kupferstücke zuwarf. »Ja, ich bin ein Bettler,« dachte er, voll bitteren Ingrimms, während er auf die blinkenden Münzen vor seinen Füßen starrte.

Doch, wie er sich auch sein Unglück zurecht legen mochte, es blieb ihm keine andere Wahl, als nach Cremona zurückzukehren und dem Meister Joseph sein Geschick zu klagen. Da er davor zurückscheute, die Schenke zu betreten, in der er seinen Geigenkasten zurückgelassen hatte, kaufte er bei einem Weinbauern einen groben Sack, in den er seine Geige hüllte, und trat verbissenen Gemütes seinen Rückweg an. In Salò wurde ihm seine Börse gestohlen, in der noch ein paar kümmerliche Zechinen steckten, und in einem Dorfe in der Nähe Brescias geriet er in Streit mit einem betrunkenen Tiroler Fuhrknecht, der ihm beinah ein Auge ausschlug. Zuweilen wollte ihn die Sehnsucht und das Verlangen nach Francesca, die gewiß seinen Groll verstehen würde, übermannen; aber diese zärtlichen Aufwallungen gingen immer wieder in dem Ingrimm unter, den sein Unrecht gegen sie noch verschärfte. Und der Gedanke vollends, daß der Meister es ablehnen könne, seine kranke Violine zu heilen, überfiel ihn zuweilen wie ein blasser Schrecken und trieb ihn zur Eile an.

Ugolinos Mutter stieß helle Freudenschreie aus, als ihr Sohn mit zerrissenen Schuhen so plötzlich daherkam. Sie erzählte ihm gleich, daß Francesca jeden andern Tag zu ihr in die Gärtnerei komme, und konnte es gar nicht fassen, daß Ugolino diese Neuigkeit mit einem Fluch erwiderte.

Als der junge Geiger mit seiner kranken Geige im Hause des Meisters Guarneri vorsprach, fand er nur Francesca im Hause anwesend: sie saß mit zwei geputzten Freundinnen an einem niedern Tischchen, auf dem allerlei Süßigkeiten in kleinen Schälchen standen. Die Mädchen, die rote Blumen in ihren dunklen Haaren trugen, stießen sich lachend an, als Ugolino eintrat, und griffen dann nach den Löffelchen, um ein bißchen von den Zuckersachen zu naschen. Es erbitterte Ugolino, daß Francesca gar keine Freude über sein Kommen zeigte. So setzte er sich zu den Mädchen und begann mit ihnen zu schäkern. Er hatte keinen Blick für Francesca, die endlich aufstand und nach einer Weile mit einem Glas voll Wein zurückkam, das sie heimlich lächelnd vor den Heimgekehrten hinsetzte. Ugolino ließ es unberührt stehen. Er bemerkte es auch nicht, daß sie sich, im Hintergrund des dämmerigen Gemaches, mit seiner Geige zu schaffen machte und das kostbare Instrument so lange drehte und wendete, bis die welk gewordene Myrtenblüte dem Schalloch entfiel. Kaum war dies geschehen, so nahm Francesca die Geige wie ein Kind in den Arm und begann in hellem Übermut durch den Raum zu tänzeln; sie drückte sie an die Brust; sie gab der heimgekehrten Violine die zärtlichsten Namen; sie herzte und küßte sie; sie nannte sie ihren Schatz, ihr Schätzchen, ihr Seelchen, ihr Kindchen, so daß die naschenden Mädchen Tränen lachten und ihre Löffelchen mit den Schleckereien gar nicht zum Munde brachten. Als aber Francesca in ihrem tanzenden Übermute an den Saiten riß, horchte Ugolino jählings auf: dieser Ton klang so hell und klar wie früher, so daß er an den Kasten stürzte, den Bogen ergriff, die Geige mit rohem Griff aus Francescas Armen riß und ansetzte. Und gleich der erste Ton, den er mit zitterndem Bogen den Saiten entlockte, zeigte ihm, daß die hell gewordene Zaubergeige wie in früheren Zeiten sang und klang. Und der junge Meister spielte und spielte: der erste

Sturm ging in ein schmelzendes Adagio über, so daß die Mädchen verstummten und kaum zu atmen wagten, und mündete endlich in einen Hexentanz des Übermutes aus. Als endlich der Meister Giuseppe Guarneri herzutrat, befand sich Ugolino noch in solcher Erregung, daß sich seine Worte bei der Erzählung seines Schicksals überstürzten.

Der alte Meister aber lächelte und sagte: »Merk dir's, mein Sohn: die Geigen haben eine Seele und mögen nicht singen und klingen, wenn sie in fremde Länder kommen.«

»Und doch schafft Ihr eure Geigen für fremde Herren,« entgegnete Ugolino, dem der lockende Traum von einem rauschvollen Glück in der Ferne noch in der Seele lag und nun eine bittere Wallung emportrieb.

Da war es Francesca, die einer weiteren Erörterung des Falles zuvorkam; sie sagte mit ihrer sanftesten Stimme: »Wir müssen die Heimkehr Ugolinos feiern.« Sie sah ihren Geliebten dabei mit so strahlenden Augen an, daß ihn ein süßes Verlangen nach dem Mädchen ergriff. Diese aber lief singend durch das Haus, richtete mit Hilfe der Magd ein Mahl und erschien endlich wieder in ihrem schönsten Kleide, um den beiden Männern, die gerade von dem alten unglücklichen Meister Monteverdi sprachen, noch ein Weilchen zuzuhören. Der Meister Giuseppe Guarneri zeigte seine zwei neuen Geigen vor, die er eben für den Prinzen Conti in Paris fertig gemacht hatte: er hatte die Ecken mit zierlichen Lilien, der Königsblume der Bourbonen, in Ebenholzeinlagen geschmückt und erklärte seinem Zuhörer, daß solche Verzierungen einst den Wert der Geigen um das Vielfache gesteigert hätten. Als er schwieg, bemerkte Francesca: »Wenn Ugolino doch in die Fremde ziehen will, so kann er ja dem Herrn Prinzen die Geigen überbringen. Der Herr Prinz hat Euch auch geschrieben, daß er einen guten Geiger für seine Hauskapelle sucht –«

Da sprang Ugolino, dem die Aussicht, nach Paris zu kommen, entzückte, auf: »Wenn mich der Prinz anstellt, so hol ich dich als meine Frau nach Paris –.«

Francesca spitzte den Mund und lud die Männer mit einem Knicks zum Essen ein. Die drei Menschen saßen eine gute Weile

bei den trefflichen Gerichten beisammen und besprachen die Lebenspläne des jungen Paares aufs genaueste. Und es zeigte sich, daß Francesca an alles gedacht hatte.

Ugolino Belotti brachte die Geigen mit den Lilien nach Paris und erhielt die Stelle des ersten Geigers in der Hauskapelle des Prinzen Conti. Er galt später als der erste Violinspieler seiner Zeit, und die Kenner behaupteten, nichts käme der Süße seines Tones gleich.

»Und sein Instrument?«

»Kam nach seinem Tode, im Jahre 1783, mit seiner Witwe nach Cremona zurück, wo es ein Graf Zochi erwarb und mit der Eifersucht der Sammler, die der Eifersucht der Liebenden nicht ferne steht, einschloß und verwahrte.«

»Das wäre ja beinah ein Lebenslauf, den Sie uns da erzählt haben,« sagte der Präsident Volkart. Aber nun möchte ich doch auch gerne wissen, wie Sie zu der anderen braunen Cremoneserin gekommen sind.«

Der Freiherr war ganz aufgeregt, als er das Wort ergriff: »Die hat mir der Zufall, oder wie Sie's nennen wollen, ein Jahr später in die Hand gespielt. Ich bin, wenn ich an diese Geschichte denke, wirklich geneigt, an die sogenannte Verdoppelung der Fälle zu denken. Es heißt: Ein Unglück kommt selten allein! Aber die Menschen vergessen, daß auch das Glück manchmal in doppelter Gestalt zu uns kommt. Also: da sitze ich eines Tages bei dem alten Geigenbauer Hiedl in seinem kleinen Lädchen am Kosttor. Ich pflegte nie vorbeizugehen, ohne bei dem Alten einzutreten, bei dem man immer was lernen konnte. Er besaß den fabelhaftesten Blick für Instrumente, und wenn jemand mit einer kranken Geige zu ihm kam und es zufällig eine italienische Meistervioline oder eine Stainergeige war, so sah er ihr den Ursprung schon von Weitem an, ohne sie in die Hand zu nehmen; ja, er wußte auf den ersten Anblick hin zu sagen, aus welcher Schaffenszeit der einzelnen Geigenbauer sie stammte, und vermochte über die Schicksale aller berühmten Instrumente Aufschluß zu geben. Als ich eines Tages in dem Lädchen dieses Originals saß, trat ein alter Mann in einem tuchenen Radmantel herein und fragte hüstelnd: „Kaufen S'

net a Geig'n?" Er hielt mich für den Inhaber des Ladens, für Hiedl, der gerade in der Küche beschäftigt war: denn zu den Eigentümlichkeiten des alten Kauzes gehörte es, daß er sein Essen selber kochte und immer ein Töpfchen, in dem er etwas Gutes schmorte, auf seinem Herde stehen hatte. Ich fragte den Alten, ohne die Geige recht anzusehen: „Was wollen Sie denn haben?" „O mei," sagte der, „so a fufzehn Markl wird's scho wert sei'." Nun, fünfzehn Mark konnte ich auch für eine Wirtshausfiedel anlegen; ich gab dem Manne also seine fünfzehn Mark, drei neue Fünfmarkstücke, und war Besitzer einer Geige, an der übrigens sämtliche Saiten fehlten.

Als Meister Hiedl aus seiner Küche zurückkam und ich ihm meinen Kauf vorwies, sagte er, ohne das Instrument in die Hand zu nehmen: „Das ist ja ein Guarnerius. Was haben Sie denn dafür bezahlt?" Ich erzählte ihm, daß sie mir ein alter Mann um den Preis von fünfzehn Mark angeboten und gelassen habe. „Nun, das nennt man Glück haben," sagte der Alte: „die Geige ist unter Brüdern ihre zehntausend Markl wert." „Aber mein Gott, dann kann ich sie doch nicht behalten," rief ich und lief auf die Straße, um nach dem Alten Ausschau zu halten; aber der war verschwunden, als ob ihn der Boden verschluckt hatte. Ich lief bis an die nächsten Straßenecken; ich fragte einige Vorübergehende, ob sie nicht einen alten Mann, der so und so aussah, gesehen hätten; sie guckten mich mit erstaunten Augen an und gingen weiter. Da mir mein Gewissen keine Ruhe ließ, versuchte ich durch eine Anzeige in den Zeitungen den Namen des Verkäufers zu erfahren: es war alles umsonst, es meldete sich niemand, und ich blieb Besitzer der herrlichen Geige.

Hiedl unterzog das Instrument einer gründlichen Reinigung, und als ich sie zu dem Konzertmeister Walter brachte, merkte ich beim Spiele eines Meisters erst, welch ein Juwel mir der Überbringer, als Bote des göttlichen Zufalles, in die Hand gespielt hatte: sie klang bei weitem schöner als ihre hellere, besser erhaltene Schwester –«

»Sie hat auch mehr durchgemacht,« warf Kunrath ein.

»Wie meinen Sie das?« Die Stimme des Fragers klang wieder, wie so häufig, gereizt.

Kunrath fuhr fort: »Haben Sie nie daran gedacht, daß die Orangegoldene vielleicht nur deshalb weniger schön klingt, weil sie zu lange in ihrer Gefangenschaft schweigen mußte, wie eine Menschenseele, die deshalb nicht zu ihrer vorbestimmten Schönheit kam, weil sie in einem Garten dahinwelkte, ohne das Menschliche und Allzumenschliche in seiner ganzen Völle und Fülle zu erfahren? Ich kann dem Meister Joseph Guarneri nur recht geben: Geigen haben ihre Seelen, und gefangene oder im Glück dahinträumende Seelen gelangen nie zur Schönheit ihrer Schwestern, in denen Meere und Ströme hausen.«

»Das klingt gut; aber ich wäre doch neugierig, den sogenannten Lebenslauf der braunen zu erfahren –«

»Die spielte zuerst der junge Casanova, dem sie der Abbate Gambi überließ, in einem Orchester in Venedig. Als sich dann die strotzende Welt vor dem Abenteurer auftat, schenkte er sie einem jungen verliebten Musikanten, der nächtelang unter dem Balkon seiner Dulzinea geigte und seinen ganzen Schmerz und seine ganze Sehnsucht in die Weisen legte, die unter seinem Bogen erquollen. Von Venedig kam sie, durch Hans Jakob Rousseau, nach Paris, wo sie zur Zeit der Revolution ein alter Fiedler in den Gefängnissen spielte, wo die glänzende Gesellschaft ihrem Tod durch die Guillotine entgegenscherzte und mit lachenden oder schwermütigen Augen noch einmal beim Klang der alten Geige die Guigen, Gavotten, Sarabanden und Menuette, Glanz und Treiben einer ausgelassenen Zeit, mit lachender Lust genoß. Dann geriet sie in die Hände eines alten Bierfiedlers: sie mußte es sich gefallen lassen, daß der versoffene Kunde freche Weisen auf ihre herunterkratzte; sie mußte in Orgien heulen und wie eine Dirne lachen; sie mußte an Straßenecken, in Regen und Schnee, um einen schmutzigen Heller betteln und des Nachts an einer nassen Dachkammerwand schlafen. Dann kam sie, durch Zufall, in die Hände eines Virtuosen, der sie im Triumphe durch Europa führte und heute der Welt den Adel deutscher Musik offenbarte und morgen die Künste eines Hexenmeisters auf den vier Saiten zeigte, deren Töne bald wie ein singender Schwan auf den stürmischen Wogen eines Orchesters einherzogen, bald wie ein verliebtes Mädchen

in einem zärtlichen Scherzo unter die Zuhörer hüpften, unter denen die schönsten Frauen mit gesenkten Blicken saßen und meinten, ihr Schicksal werde da in strahlenden, innigen, seligen oder klagenden Tönen gesungen, – und dem Geiger dieses Bekenntnisses zuweilen mit den Wonnen strahlender Nächte vergalten. Dann stahl sie ein gewöhnlicher Dieb, ohne eine Ahnung von ihrer Herrlichkeit zu haben, und verschleuderte sie um einen Bettel an einen Trödler, aus dessen Händen sie in die Hände eines Bierfiedlers geriet, der sie dann eines Tages um fünfzehn Mark an unsern Freund verkaufte, der nun die Umgetriebene in Liebeshaft nahm, welche der Gefangenen gestattet, über ihr Schicksal zu sinnen und dann hier und da, vollgesogen mit Musik und Wohllaut, mit Erinnerungen an Glanz und Elend, an Duft und Farben, die tiefste Sehnsucht aller unter dem Strich eines Meisters zu künden –«

Ich konnte mich nicht enthalten, dem Schwärmenden zu bemerken: »Ich habe Sie immer für einen verkappten Dichter gehalten, und nun sehe ich meine Ahnung bestätigt.«

Kunrath grinste: »Ach, die Dichter sind arme Hascher und, besten Falls, wie der Ton einer Geige, wenn sie einem Herrn und Meister am Halse ruht.«

Das Gespräch drehte sich noch sehr lange um allerlei Geigen: der Präsident wußte zu berichten, daß auch Lenau eine Guarneri gespielt habe, und Kunrath erinnerte an eine Äußerung des Dichters, der eines Tages, im Kernerhause in Weinsberg, seinen Freunden erzählte: »Man hat alte Violinen geöffnet und auf dem Boden eine Menge Splitterchen und dergleichen gefunden, welche die Geige aus sich herausgespielt hatte. Alles Fremde, was nicht zu ihrer Harmonie gehört, nicht hinein in ihre Schwingungen paßt und die Vollendung stören möchte, stößt die Geige aus. Das ist das Wundersamste, dieser Geist der Harmonie, der in ihr lebt; deshalb muß einer, der eine solche Geige hat, sie auch als etwas Lebendiges betrachten, nicht wie ein Stück Holz. Die Menschen sollen sich diese Violinen zum Vorbild nehmen: was nicht schweigen will, muß hinausgearbeitet werden; hinaus, was nicht klingen will.«

Dann kam die Rede auf all die berühmten Violinen, die noch

heute die Welt entzücken und als Gefangene kostbarer Sammlungen dem Zweck ihres Daseins sinnlos entrückt sind. Man sprach von dem Namen der berühmtesten Geigen, von der medizäischen Violine, der Toscana-Strad, von der wunderschönen Pucelle, der am schönsten singenden Jungfrau der Welt, dem einzigen Messias –

»Halt,« rief Kunrath, als dieser Name in den Kreis der Unterhaltung fiel; »an dieser Geige hängt ebenfalls eine Geschichte, ohne die wir unsern Abend nicht beschließen dürfen: Es handelt sich um den seltsamsten G e i g e n f r e u n d, dem die Geiger und das Publikum mit feinen Ohren mehr Glück verdanken als manchem aufgeblasenen Musikanten von Ruf und Namen.

Um 1820 lebte in dem kleinen Flecken Fontanetto bei Mailand ein junger Zimmergesell namens Luigi Tarisio, der jede freie Zeit auf das Geigenspiel verwandte. Er hatte von einem Onkel eine Fiedel geerbt, mit der er sich sogar unter Tags abseits schlich, wenn die andern Gesellen zur Essenszeit bei ihrer Polenta saßen, um auf dem unscheinbaren Instrument zu geigen. Bei seinen Brüdern, die im gleichen Flecken lebten, galt er als ausgemachter Faulenzer, der es sicherlich zu nichts bringen werde.

Als der Gesell Tarisio eines Tages wieder in einer Ecke des Zimmerplatzes saß und geigte, trat die Tochter seines Meisters herzu. Sie sah den spielenden Burschen mürrisch an und blieb dann eine Weile zuhörend mit gesenkten Augen stehen. Als Tarisio mit seinem Stückchen fertig war, hob er, schüchtern lächelnd, der Tochter seines Meisters seine Geige entgegen; diese aber zuckte die Achseln und ging hinweg. Nach einer Weile kam sie mit einem Glase zurück, das sie auf ein leeres Faß neben den Geiger setzte, der mit erstaunten Blicken zu ihr emporsah und dann einfältig lächelte. Seit dieser Zeit kam Mariuccia öfter zu dem Gesellen, der indessen kaum an Liebe dachte, sondern nur von einem saubern schönen Instrumente träumte. Wenn er nach Mailand kam, blieb er stundenlang vor den Fenstern der Händler stehen und ließ die Kupfermünzen in seiner Tasche durch seine Finger gleiten. Allein, wie er auch rechnen mochte, der Preis

eines Instrumentes, wie er sie feilgeboten sah, war zu hoch für den armen Zimmermann.

Als er aber eines Tages bei einer Nachbarin seines Heimatfleckens einen Schweinestall aufschlug, trat die Frau an ihn heran, stupfte ihn in die Seiten und sagte: »Ha, du gehörst zu den Gefährlichen. Du hast's der Mariuccia angetan.«

Und als der Bursche die Alte mit erstauntem Gesicht ansah, sagte diese leise: »Mariuccia wird am Sonntag ihren Onkel, den reichen Herrn Giuseppe in Monza besuchen.« –

Da verstand Tarisio, daß die Frau als Liebesbotin zu ihm kam, und dachte darüber nach, was geschehen würde, wenn er die Tochter seines Meisters zum Weibe nähme. Die Mariuccia mißfiel ihm nicht: wenn sie lachte, bildeten sich zwei Grübchen in ihren Wangen, und wenn sie am Sonntag in die Kirche ging, blieben die Burschen stehen und maßen sich mit den Augen. Je länger er darüber nachdachte, desto besser gefiel ihm die hübsche Mariuccia, die zudem das einzige Kind ihres Vaters war. Er beschloß, ihr am gleichen Abend ein Ständchen zu geigen; als er aber seine Fiedel aus dem Kasten nahm, bemerkte er, daß sie nur zwei Saiten hatte, und so geschah es, daß Mariuccia um ihr Ständchen kam.

Als Tarisio am Sonntag, mit einem bunten Seidentuche um den Hals, aus dem Hause trat, um nach Monza zu gehen, trat ihm ein Untergesell entgegen und sagte: »He, Luigi, ich weiß was für dich: in Asolo ist der Pfarrer gestorben. Er hat eine Geige hinterlassen, wie man sie in ganz Mailand nicht schöner findet.«

Tarisio war von mißtrauischer Gemütsart; er sah den Gesellen an und sagte: »Lügen!« Aber der Gedanke, daß er da vielleicht doch eine schönere Geige als die seine erwerben könne, ließ ihm keine Ruhe mehr, und eine Stunde nach diesem Zusammentreffen war die Mariuccia in Monza vergessen: diese wartete bis tief in die Nacht auf das Eintreffen Tarisios, und ging dann, in tiefster Nacht, mit Groll im Herzen nach Fontanetto zurück. Tarisio war inzwischen nach Asolo geeilt, wo es ihm, nach langem Bitten und Betteln gelang, der Pfarrersschwester die Geige um seine ganze Barschaft abzukaufen. Mit

diesem Instrumente gedachte er nun seiner Mariuccia, die ihm nun mit einemmal im Lichte seines Glücks erst recht begehrenswert erschien, das Ständchen zu bringen.

Am andern Tage aber harrte seiner eine Überraschung: Mariuccia ging an ihm vorüber, ohne ihm einen Blick zu gönnen, und am Abend erklärte ihm der Meister, daß er keinen Faulenzer in seinen Diensten brauchen könne. Der Gesell war entlassen und der Mittellose versuchte nun als Geiger sein Brot zu verdienen; aber der Haß seiner Brüder bewirkte, daß er sich in Fontanetto, wo Mariuccia bald darauf den Untergesellen heiratete, nicht mehr sehen lassen konnte.

Da wollte es der Zufall, daß Tarisio, der sich nun mit seiner Geige wie ein Vagabund in der Umgegend Mailands herumtrieb, bei einem Notar eine noch schönere Geige entdeckte, und nun erwachte mit einem Male ein seltsamer Schachergeist in dem Gesellen. Er gab sich den Anschein, als sei die neue Geige viel schlechter als seine glatt polierte Fiedel und brachte es fertig, daß sie ihm der Eigentümer zum Tausche überließ. Von nun an war der stellenlose Zimmergesell wie von einem wahren Geigenwahn besessen: er mietete in der großen Stadt Mailand ein Dachkämmerchen bei einer alten Verwandten und zog nun auf der Suche nach guten alten Geigen in der Lombardei umher. Er wußte einen Händler zu bereden, ihm gegen Einsatz seiner schönen Geige ein halbes Dutzend gewöhnlicher, aber glänzend hergerichteter Violinen zu übergeben, und mit diesen gedachte er seine Fänge zu tun. Er band zwei Instrumente an den Schnecken zusammen, hing sie wie einen Schnappsack über die Schultern und marschierte wie ein Hausierer singend durch die Dörfer, wo ihn bald alle Hunde kannten. Er sprach in allen Klöstern und Adelsschlössern vor, wo er alte Instrumente vermutete, und fragte, ob da nicht schlechte alte Geigen gegen wunderbare neue Stücke zu vertauschen oder zu verkaufen wären. Zuweilen gelang es ihm, irgendein makelloses Instrument zu entdecken, das er nur wie ein Stückchen Paradies von ferne schauen durfte: er merkte sich die Geige und tröstete sich damit, daß ihm hier und da ein ausgezeichnetes Instrument in die Hand fiel, dem der Steg, der Wirbel oder die Saiten

fehlten, und meistens gelang es ihm, die alte Geige gegen ein neues Stück aus seinem Sack einzutauschen. Bei diesem ewigen Handeln schärfte sich allmählich sein Blick: er lernte die Amati mit dem silbersüßen Ton von den vollkommensten aller Violinen, den Prunkstücken des frommen Meisters Stradivari, und den prächtig klingenden Geigen des Meisters Giuseppe Guarneri del Gesù und seines Vetters Giuseppe Guarneri unterscheiden; er verglich den Bau der Instrumente und vermochte bald die Stücke nach Zeit und Bauart auseinanderzuhalten. So kam es, daß er nach Verlauf zweier Jahre schon eine hübsche Sammlung ausgesuchter Meistergeigen besaß. Sein Sammeleifer war im Verlaufe einiger Jahre zur alles verschlingenden Leidenschaft geworden: für den ehemaligen Zimmergesellen Tarisio gab es auf der ganzen Welt nichts mehr als Geigen und wiederum Geigen. Er ging wie ein Bettler gekleidet umher; er sah kein Weib an und verschmähte es nicht, auf seinen Beutezügen vom reinen Bettel oder von mageren Klostersuppen zu leben. Dabei wurde sein Auge immer verwöhnter, und das seltsamste war, daß er bei diesem Leben das Geigenspiel fast vergaß und sich nur an dem Anblick seines stummen Harems freute: er konnte stundenlang mit einer Geige in seinem Kämmerchen dasitzen und die braune Schöne wie ein Liebchen mit seinen Fingern streicheln, die mit der Zeit ganz dünn ganz dünn und spinnenartig wurden. Minderwertige Instrumente kaufte er von da an nur noch als Tauschgegenstände, und das Lächeln, mit dem er sie in seinen Sack schob, glich dem eines Irren.

Als er drei Dutzend gute Geigen beisammen hatte, beschloß er, einige wertvolle davon zu verkaufen, um die Mittel zur weiteren Erwerbung seltener Prachtstücke zu erlangen. In der Lombardei, wo damals die Österreicher hausten, bestand wenig Aussicht, reiche Käufer zu finden. Deshalb packte Tarisio eines Tages, im Hochsommer, sechs Geigen in einen Sack, den er mit Wolle ausstopfte, um sie in der großen und reichen Hauptstadt der Welt, in Paris, einem Händler anzubieten. Er machte den weiten Weg über die Alpen und das übrige Frankreich zu Fuß. Als er an einem heißen Augusttage des Jahres 1827 in Paris ankam, besaß er nur noch drei Franken in der Tasche. Der

Geigenfreund sah wie ein Vagabund aus; aus seinen Schuhen guckten die Zehen hervor, und der Geigenhändler Aldric, in der Rue de la Seine, bei dem er aufs Geratewohl eintrat, glaubte einen Dieb vor sich zu haben, als der Italiener seine Geigen auspackte. Aber Tarisio entwickelte sofort eine solche Kenntnis der Violine, ihres Baus und ihrer Eigenschaften, daß der Händler seinen Angaben über die Herkunft der Instrumente Glauben schenkte und ihm eine Summe bot, die indessen den Geigenfreund aus allen Himmeln riß: sie war so geringfügig, daß er bei allen Heiligen und der allerheiligsten Jungfrau schwor, er sei ein verlorener Mann. Das Feilschen um die Geigen dauerte zwei volle Tage, und Tarisio gelang es nur mit der allerschwersten Mühe, die Summe zu erlangen, die er als Mindestforderung angesetzt hatte. Das vergnügte Lachen, das der Franzose nach abgeschlossenem Handel hören ließ, belehrte den Italiener darüber, daß er einem gerissenen Geschäftsmann in die Hände gefallen war; er schied mit tiefem Groll im Herzen von Paris und beschloß auf seine Art Rache zu nehmen: er gedachte noch bessere Geigen zusammenzukaufen und dann den Preis selbst zu bestimmen und zu halten. Er machte den weiten Weg nach Mailand wiederum zu Fuß und fröhnte nun seiner Leidenschaft mit einer geradezu wahnsinnigen Gier. Nach einigen Jahren konnte er wieder einen neuen Sack voll Geigen nach Paris tragen, und diesmal fand er bei den Händlern Chanot und Vuillaume die beste Aufnahme. Besonders verstand es der letztere, der übrigens Ausgezeichnetes als Geigenbauer leistete, dem seltsamen Italiener, der wie ein Ziegelarbeiter in einem verschlissenen geflickten Anzug aus Samt und mit goldenen Nägeln in den Ohrläppchen daherkam, Zutrauen einzuflößen: er setzte ihm stets die ausgesuchtesten Leckerbissen vor, und in einer solchen Stunde erfuhr der Pariser Händler denn auch, daß Tarisio noch ganz andere Geigen, einzige, prachtvolle, herrliche Stücke, zu Hause habe, und als der Monsieur Vuillaume ein etwas spöttisches Lächeln sehen ließ, fuhr es dem Italiener heraus: es war ihm gelungen, aus dem Nachlaß des Grafen Cozio di Salabue die allerschönste Geige der Welt, ein Werk des göttlichen Meisters Stradivari, um ein Sündengeld zu erwerben.

Das Instrument war 1716, also in der besten Zeit, gebaut und 1775 von dem Sohn des Meisters selbst an den Grafen verkauft worden, der es wie ein Heiligtum gehütet und niemanden gestattet hatte, darauf zu spielen. Tarisio wußte wahre Wunderdinge von dieser Prachtgeige, von ihrem Bau, ihrem Ton, ihrem Aussehen, ihrer Erhaltung zu erzählen. Vuillaume, der einen Irrsinnigen vor sich zu sehen glaubte, forderte den Italiener auf, dieses herrliche Instrument das nächste Mal, wenn er wieder mit neuen Geigen nach Paris käme, mitzubringen. Tarisio erhob die linke Hand wie zur Abwehr; aber der Franzose verstand diese Geste nicht, und es war ihm, als ob sein Handelsfreund einen recht kühlen Abschied von ihm nähme.

Als Tarisio zwei Jahre darauf wieder nach Paris kam, sah sich der Händler um seine heimliche Hoffnung betrogen: der Italiener hatte das Wunder aller Stradivarigeigen zu Hause gelassen. Vergebens bat Villaume, ihm doch die Geige wenigstens einmal zu zeigen. Tarisio spitzte seinen Mund und schwelgte nun, mit verzückter Stimme in den genauesten Schilderungen der Prachtgeige: sie sei, als Stradivarius, von ungewöhnlich großer Form und von kräftigem Bau; das Deckenholz von feinster Äderung, der Boden geteilt, und der tiefbraune Lack nicht dünn, sondern ungewöhnlich dick aufgetragen. Als besondere Eigentümlichkeit der Geige erwähnte der verzückte Schwärmer, daß das linke Schalloch etwas tiefer sitze als das rechte. Was aber die Schnecke anbelange, so sei sie, in ihrer leichten Aufrollung, ein wahres Wunder, une vermeille, wie er in lispelndem Französisch hinzusetzte. Über den Ton rede er nicht: die Geigen der Engel im Himmel seien Bauernfiedeln gegen diesen Ton, der alles überstrahle und in der Höhe gar nichts Irdisches mehr an sich habe.

Auch bei seinem nächsten Besuche erschien der Italiener, der zwar bei jeder Reise eine hübsche Summe einsackte, aber noch immer den gleichen verschlissenen Anzug eines Arbeiters trug, wiederum ohne seine schönste Geige. Da sagte der Pariser Händler, halb belustigt und halb geärgert: »Wahrhaftig, Herr Tarisio, Ihre Geige ist wie der Messias der Juden: man wartet in einem fort auf ihn, aber er erscheint niemals!«

So erhielt die unvergleichliche Salabue-Stradivari, aus einem Scherz heraus, einen Namen, der ihr noch heute anhängt. Doch so sehr auch der Pariser Händler bitten und betteln mochte, er bekam sie ebensowenig zu sehen wie eines andern Menschen Auge, und zuletzt glaubte er, der Italiener habe die Märchengeige nur erdichtet, um seinem Geschäftsfreund den Mund wässerig zu machen und bessere Preise für seine andere Ware zu erzielen.

Luigi Tarisio bewohnte in einem armseligen Hause an der Porta Tenaglia ein elendes Dachzimmerchen, das außer ihm kein Mensch betreten durfte. Er kochte seine Speisen selbst. Seine Nachbarn waren daran gewöhnt, daß der alte Mann, dem sie stets mit einem grauen geflickten Sack unter dem Arme begegneten, oft wochenlang verschwand. Kein Mensch wußte, wo er sich aufhielt und was er in seinem Loche trieb. Als er im Jahre 1854 wieder von einer seiner Fahrten nach Paris heimkam und ihn die Hausbewohner während der folgenden Tage nicht zu Gesicht bekamen, liefen sie zu der Behörde, und diese ließ die Wohnung des alten Sonderlings öffnen. Man fand den Alten tot auf einem elenden, halb verfaulten Strohlager; auf seinem Gesicht lag ein seltsames Lächeln; in seinen Händen hielt er, an die Brust gedrückt, eine Geige, und rund um ihn her lagen eine Menge der verschiedenartigsten Streichinstrumente, Böden, Decken und Schnecken in der wüstesten Unordnung durcheinander. Auch die Wände waren damit bedeckt, und aus den Kästen quollen sie den Beamten entgegen: es waren, wie eine Zählung erwies, gegen hundert der besten Meistergeigen und eine Anzahl vorzüglicher Bratschen vorhanden.

Als Vuillaume durch die Zeitung von dem Hinscheiden seines seltsamen Geschäftsfreundes erfuhr, reiste er, mitten im Winter, mit Extrapost über die Alpen, damit die kostbare Nachlaßbeute keinem andern Händler in die Hände fiele. Von den Behörden erfuhr er, daß man im Nachlaß des Toten einen Pack zehnfach versiegelter Wertpapiere, gegen dreihunderttausend Lire, gefunden und Mühe gehabt habe, die Erben, zwei leibliche Neffen des Erblassers, ausfindig zu machen. Als Vuillaume bei den Erben vorsprach, weigerten sie sich nicht, ihm die hinterlassenen Instrumente zu zeigen; aber so sehr auch der Pariser Geigen-

bauer die Geigen drehen und wenden mochte, der »Messias« befand sich nicht darunter. Da kam zum guten Glück ein kleines Männlein daher und meldete, daß der Verstorbene ein kleines Landhaus »De la Croix« in der Nähe seines Heimatortes Fontanetto besessen habe, und hier fand sich denn auch, außer prachtvollen Violinen von Guarneri, Carlo Bergonzi und Guadagnini, der ersehnte »Messias«. Es gelang dem gewandten Franzosen mit einiger Mühe, sämtliche Geigen des Nachlasses, darunter zwölf der prächtigsten Stradivarius, um den Gesamtpreis von achtzigtausend Lire in seinen Besitz zu bringen und über die Alpen zu retten.

Die Geigen fanden rasch ihre Liebhaber; aber der »Messias« übte sofort seinen geheimnisvollen Zauber auf den neuen Besitzer aus: auch der Händler Vuillaume, der es sonst leichten Herzens über sich brachte, kostbare Meistergeigen zu zerschneiden, um sie durch Gelehrte untersuchen zu lassen, vermochte sich nicht von der großartigen Wundergeige zu trennen und behielt sie bis zu seinem im Jahre 1875 erfolgten Tode in eifersüchtigem Gewahrsam. Bei der Teilung seines Nachlasses erhielt sie sein Schwiegersohn, der Geiger Delphin Alard, um den Schätzungspreis von zehntausend Franken zugesprochen. Nach dessen Ableben, im Jahre 1888, erwarb sie der Dilettant Crawford in Edinburg um fünfzigtausend Franken, und im Jahre 1890 kauften sie die bekannten Geigenhändler Gebrüder Hill in London, denen es auch gelang, die wunderbare Violine unseres Münchener Konzertmeisters Walter um den recht geringen Preis von fünfundzwanzigtausend Mark in ihre Hände zu bringen. Seit dieser Zeit ist nichts mehr über den »Messias« in die Öffentlichkeit gedrungen: es heißt nur, die Gebrüder Hill verlangten einhundertfünfundzwanzigtausend Mark für das wunderbare Instrument, und es besteht kein Zweifel, daß sie eines Tages einen Liebhaber finden wird, der leichten Herzens einen noch höheren Preis für das Wunderwerk anlegt und es in einen Schrank sperrt.

»Mich interessiert eigentlich der Mensch Tarisio mehr als seine Geigen,« sagte der Präsident, als Kunrath mit seiner Er-

zählung fertig war. »Jedenfalls gehörte der Geigenfreund zu den Glücklichen dieser Erde: denn der Himmel ist, was auch die lieben Frommen sagen mögen, nie Gemeinbesitz, sondern etwas Ureigenes. Es ist schade, daß Balzac, dem das ganze Wesen des Menschen aus einem Trieb oder einer Leidenschaft bestand, den Geigenfreund Tarisio nicht kannte.« Und mit einem Blick auf den Hausherrn fügte er hinzu: »Auf Steckenpferden kommt man übrigens immer noch am leichtesten in den Himmel oder in ein verschlossenes Paradieschen, wo die Einsamen ihre versonnenen Wege gehen können.«

Der Freiherr verzog den Mund und sagte: »Sie reden immer von Steckenpferden, wo es sich um ganz andere Dinge handelt. Ich will Ihnen ja gerne zugeben, daß der Geigenfreund Tarisio zu den Monomanen gehörte, in denen alle Triebe zugunsten eines einzigen verkümmern und diesen wie einen Parasiten nähren müssen. Aber ich möchte doch auch fragen, ob nicht auch in dem Meister Stradivari ein einziger Trieb allmächtig war und ein glückliches Leben schuf –«

Kunrath blinzelte und sagte: »Nur weiter, mein Bester. Darauf habe ich später was zu sagen –«

»Wissen die Herren, was da in Frage stand, als der junge Antonio Stradivari in die Werkstatt seines Lehrers Amati eintrat und da, als Anfänger, seine ersten Geigen nach den Mustern seines Meisters baute – (man nennt sie heute Stradivari amatisé)? Da stand ein Menschenwerk im Begriffe, seine Vollendung zu erfahren: das Instrument, an dem ganze Geschlechter der Menschen gebaut, an das Unzählige ihre Tiefe, ihre Sehnsucht, ihr Können verschwendet hatten, sollte zur Vollkommenheit reifen. Man hat bekanntlich die Schaffensperiode des Meisters, der in einem langen Leben über tausend Geigen baute, in vier Perioden geteilt, von denen die dritte von 1695 bis 1725 reichte, und kann die Veränderungen nachweisen, die er vornahm, um dem Ideal, das ihm lockend vor der Seele schwebte, nahe zu kommen. Die Violinen aus der zweiten Schaffensperiode, 1686 bis 1694, zeigen, wie er sich Schritt für Schritt der Vollkommenheit näherte: sie sind schmäler, die Wölbungen flacher, die Schnecken kräftiger und tiefer aus-

gestochen, der Ton stärker – man nennt sie, der schlanken Form wegen, patron allongé. Die wundervollsten Prachtstücke des Geigenbauers entstanden aber in der dritten Periode: der Meister, dem ein Urbild der Vollendung vor der Seele schwebte, hat sein Ziel erreicht. Die Sorgfalt der Ausführung entspricht durchaus der Schönheit des Gebildes: er verwendet nur das allerschönste Holz, mit gleichmäßiger Äderung, zu dessen Erlangung er keine Reisen nach Tirol scheut. Er erfindet die schönste Form des Stegs und weist ihm ein für allemal die Stelle auf dem zarten Leib des Instrumentes an. Der Lack allein verrät den denkenden Meister: er ist von funkelndem Rot oder saftigstem Braun und so durchsichtig, daß er stets das Fasergewebe des Holzes in seiner ganzen natürlichen Schönheit erkennen läßt. Der Sieg ist errungen, und der ihn errang, ist kein Mann, dem der Zufall ein Göttergeschenk verliehen hat, sondern der denkende Künstler, dem Tag um Tag in stiller, ja ich möchte sagen, in frommer Arbeit vergeht. Fürwahr ein gottseliges Leben, in heiliger Einfalt und Stille! Die Meisterschaft, die sich da auswirkt, ist so groß, daß sie in keiner Schablone erstarren kann: keine Geige aus dieser gottbegnadeten Zeit der Meisterschaft gleicht völlig der andern, und Stradivari, wie auch der unstetere Giuseppe Guarneri del Gesù, müssen eine unglaubliche Kenntnis des Holzes, das unter ihre Hände geriet, besessen haben, um danach die Dicke der Wände und die Wölbung zu bemessen und, trotz allen Schwierigkeiten, die unfehlbar leichte Ansprache des Tons zu erzielen: es gibt Geigen, deren Holz Astknoten zeigt, ohne daß die unvergleichliche Kraft und Schönheit des Tons darunter litte! Ja, diese Meisterschaft bleibt dem Patriarchen treu, mag er im gesegneten Greisenalter zuweilen zu früheren Formen zurückkehren oder auch, weil vielleicht seine Hand versagt, manche Einzelheit nicht zur Vollendung bringen: auch diese Altersgeigen haben noch einen Ton, der ewig ihren Meister loben wird, und wer als Neunziger ein so herrliche Instrumente bauen kann, darf sich wahrhaftig zu den Gottbegnadeten zählen. Auch die Tatsache, daß der Reichtum in das Haus strömte, wo der Meister im weißen Kittel, den weißen Lederschurz vorgebunden und seine weiße Wollmütze

auf dem Kopf, Tag für Tag vor seinem Schnitztische saß, dürfen wir als schöne Befriedigung empfinden: »Reich wie Antonio Stradivari« pflegten die Cremoneser zu sagen, und es lag sicherlich kein Neid in dieser Feststellung einer auch für uns noch erfreulichen Tatsache. Wir Neueren sind nicht über diese Vollkommenheit des Instruments hinausgekommen: diese italienische Geige gibt alles, was wir von ihr verlangen: das leichte Getändel, das wie von selbst in die duftigste oder derbste Tanzweise übergeht; den grübelnden Sang, der aus der Wehmut der Betrachtung quillt und allen Schmerz und alle Klage widertönt; die himmlische Helle eines schwärmenden Nachtliedes, in dem alle Zärtlichkeiten der Liebessehnsucht und die Musik der Wasser laut werden; den Sturm und Hohn der Herzen, die der Gott bestürmt, und das schmerzlich selige Wühlen in den purpurnen Tiefen der Leidenschaft, das in seinem Keuchen und Stöhnen den Atem benimmt und das Unsagbarste noch in einem Strom des seligsten Wohllauts verbluten läßt –«

»Sie sind ja ein Stradivarimane, wenn ich mir das Wort gestatten darf,« warf Kunrath dazwischen.

»O,« entgegnete der Freiherr, »ich lasse nichts auf meinen Guarnerius del Gesù kommen: auch seine Instrumente zeugen für die Genialität des Meisters, und daß er von Gaspare da Salò ausging, beweist mir nur seine ursprüngliche Schöpferkraft, die den Leib seiner Instrumente nach durchaus freiem Ermessen gestaltete und in der Stellung und Zeichnung der ff-Löcher allein seine Selbständigkeit bewies. Wer eine Guarneri von einer Stradivari nicht zu unterscheiden vermag, der soll seine Hand von Geigen lassen: der Ton einer Guarneri klingt an den Ton der Stradivari an; aber es ist ihm etwas aufregend Bezauberndes beigemischt, und aus den G-Saiten meine ich manchmal ein zartes Cello singen zu hören –«

»Eigentlich sollte man gewisse Musikstücke nur auf gewissen Geigen spielen lassen,« bemerkte der Präsident Volkart.

»Ja, da haben Sie recht,« rief Kunrath begeistert. »Die Amatigeigen, die zu einer Zeit entstanden, da man in kleinen Festgemächern vor vornehmen Leuten musizierte und keine Instrumente brauchte, deren Ton das Orchester übertönt oder auch

in einer Kathedrale singt, sind für Wolfgang Amade Mozart geschaffen, und ich kann mir den zierlichen Maestro vorstellen, wie er durch eine goldene Watteaulandschaft geht und seine ganze Zärtlichkeit in einem Andante erklingen läßt, dessen Töne mit der Reinheit des Himmels und eines silberhellen Sees in eines verschmelzen. Es ist Silber in dem süßen Ton der Amatigeigen und die goldene Helle eines friedlich verglimmenden Oktobertags. Und wenn in einem kleinen gewählten Kreise musiziert werden soll, so laß ich mir die Mozartsche Sonate in Es-Dur mit Klavier auf einer Amati vorspielen. Für Beethoven und seine letzten Quartette bitte ich mir eine Stradivari aus, und einzelnes von Bach müßte mir mein Leibmusiker, der natürlich ein Genie ist, auf einem Guarnerius vorspielen –«

Der Freiherr unterbrach den Schwärmer. »Sie wollten mich vorhin auf etwas aufmerksam machen –«

»Ja richtig, ich wollte nur sagen: das Leben des Geigenfreundes Tarisio und das Leben des Großmeisters Stradivari zeigen uns den Unterschied zwischen dem Leben eines Monomanen und eines schaffenden Menschen in der Weise einer Dichtung –.«

Die Freunde nickten nachdenklich, und der Freiherr, über dessen Gesicht es zuweilen wie ein Wetterleuchten ging, kam nun auf die Wunder wirkenden Eigenschaften des Lacks zu sprechen: er behauptete, auch die alten Italiener hätten schon viel experimentiert, und das Verschwinden des klassischen Lacks, den es etwa seit dem Jahre 1760 nicht mehr gebe, gehe auf das Verschwinden der Balsamfichte in Italien zurück, die ausgestorben sei, weil man, im Banne der Nachfrage, den Bäumen zuviel Harz abgezapft und nicht für die entsprechende Nachzucht gesorgt habe. Über diesen Lack und seine Herrlichkeiten wußte der Freiherr Unendliches zu sagen, und dann kam er auf die bekannte und nicht genug gewürdigte Launenhaftigkeit der Geigen zu sprechen: kein Instrument sei so berückend und zugleich so launenhaft; eine Geige empfinde jeden Wechsel der Witterung wie eine kranke zarte Frau; sie müsse gerieben, gewärmt, geschmeichelt werden wie ein verwöhntes Kind, und oft offenbare sie die ganze zauberische Schönheit ihres Tons und ihrer Seele

erst, wenn sie in gute Verfassung hineingespielt sei und damit dem Willen des Künstlers erst dienstbar werde. So bestehe zwischen dem Künstler und seinem Instrument ein seltsames Verhältnis, das dem Stern der Stunde unterliege, und manchmal locke die bestrickende Zauberin ihren Herrn und Gebieter in Gründe und Abgründe, die man wohl mit dem Gemüt ermessen, aber nicht durch Worte entweihen oder gar den hämischen Augen des Verstandes preisgeben dürfe.

Während so das Gespräch weiterhin in der Welt der Geigen umherschweifte, trat ich, um Luft zu schöpfen, einen Augenblick auf den Balkon des Gemaches, in dem die Freunde schwelgten. Auf dem kleinen Balkon, der kaum vier Meter über dem Erdboden in den kleinen Hofgarten vorsprang, war die abendliche Schwüle noch beklemmender als in dem kleinen Gemach, wo die vier Freunde gar nicht von den unglücklichen Instrumenten loskommen konnten, die da draußen in der Haft irgendeines eifersüchtigen Liebhabers oder einer öffentlichen Sammlung, als Opfer einer Todsünde wider den heiligen Geist der Musik, den Schlaf Dornröschens schliefen und auf ihren prinzlichen Erlöser warteten, dem an Stelle eines Zierdegens ein gespannter Fiedelbogen an der Seite hing.

Und während ich im Banne des Gehörten auf dem Balkon stand und in den kleinen Garten hinabsah, aus dem einige Blumenbeete wie überquellende Körbe purpurn und golden emporleuchteten, überkam mich die Wunderlichkeit des Lebens und des Ortes, an den mich ein Zufall geführt hatte, wie ein halber Wachtraum, in dem ich doch alles um mich her in seltsamer Deutlichkeit empfand und abklingen ließ. Wahrlich, das kleine Haus, in dem dieser etwas seltsame Freiherr wohnte, war wunderlich genug, wie es so zwischen himmelhohen Mauern gewöhnlicher Miethäuser in einem Garten stand und als Trümmerstück einer erloschenen Zeit einen Rest freier Anmut bewahrte. Ein Blick auf die zahlreichen Küchenbalkone, an deren dünnen Geländerstäben Windeln und schmutzige Wäsche trockneten, und das Geschwätz der Küchenmägde und das Gelärm der Kinder waren allerdings nicht dazu angetan, die Erinnerung in die Zeit zurückzuführen, da hier ein Lusthäuschen neben dem

andern in stillen Gärten stand und lustwandelnde Biedermänner die sonntägliche Kühle des talartigen Flußbettes inmitten ihrer Gemüsebeete genossen. An der Wand eines Hauses gewahrte ich auf einem hölzernen Gerüste eine Kakteenpflanzung, und einzelne Purpursterne und lodernde Zungen auf dem feinen, netzartigen Gewebe der Stacheln verrieten die sorgliche Pflege eines Kenners. Nach einer Weile stummen Schauens bemerkte ich auch die Baronin, die sich mit einem kleinen grünen Gießkännchen an den kostbaren stachlichen Gewächsen zu schaffen machte und zuweilen reglos stehen blieb, um vor sich hinzusinnen. Ich weiß es selbst nicht, warum ich ein seltsames Mitleid mit der Frau empfand, die wie eine Gefangene in dem winzigen Garten auf und ab ging und zuweilen einen Blick nach den leise keimenden Sternen an dem grünlich hellen Abendhimmel warf. – –

Und während mich dies Gefühl eines hellen Wachtraums in seine goldenen Tiefen spann, erschienen mir die abendlichen Laute des Lebens, die über die Dächer daherkamen und in diesem schwülen Hofe wie in einem Brunnenschacht erstarben, als Störung eines Schweigens, das nur auf eine Stimme, seine Stimme lauschte. Und plötzlich stieg sie auf: ein leiser Geigenton von solcher Süße und Zartheit, wie wenn ein Goldgewebe aus Mondenstrahlen unter der Berührung einer zärtlichen Hand aufzuckte und alle Sternenwelten zum Ertönen brächte: ein einzig webendes Getön, in dem jeder Stern in leisem Wandel sein Lied sang, ein weltgewaltiger Geigenton und mehr. Und schnitt nicht da, hauchzart und dunkel wie nächtlicher Samt, ein anderer Ton in dieses Tönen hinein? Und blitzte nicht die Welt? Und waren es nicht die beiden Schwestergeigen aus Cremona, die mehr verkündeten als ein Geigenschicksal, dessen Wesen es in alle Ewigkeiten bleibt, Seelenwunder und Tiefen zu verschwenden und ein ewig Unsagbares aus einer Brust in eine andere zu hauchen? Sie stiegen auf aus Brunnentiefen, wo die Überseele dieser Welt bei den Müttern träumt; sie stürmten auf in heiligem Wettersturm und sanken schmelzend hin auf Rosenbeete, wo der schwere Duft nicht bloß die Stunde sättigt, sondern wie ein Meer hinausglänzt, auf dem die Purpurflotte

der Erinnerungen, Lustbarken, randvoll von Menschenglück, die seidenen Wimpel rauschen läßt und da und dort in Buchten, wo das Spiel der Flut in Tränen seligen Schauens verklingt, sich schaukelt. Wer sagte einst, in der Musik offenbare sich das Wesen dieser Welt? Ich weiß es besser: die Töne, die da in ihrer eigenen Seligkeit vergingen und wie Perlen in ein Purpurmeer der Düfte schmolzen, sind nur ein Sang aus jenem alten Paradiese, das seine ganze Schönheit nur von seligen Seelen trägt. Was soll uns die Musik, die nichts von einem entschwundenen Urglück ewiger Paradiesesgärten zu künden weiß? Die Muschel muß ihr Meer auf einem Berge tönen, und alles, was da atmet, wird einst Friede sein, oder nur ein einzig webendes urseliges Getön. So sah ich einst den Geiger Gott: er reckte seinen Bogen aus und nahm mit seiner Spitze den Sternenschleier weg und zog ihn wie ein Gewebe durch das All, und doch war das Gewebe, in dem Stern um Stern als Ton verging, nur der Brautschleier einer Seele, die ihrer höchsten Stunde wartete – – –

Da rief mich Kunraths Stimme an, und als ich, wie aus einem Nachtwandel auffahrend, in das Gemach trat, in dem gerade das Licht aufflammte, da hörte ich den Major Abel, der sonst nur die Rolle eines stummen Zuhörers in dem Freundeskreise spielte, mit leiser Stimme sagen: »Nun wär ich aber zum Schluß noch für ein Bissel Musik.«

»Auch ich wär für ein lösendes Seelenbad,« scherzte Kunrath. »Wie wär's, wenn wir uns doch einmal an unser Lerchenquartett machten?«

Die Herren griffen nickend zu ihren Instrumenten, die Saiten wurden gestimmt, und bald rauschte der vierstimmige Wohllaut heiterster Meisterschaft aus vollen Saiten in die laue Sommernacht hinaus.

Als ich, eine Stunde später, mit Kunrath dem Isartor zuging und die Erinnerungen des Abends an meinem inneren Aug und Ohr vorübergleiten ließ, konnte ich mich nicht enthalten, das Gespräch auf den alten Freiherrn zu bringen. Ich sagte: »Ich fürchte, ich bin heute als Störenfried in Ihrer Quartettgesellschaft gesessen.«

Kunrath blieb stehen und sah mich über seine Brille hinweg mit seinen kleinen braunen Augen an, ehe er, leicht stotternd, losplatzte: »Bilden Sie sich nur das nicht ein! Ich habe Ihre Anwesenheit gerade heute als sehr wohltuend empfunden –«

»Das versteh ich nicht recht –«

»Sie haben uns zunächst, wenn auch nicht mit Absicht, des Musizierens enthoben, aus dem doch nur eine unerquickliche Sache geworden wäre. Und ich bin sicher, auch unser Freund, der gegenwärtig schwere Tage durchmacht, war Ihnen dankbar dafür, daß Sie in unserer Gesellschaft weilten –. Ich wäre nämlich heute mit ihm zusammengeraten –«

Ich sah den Konservator verständnislos an, der seinen Arm in meinen schob und fortfuhr: »Sie sind da in Familienverhältnisse geraten, von denen ich noch nicht weiß, ob sie sich zu einem Trauerspiel auswachsen oder in eine Komödie münden. Mein alter Freund Nonnenbruch ist ein ausgezeichneter Staatsbürger, ja eine Seele von Mensch; aber er lebt nicht leicht und ist, um es kurz zu sagen, um einige Menschenalter zu spät auf die Welt gekommen –«

Ich nickte und Kunrath blieb wieder stehen: »Haben Sie sich schon einmal überlegt, wie eine Ehe zwischen einem Sohne Don Quijotes und einer Tochter Sancho Pansas ausgefallen wäre, die der gute Meister Rabelais als Pfarrer zusammengegeben hätte?«

Das war nun wieder einer der Scherze Kunraths, der mir übrigens keine Zeit zur Entgegnung ließ und fortfuhr: »Solche Ehen pflege ich manchmal im Geiste zu stiften, wenn ich gerade nichts Besseres zu tun habe, und sie fallen zum mindesten nicht schlimmer aus als die Heiraten, die man am Petersbergl schließt. Doch um auf unsern Freund zu kommen: er kann es nicht verzeihen, daß sich sein Sohn erlaubt, eigene Wege zu gehen. Und noch mehr drückt ihn die Tatsache, daß es die Baronin, als echte Mutter, mit ihrem Sohne hält und seine Lebenspläne billigt. Ich glaube, da könnten wir beide ein gutes Werk tun, wenn wir die Geschichte einrenkten –«

»Ich sehe nicht ein, inwiefern ich etwas zur glücklichen Lösung dieses Familienzwistes beitragen kann.«

»Das werde ich Ihnen gelegentlich auseinandersetzen. Einstweilen bin ich dafür, die Dinge ausreifen zu lassen.«

»Auch der bewußte Familienring scheint da hereinzuspielen?«

»Gewiß. Aber darüber bin ich mir noch nicht im klaren. Es ist merkwürdig, mit welchem Aberglauben manche Menschen an solchen Familienstücken hängen. Bei unserem Freunde gehört eine solche Gemütsverfassung allerdings zu seinem Wesen: er glaubt, daß solche Dinge im Lauf der Zeit mit Seelenkraft durchtränkt werden und als Mittler gewisser Schicksale zwischen den lebendigen und toten Dingen schweben –. Sein Sohn Hans steht dieser Anschauung, die sich für den Sprossen eines alten Geschlechts ja nicht übel schickt, mit leichterem Gemüte gegenüber. Aber Sie kennen ihn ja kaum.«

»Ich habe ihn einmal gesehen und er hat einen — wie soll ich sagen? — einen unsicheren, schwankenden Eindruck gemacht.«

»Das begreife ich sehr gut. Ich kenne Hans Nonnenbruch von Jugend auf; aber ich bin mir noch nicht im klaren, ob da eine alte Familienbegabung unter neuen Verhältnissen ans Licht will und ihren Träger zu einem Glücklichen macht, in dem Wollen und Vollbringen eines sind, oder ob da das unruhige Gespenst eines Ahnherrn in die Zeit tritt und sein Recht auf neues Leben fordert. Die Gespenster sind zwar vor der Helle der neueren Welt in ihr graues Reich zurückgewichen; aber viele Menschen und Zeitgenossen tragen ihre Gespenster in sich –«

»Man nennt sie manchmal Idealisten,« warf ich ein.

»Das tun nur ihresgleichen. Sehen Sie, solche Menschen wie Hans wirken manchmal abstoßend, und manchmal bezaubernd, wie alle Naturen, denen die tragische Last des Selbstopfers um eines Werkes oder eines Gedankens willen auf den Schultern liegt. Wenn solche Naturen oft noch die Sonne der Schöpfer in der Seele tragen, geht ein Reiz von ihnen aus, dem kein Unbefangener und vor allem kein Weib widerstehen kann; aber an diesem sieghaften Zauber fehlt es unserm Freunde Hans, und deshalb weiß ich noch nicht, ob wir vor einer Tragödie oder einem Scherzspiel des Schicksals stehen. Wenn Sie

gestatten, hole ich Sie an einem der nächsten Tage zu einem Besuch in dem kleinen Isarwinkel ab, in den sich Hans eingesponnen hat: ich habe ihn, nicht ohne einige Mühe, ausfindig gemacht und möchte mit eigenen Augen sehen, wie er sein Leben angepackt und eingerichtet hat. Er ist, was man auch sonst sagen möge, eine reinliche Natur, und dies gibt mir auch die Gewähr, daß er nicht in die Dschungeln des Grenzlandes geraten ist, wo Schlangen und anderes Ungeziefer brüten. – Doch da sind wir vor meinem alten Weinsümpfchen angelangt, in das ich Sie heut nicht einlade: denn wir trinken heut nacht ein Sumpfhuhn hinweg, und das muß im geschlossenen Freundeskreise geschehen.«



Viertes Buch: Der Ring



Es dauerte indessen ziemlich lange, bis sich Kunrath bei mir sehen ließ, und als er, an einem verschleierten Julinachmittage, erschien, zeigte mir sein mürrisches Gesicht, daß er mit einer Sorge kam. Ich hütete mich indessen, sofort nach dem Zweck seines späten Besuches zu fragen, sondern geleitete den Schweigsamen in den Garten, wo gerade die letzten Sommerrosen auf den Beeten verblühten.

Ernsthaft wie ein Gesandter, der ein unruhiges Reich vertritt, umwandelte er das größte der Beete, dessen Farben vor dem Hintergrunde alter Bäume in doppelt satter Pracht glühten. Wenn er eine welkende Rose bemerkte, hob er den Fuß und berührte mit der Spitze seines Schuhs leicht den Zweig, an dem sie saß, so daß ein leichtes Geriesel reifer Kelchblätter auf die sommerlich duftende Erde niederging.

»Wissen Sie auch, daß die Sterne zittern, wenn ich diesen Rosenstengel anrühre?« fragte Kunrath endlich, indem er nach seiner Gewohnheit die Lippen verschob, wie wenn er im Begriffe stehe, etwas Köstliches zu kosten.

Nun wußte ich, daß der Freund seinen übersinnlichen Tag hatte, und bemerkte scherzend: »Um das zu fühlen, muß man eine Überseele haben.«

»Die haben wir alle. Wir wissen es nur nicht.«

»Wenn ich im Besitze eines solchen kosmischen Organs wäre, wüßte ich vielleicht, was mir das Vergnügen Ihres Besuches verschafft.«

Kunrath zwinkerte mit seinen rehbraunen Augen und blickte in die Höhe, wo sich die Schwalben jagten und winzige Flockenwölkchen durch die selige Bläue des Sommertages zogen; dann fragte er: »Kakteen züchten Sie nicht?«

Ich mußte diese Frage verneinen, und Kunrath fuhr fort: »Unser alter Freund Themistokles Nonnenbruch pflegt im Grunde seines Herzens die braven Mitteleuropäer in zwei Haufen oder Menschensorten einzuteilen: in solche, die ein Verhältnis zu den Kakteen, und in solche, die keines zu diesen höchst symbolischen Pflanzen haben. Und damit ist auch die ganze Weltanschauung verknüpft, deren Grundpfeiler Sie kennen

lernen werden, wenn er Sie erst einer Belehrung über seine stacheligen Pfleglinge würdigt.«

»Ich glaube schon einen Vorgeschmack davon bekommen zu haben.«

»Meinen Sie, weil er Ihnen seine Ansichten über den altitalienischen Geigenlack anvertraut hat? Aber des Menschen Seele ist ein Wald, in dem allerlei seltsames Getier und auch das fabelhafte Einhorn haust, das im Zustand der Rappelköpfigkeit mit seinem gewundenen Gewaffen alles niederstößt, was ihm in den Weg tritt –«

Wir waren inzwischen in den Schatten einiger alter Ulmen getreten und gingen nun auf den gewundenen Gartenwegen auf und ab, wo sich im zitternden Laubdunkel das satte Leben und Weben des sommerlichen Lichtes mit seinen stummen Spielen entfaltete. Überall, wo ein Sonnenstrahl scharf und feurig in das atmende Helldunkel hereinschnitt, glühte eine geheimnisvolle Welt auf und erfüllte die grüngoldenen Wirrnisse der Zweige mit märchenhaftem Gefunkel. Wenn ein Fleck des webenden Lichtes an einem Stamm emporklomm, leuchteten die haarfeinen Härchen der alten Moose wie eitel Gold, und traumhaft, wie im Banne unnennbaren Lauschens, regten mächtige Farne ihre feingefiederten Wedel dazwischen. Auf den samtgrünen Rasenflächen aber lag ein traumhaft leises Summen, und wenn eine verflogene Biene oder eine blaue Fliege darüber hinweg zuckte, war es, als rege sich, für einen Augenblick, das tönende Gewebe wie ein unsichtbarer Schleier, um wieder in seine selige Eintönigkeit zu versinken. An einem Fliederbusche, dessen Blätter schon zusammengerollt waren, hatte eine Spinne ihr Netz aufgehängt und saß nun, auf Beute lauernd, am Rande des feinen grauen Strahlgewebes, dessen Seitenfäden das Wunderwerk der leichten Falle stützend strafften. Vor diesem schwankenden Gespinnste blieb Kunrath ein Weilchen schweigend stehen; dann bückte er sich plötzlich, griff nach einem schwarzen Käferchen, das just den Weg überquerte, und hing es behutsam an die Außenfäden des Netzes. Wie ein Pfeil fuhr die Spinne auf diese unerwartete Beute los, umwand das zappelnde Insekt im Handumdrehen mit einem Gebinde feinster

Fäden und ließ endlich das wohlverschnürte Opferbündel zu späterem Gebrauche am Rande ihres Netzes hängen, worauf sie sich eiligst in den Mittelpunkt zurückzog, um den sonnigen Tag weiter zu nützen, indem sie auf weitere Opfer lauerte.

»Wer das sieht, ist verpflichtet, Augenblicksphilosoph zu werden,« sagte Kunrath, nachdem das kleine Trauerspiel zu Ende war. »Aber nun will ich Ihnen noch was zeigen: Sehen Sie da, am Rand des schwebendes Gewebes, den starken Faden? Ich nenne ihn stark, weil die Spinnen ihre anderen Fäden, deren stärkste sich aus etwa zweihundert Einzelfäden zusammensetzen, dünner spinnen. Dieser Ansatz ist nichts anderes als eine Art Glockenzug, den ein Liebhaber benutzen mag, wenn ihn die Lust anwandelt, das lauernde Spinnenweibchen zu einem Liebesspiel einzuladen –«

»Das manchmal tragisch ausgeht –«

»Sie meinen, weil der Liebesknecht Gefahr läuft, von seiner Dame aufgefressen oder ausgesogen zu werden? Was übrigens auch bei den Menschen vorkommen soll, weshalb ich mir erlaube, die Spinne ein symbolisches Tier zu nennen. Das ist übrigens ein ganz reizendes Spiel, das sich da abspielt: der Liebhaber läutet, das Weibchen geht, zierlich und ernst wie eine Spinnenfee, die, als echtes Weibchen weiß, was sie wert ist, dem sinnlich-übersinnlichen Herrn entgegen, und der Faden, auf dem sich das Brautpaar begegnet, ist eine wahre Seufzerbrücke, auf der es nun, wie bei einer Shakespeareschen oder auf einer Bauernhochzeit, hoch hergeht. Freilich droht dem Bräutigam, wie gesagt, Gefahr, als Nachschüssel dieses Festes an Ort und Stelle verspeist zu werden, wenn er nach dem Liebesfest nicht schleunigst ausreißt, was nicht immer gelingt: denn die Frau Spinne ist, wie alles Weibliche, flink im Zugreifen. Ich sag es immer, die Menschen können allerlei von den Spinnen lernen –«

»Sie wollen doch dieses Spinnenbeispiel nicht zur Nachahmung empfehlen?«

»Manchmal könnte einem schon die Lust dazu anwandeln. Es ist ein Jammer auf der Welt! Aber diese fettgefressene Spinne, der nun ein hübscher Bissen in Sehweite hängt, kennt wenigstens keine Feinheiten in der Tortur ihrer Opfer; die

große Weltspinne aber, in deren Netz wir Menschen zappeln, treibt die Kunst des Opferfangs auf ganz andere Weise: ihre Fäden sind unsichtbar, und nur ihr Herren Dichter meint, es sei ein Netz aus Strahlen, das ein seliger Webergott gewoben, um schamhafte Seelen in gewissen Augenblicken dreinzuhüllen. Von andern irdischen Spinnen will ich gar nicht reden, obwohl sie sogar die Kunst verstehen, ihr Netz aus dem Strahl eines Lächelns zu weben.«

»Ich nehme an, daß Sie den weiten Weg zu mir heraus nicht gemacht haben, um mir das zu sagen,« entgegnete ich.

»Nein. Ich sehe, daß Sie neugierig sind und will Sie nicht länger hinhalten: Wir zwei sollen Schicksal spielen.«

»Ich verstehe nicht –«

»Wenn mir etwas auf der Welt verhaßt ist, so ist es die Sucht der Menschen, den natürlichen Lauf der Dinge zu hemmen und dem Bächlein ihres eigenen oder fremden Schicksals ein besonderes Bett graben zu wollen, das natürlich ein ausgemachtes Paradieschen wässern soll. Sie kennen zwar unsern scharmanten Baron, den geborenen Eigenbrötler und Prinzipienreiter, Geigenlackkocher und Kakteenzüchter Themistokles von Nonnenbruch noch nicht sehr lange; aber Sie werden schon bemerkt haben, daß es nicht immer leicht ist, mit ihm Kirschen zu essen. Wehe dem, der es sich herausnähme, seiner hochadeligen Herrlichkeit zu nahe zu treten! Seitdem sich sein Sohn erlaubt, in die Fußstapfen seines Erzeugers zu treten und seinen eigenen Kopf aufzusetzen, ist der Teufel in dem muffigen Gartenhause los, wo man nie einen gesunden Atemzug tun kann und selbst die bescheidensten Armeleutkakteen nicht recht fortkommen wollen. Unser lieber Baron speit Gift und Galle und vergißt manchmal sogar, ein neues Pfännchen mit verbessertem Lack auf ein antikes Dreifüßchen zu setzen. Und warum? Weil der gute Hans meint, er müsse sich die Hörner auf eigene Gefahr ablaufen! Eine solche Gesinnung verträgt unser Freund und Freiherr Themistokles nicht, obwohl die Welt nicht untergeht, wenn ein armer Baron, wie sie, leider Gottes, zu Dutzenden in unserer gründlich verbürgerten Welt herumlaufen, den Versuch macht, sich zeitgemäß durchzubringen.«

»Ich darf mir kein Urteil in dieser Angelegenheit erlauben. Ich bin ein reiner Zuschauer –«

»Ich wollt, ich wär es auch. Ich habe mir, als alter Freund des Hauses Nonnenbruch, meinen Reim auf dieses Verhalten zu machen gesucht, und bin mir auch vollständig im klaren über die Sprünge dieser freiherrlichen Natur: im Grunde fühlt mein alter Freund Themistokles recht wohl, daß er selbst zu den Entwurzelten dieser Welt gehört. Daß er sein Erbgut Schüpf – es war kein Fürstensitz – nicht zu verhalten verstand, wissen Sie ja wohl, und der Umstand, daß einst der sarmatische Geigenfreund Fürst Pussupoff dem besten Cremoneser Geigenlack auf der Spur war, genügt doch nicht, um ein ziel- und sternloses Leben mit Gehalt zu erfüllen. Und das bißchen Geigen tut es auch nicht, von den Kakteen, die aus der Tertiärzeit stammen, gar nicht zu reden. Der Freiherr von Nonnenbruch fühlt im Innern seiner Seele klar und deutlich, daß er als Edelbauer auf ein Landgut gehört: denn Adel ohne Landbesitz ist ein Unding und macht den Träger seines Titels lächerlich. Ich bitte Sie: wenn der Herr Geheime Kommerzienrat Bierdimpfl in die Adelsmatrikel eingetragen wird, dann lachen die Engel und Wappenzeichner aus einem Mund. Der Adel ist eine historische Erinnerung –«

Ich konnte mich nicht enthalten, die spöttische Bemerkung hinzuwerfen: »Seine Aufgabe ist, der Mitwelt zu zeigen, daß man in Schönheit leben –«

»– und in Schulden sterben kann! An Ihrer Bemerkung erkenne ich den Schalk oder – den Dichter. Es hat aber noch kein Geschlecht gegeben, das nur in Schönheit leben konnte, und wenn eine Kaste, wie auf dem zweiten Olymp, im alten Frankreich, den halbwegs gelungenen Versuch machte, so mußte sie schaudernd erleben, daß am Ende dieses ewigen Festes der Henker stand und mit den Gästen auch die unsterblichen Überlieferungen köpfte. Gottes Zechen sind fürchterlich!«

»Aber dafür sind die Feste herrlich!«

»Nun schicken Sie aber den Dichter heim! Wir müssen heute unsern Verstand zur Hand haben: denn eigentlich habe ich die Absicht, Sie auf eine Brautschau mitzunehmen.«

»Wieso?«

»Ja, der eigentliche Groll des Freiherrn Themistokles von Nonnenbruch rührt daher, daß sein Sohn Hans meint, er könne seine Streiche oder Ausflüge ins Grenzland nicht allein machen, sondern brauche dazu die Gesellschaft eines hübschen Weibchens –. Und da der Herr Papa glaubt, er allein habe das Recht und die Fähigkeit, eine würdige Stammesmutter für seinen einzigen Herrn Sohn ausfindig zu machen und auf Herz und Nieren zu prüfen, ist nun doppelt Feuer unter dem Dach –«

»Und die Freifrau?«

»Hat sich auf die Seite ihres Sohnes geschlagen! Und sie ist es ja eigentlich, die mich gebeten hat, die Höhle, in der ihr Liebling Hans mit seinem Freunde Schwepfinger haust, mit den kritischen Augen eines älteren Hausfreundes in Augenschein zu nehmen und wahrheitsgetreuen Bericht zu erstatten. Die Frau Baronin ist, wie alle Frauen in Liebessachen, eine Realistin! Und im Grunde sind dies die Mütter der Menschen alle, weil sie, von Haus aus, darauf angewiesen sind, daß auf dieser Welt weitergeliebt und weitergeheiratet wird –«

Wir machten uns auf den Weg. Unterhalb des uralten Bogenhauser Pfarrhofes waren drei Arbeiter damit beschäftigt, die baufällig gewordene Brunnenstube über der mächtigsten Quelle der Gegend abzubrechen, deren kristallklares Wasser in mächtigem Schwall unter einer saftstrotzenden Goldweide zutage trat und in einem gewundenen Bache davonströmte.

»Es wäre lustig, wenn dieses Wasser, dem wir im Herzogpark wieder begegnen werden, an der Schmiede unseres Freundes vorbeiflösse oder gar ein Werklein triebe,« sagte ich zu meinem Begleiter, der stehen blieb und nachdenklich in die helle Sturzflut der Quelle blickte. Allein Kunrath war nicht aus seiner Ruhe zu bringen: er bückte sich, um von dem herrlichen Wasser mit der hohlen Hand zu schöpfen und zu trinken, und ging hierauf schweigend voran.

Als der umbuschte Fußpfad bei Oberföhring wieder an den Steilrand der Flußtalsohle herantrat, vernahmen wir in der reglosen Sommerluft den leisen Schall von Hämmern, und als wir, nach einer Viertelstunde weitern Schlenderns, am

Rande des von Steilhalden umgebenen Halbkreises standen, in dem das alte Wallfahrtskirchlein Sankt Emeran unter Landhäusern und Gehöften liegt, klang der Schall aus nächster Nähe. Wir stiegen also, immer dem Schalle folgend, an der feuchtschattigen Kieshalde, aus der ein klares Quellchen neben dem andern sickerte, empor und gelangten oben auf der Höhe vor ein Bauernhaus, das frisch geweißt in einem ungemähten Grasgarten lag und mit seinem Giebel auf die dunkelgrünen Erlenwaldungen der Talniederung hinabblickte. Wache haltend wie ein Märchenbär stand ein glänzend schwarzer Neufundländer an dem unverriegelten Holzgitterpförtchen, das einen nicht allzubreiten bäuerlichen Ziergarten abschloß, in dessen Mitte ein dünnes Springbrünnlein aus einem Kreisbeete hochstämmiger Rosen emporperlte. Die kleinen, grün gerahmten Fenster des breit hingestellten Bauernhauses waren dicht von Reben umsponnen, deren Ranken auch den Giebel erkletterten und einen hölzernen Altan umschatteten, der um das ganze Obergeschoß des Hauses herumlief.

Der Schall der Hämmer hatte aufgehört. Wir waren, da sich kein Mensch bemerkbar machte, im Begriffe, das Haus zu betreten, als wir in der Tiefe des Grasgartens eine Frauengestalt gewahrten, die auf einer Holzbank saß und, leise vor sich hinsummend, einen weißen Kinderwagen aus Weidengeflecht hin und her schob. Sie erhob sich, als sie uns bemerkte, ging auf uns zu und fragte nach unserm Begehr.

Kunrath zwinkerte die Herzutretende an und fragte: »Macht der Herr Baron solchen Lärm?«

Die junge Frau schüttelte lächelnd den Kopf, und Kunrath bat sie, dem Freiherrn Hans den Besuch zweier Freunde zu melden. Während der schwarze Märchenbär an den Kinderwagen trat, um vergnügt wedelnd Wache zu halten, ging die junge Mutter mit dem wiegenden Schritt einer Bäuerin auf die Scheuer zu, aus der nun wieder der helle Schall von Schmiedhämmern aufklang. Sie trug das Sonntagsgewand einer unterfränkischen Bauersfrau: einen schwarzseidenen, vielgefälteten Rock mit einer lilaseidenen Schürze, ein gesticktes Brusttuch und dazu einen altmodischen schmucklosen Florentiner

Hut, von dem zwei blaßblaue Bänder auf ihren Nacken hinabflossen. Wir betraten inzwischen den Grasgarten und blieben vor einem Haufen verrosteter Eisengeräte stehen, die unweit der Haustüre, auf einem Haufen beisammen lagen: es gab da ein paar schmiedeeiserne Balkone von feinster Arbeit zu sehen, die meine Phantasie reizten, sie mit den schönsten Frauenbildern oder einem brennenden Blumenflor zu füllen, und daneben standen, auf einem Bündel neuen Stabeisens, ein paar alte verbeulte Laternen, deren Wände und Dächer die geschickteste Werkmannshand offenbarten.

»Josef, es ist jemand da,« rief inzwischen die junge Frau in die zur Schmiede gewordene Scheune des Anwesens hinein, und sofort kam ein stark untersetzter bärtiger Mann in einem mächtigen Schurzfell, mit einem Lederkäppchen auf dem schwarzen Haar und einem kleinen Hammer in der Hand, auf uns zu und bot Kunrath, den er offenbar kannte, die Hand zum Gruße: »Wie geht's?« fragte er in unverfälschter unterfränkischer Mundart. »Es ist schön, daß Sie uns auch einmal beehren. Aber die Herren möchten wohl den Herrn Baron sprechen? Meine Frau wird Ihnen den Weg zeigen –«

Die Schmiedin geleitete uns nun über einen schmalen Flur, in dem eine Kokosmatte als Läufer lag, in die frühere Wohnstube des Bauernhauses, wo zwischen den Vorderfenstern ein schmaler Tisch voller Zeichnungen stand, an dessen oberem Schmalende eine Blondine in einer grauen Malschürze saß und uns Eintretenden mit erhobenem Kopf entgegensah. Neben ihr stand, mit einem Lineal in der Hand, Hans Nonnenbruch, über dessen Gesicht eine Röte des Unmuts flog, als er auf uns zukam, um uns die Hand zu reichen. Ich merkte es dem jungen Manne an, daß ihm unser Besuch nicht gerade gelegen kam.

»Sie sehen mich im Arbeitskittel,« sagte er, und fügte nach kleiner Pause hinzu: »Darf ich die Herren mit meiner Braut bekannt machen? Fräulein Gertrud Wendling. – Die Herren kennst du ja dem Namen nach – –«

Kunrath nahm die Hand der jungen Dame in die seine und blickte ihr, ohne sie fahren zu lassen, lange in die Augen; dann erst kam Leben in seine Züge, und seine Stimme klang beinah

zärtlich, als er sagte: »Ich weiß nicht, liebes Fräulein, ob wir als Glücksboten kommen; aber ich weiß, daß wir beim Glück zu Gaste sind.«

»Berufen Sie's nicht, Herr Doktor,« sagte Gertrud Wendling mit einer Stimme, die mir nur etwas zu tief für ihr helles Wesen erschien. Ich konnte, während sie mit Kunrath sprach, ihre Erscheinung mit Muße betrachten: niemals in meinem Leben, so mußte ich mir sagen, hatte ich ein schöneres Blondhaar gesehen; die schwere seidige Fülle war etwas in die breite klare Stirn hereingewachsen und schmiegte sich in schönen natürlichen Wellen an den Kopf, dessen Züge nicht, wie bei so vielen Blonden, puppenartig rosig wirkten, sondern die feinste Modellierung zeigten. Ich entsann mich unserer ersten Begegnung, im Hofe des Miethauses an der Zweibrückenstraße, und auch sie schien sich, als sich unsere Blicke trafen, dieses Zusammentreffens zu erinnern; denn ein leichter Hauch der zartesten Röte stieg an ihren Wangen bis in die Schläfen empor und erfüllte das klare Gesicht mit innerem Leben. Wie sie so dastand, erschien sie mir als eine zartere Tochter aus dem gleichen Geschlecht, dem auch die junge Frau des Schmiedes angehörte, deren leises Singen aus dem Garten her in unser Gespräch hereinklang.

»Ich habe eine Botschaft auszurichten,« sagte Kunrath endlich.

»Vielleicht machen wir das im Freien ab,« entgegnete der junge Freiherr; es war ihm offenbar darum zu tun, die Angelegenheit, die uns daherführte, unter vier Augen zu bereden, und zu seiner Braut gewandt, bemerkte er: »Du bist indessen so liebenswürdig, dem Herrn Gesellschaft zu leisten.«

Die beiden Herren gingen in den Garten, wo sie, wie ich durch das Fenster bemerkte, vor einer Bank stehen blieben. Gertrud blickte mit einem leichten Lächeln der Verlegenheit zu mir auf. Ich fragte: »Sie haben sich da ein reizendes Plätzchen ausgesucht –«

»Das Haus gehört dem Herrn Schwepfinger, der die Gegend von früher her kennt. Hans und ich haben ihm geraten, das Anwesen nicht fahren zu lassen. Mir gefällt es sehr gut da unten, und da dieses Haus doch zu klein für zwei Familien ist,

haben Hans und ich vorgestern das Bauernhaus da drüben gekauft. Das erste Geld, das wir verdienen, werden wir freilich in den Bau hineinstecken müssen; denn er ist in sehr mißlichem Zustand –«

»Das Bauen wird Ihnen viel Freude machen.«

»Freude und Ärger.«

Ich war an den Zeichentisch herangetreten, auf dem, neben einem Reißbrett, ein zierliches Laternchen aus getriebenem Eisen stand.

»Das hab ich gestern im Nationalmuseum kopiert,« bemerkte Gertrud, indem sie mit dem Stifte in der Hand über das aufgespannte Blatt fuhr. »Herr Schwepfinger hat mich darauf aufmerksam gemacht. Es ist da allerlei zu holen –«

»Haben Sie denn auch Abnehmer für solche Arbeiten?« fragte ich.

»Es geht langsam, aber es geht. Ich bin auch gar nicht für eine Überhetzung. Herr Schwepfinger, ja, der möchte gleich als Großunternehmer beginnen; aber ich habe ihm das ausgeredet. Er ist ein tüchtiger Arbeiter, ja ein Künstler oder Edelschmied, wie er sich gerne nennen hört; aber es fehlt ihm an Ideen und da ergänzt ihn Hans auf das Glücklichste. Ich geb auch mein biß'l Senf dazu, und so wird die Sache schon gehen –«

Die Klarheit, mit der da ein junges Frauengemüt ein ganzes Leben für sich und andere aufbaute, gefiel mir nicht schlecht. Doch ehe Gertrud weiter sprach, bemerkte ich, daß eine helle Purpurröte an ihren Wangen emporstieg, die ich mir als Scham vor einem Geständnis deutete, das vielleicht als Eitelkeit ausgelegt werden konnte.

»Sie müssen nicht denken, daß ich die Sache zu leicht nehme,« fuhr sie fort. »Ich habe keine leichte Jugend gehabt und neige eher dazu, das Leben und die Dinge schwer zu nehmen; aber wenn man etwas erreichen will, muß man schon mit einer gewissen Blindheit gesegnet sein. Und dann hab ich noch ganz andere Pläne. Hans hat mich jüngst mit einem Schmuckstück überrascht, das mich auf allerlei Gedanken gebracht hat: später, wenn das Geschäft im Gang ist, eröffnen wir vielleicht eine Werkstätte für Schmucksachen –«. Sie senkte ihren Blick, und

ich bemerkte, daß er auf einen Ring an ihrer Linken fiel, in dem ich, nach der Schilderung Volkarts, den Familienring der Familie Nonnenbruch erkannte.

In diesem Augenblick betraten Hans und Kunrath wieder den Raum; der junge Freiherr trat an den Tisch heran und sagte mit einer Stimme, in der eine deutliche Erregung nachzitterte: »Meine Braut ist zur Zeit unsere beste Gehilfin –«

»Du sollst mich nicht loben, Hans,« sagte Gertrud, mit strahlenden Augen, indem sie verstohlen seine Hand ergriff, um sie für einen Augenblick festzuhalten.

Ehe Hans seinen Lobgesang wieder beginnen konnte, war auch Josef Schwepfinger eingetreten. »Ich bitt um Entschuldigung, daß ich die Herrschaften störe,« sagte er, worauf er sich an Hans wandte: »Unser Michl will zwei Tage Urlaub. Ich glaube, er geht auf die Brautschau. Du hast doch nichts dagegen?«

Hans nickte, und Schwepfinger fuhr fort: »Wollen die Herren bei dem schönen Wetter nicht lieber in unsern Garten kommen? In die Schmiede kann ich sie leider nicht einladen: es ist noch alles unfertig, und eine Schlamperei mag ich net zeigen.«

Wir betraten den Garten, wo die Frau des Kunstschmiedes gerade im Begriffe stand, hochfüßige Weißweingläser und eine gefüllte Kanne auf einen weißgedeckten Tisch zu stellen.

Joseph Schwepfinger sagte: »Meine Frau haben Sie schon gesehen. Die Herren trinken doch ein Glas Wein? Keinen Johannisberger, aber einen Landsmann aus meiner Heimat, der mir lieber ist als all das Gepantsch mit den schönen Etiketten.«

Gegen gewisse Stammesgenossen hab ich nichts,« bemerkte Kunrath, indem er das funkelnde Glas mit dem goldgelben Wein in die Höhe hob und dann seine Blicke auf der untersetzten Gestalt des Schmieds verweilen ließ.

»So setz dich doch, Anna,« sagte Schwepfinger zu seiner Frau, die abseits stehengeblieben war; doch die junge Mutter sagte errötend, daß sie im Haus zu tun habe, und Gertrud erklärte, daß sie ihre Blumen spritzen und gießen müsse.

Als die beiden Frauen verschwunden waren und wir Männer allein am Tische saßen, fragte Kunrath den Meister Schwepfinger: »Wie sind Sie denn auf den Gedanken gekommen, sich mit unserm Hans da unten als Schmied aufzutun?«

Ein Schimmer selbstbewußter Zufriedenheit legte sich auf das Gesicht des Schmieds, als er entgegnete: »Das hat sich eigentlich ganz von selbst gemacht. Eines Tages hab ich mir gesagt: Warum sollen die Menschen nicht auch Geschmack an Dingen kriegen, die nicht zu teuer und doch schön sind? Billig und schlecht war lang genug das Feldgeschrei der Herren Unternehmer, denen bei ihren glatten Geschäftchen nie der Gedanke kam, daß der Mensch auch ein Gemüt hat! Mit solchen Gedanken hab ich für mich zu schmieden angefangen.«

»Na, übertreib nicht, Sepp,« sagte Hans, der sein Glas unberührt stehen ließ. »Du hast einen hübschen Weg hinter dir, und eigentlich könntest du den Herren einmal erzählen, wie du auf dem ungewöhnlichen Umweg über das uralte Märchenland „Atlantis" an mich und an den Amboß da drin geraten bist. Er hat es nämlich dick hinter den Ohren –«

Der Schmied fühlte sich durch diese Behauptung offenbar geschmeichelt; er rief »Prost die Gesellschaft!« ließ seinen braunen Bart mit dem Behagen eines Mannes, der mehr weiß als alle anderen, durch seine rechte Hand gleiten und sah einen Augenblick vor sich hin. –

»Ja, man hat auch in die Welt geguckt,« sagte Joseph Schwepfinger zwinkernd; »und manchmal, wenn ich mein vergangenes Leben überdenke, kommt mir's wahrhaftigen Gott vor, als hätte ein verflucht geschickter Schmied die Hand dabei im Spiel; denn wenn ich manchmal ein recht bockiges Seitensprünglein gemacht hab, immer ist etwas dazwischen gekommen und hat mich an den Amboß zurückgeführt. Schmied bin ich, Schmied war ich, und Schmied werd ich und muß ich bleiben, in saecula saeculorum. Amen. Also:

Die Herren müssen zunächst wissen, daß ich aus einer alten Schmiedsfamilie stamme: die Schwepfinger saßen seit Jahrhunderten auf der Wöpfinger Höhe, nicht weit von dem berühmten Wallfahrtsort Walldüren, und übten das Gewerbe eines

Hufschmieds, das zu den Zeiten, da die alte Reichsstraße von Heidelberg nach Würzburg noch viel befahren wurde, Hunderte von Menschen in den großen Dörfern am Wege ernährte. Ich kenne die Wagenzüge, die damals, tagaus tagein, von dem Rhein und Main her nach Osten und Westen zogen, nur aus den Schilderungen meines Großvaters; denn in meiner Jugend war es schon längst still geworden auf der alten Reichsstraße, und mein Vater hatte alle Zeit, hinter dem Tisch zu hocken und in den merkwürdigen Doktorbüchern zu studieren, die zu unserer Hufschmiede gehörten. Die frühern Schwepfinger hatten ihre freie Zeit in anderer Weise verwendet: wenn in schneereichen Wintermonaten der Verkehr etwas abflaute oder auf Schlitten vor sich ging, pflegten sie Wirtshausschilde, Balkone und kunstvolle Torgitter zu machen, die viele Liebhaber fanden. Noch heute gibt es im Odenwald und im Taubergrund in Kirchen und an Wirtshäusern die prachtvollsten Arbeiten, die aus der Schmiede der Schwepfinger stammen, und als ich vor zwei Jahren nach langer Zeit wieder einmal in meiner Heimat war, um eine kleine Erbschaft zu erheben, kaufte ich alles zusammen, was ich nur kriegen konnte, um doch ein paar Erbstücke der Familie zu besitzen. Das Wirtshausschild und das Balkongitter, die Sie da drüben vor der Scheuer liegen sehen, stammen von meinem Urgroßvater Hannes Schwepfinger her, und wenn ich sie betrachte, frag ich mich, ob ein einziger Schmied in München zur Zeit imstand wär, eine solche Feinarbeit zu liefern wie der Dorfschmied, von dem ich nur den Namen weiß.

Die Schwepfinger galten aber seit alter Zeit nicht nur als tüchtige Schmiede, sondern auch als Wunderdoktoren, und ich entsinne mich aus meiner Kindheit noch recht gut der zahlreichen Kranken, die Sonntags, nach dem Hochamt, scheu und verlegen zu meinem Vater kamen, um ein Sympathiemittel zu erbitten. Besonders im Wegkurieren von Warzen war er Meister, und noch heute seh ich ihn vor mir, wie er langsamen Schrittes auf das irdene Töpfchen mit Igelfett auf einem Wandbrett in seiner Schlafkammer zuging, um ihm die nötige Gabe zu entnehmen. Wer seine Warzen los werden wollte, mußte den Auswuchs mit diesem kostbaren Fett einreiben und dann, bei auf-

gehendem Vollmond, drei Haare unter einer Bachweide vergraben und dabei nach Osten gucken, aus dem ja, wie ich später, als die Bildung über mich kam, von einem Freund erfuhr, alles Heil kommen soll. Meine Mutter, die aus einem wohlhabenden Bauernhaus stammte, sah das Herbeiströmen dieser Männlein und Weiblein, die an den unglaublichsten Krankheiten litten, nicht mit freundlichen Augen. Anfangs setzte sie den Sonntagsbesuchern nach alter Bauernsitte noch ein Glas Wein vor; aber später stand sie bei den Verordnungen sozusagen Wache und sorgte dafür, daß die Leute, von denen die meisten nur Schmutz und wenig Geld ins Haus trugen, bald wieder aus der alten Schmiedsstube hinauskamen.

Als ich zur Welt kam, hielt mein Vater schon lang keinen Gesellen mehr, weil es nicht allzuviel mehr zu tun gab; denn mit dem Beschlagen der Bauernpferde und Wagenräder wurde er ohne Plag allein fertig. Ich selbst mußte allerdings als zehnjähriges Büble schon das Schurzfell anziehen und den Blasbalg treten, und bald bekam ich auch einen Hammer in die Hand, dessen Stiel fast länger war als mein unsterblicher Adam. Obwohl mich meine Mutter mit allen guten und fetten Dingen fütterte, die einer Bäuerin zu Gebote stehen, wollte ich nicht wachsen, sondern blieb ein rechter Knirps; dazu sah mein Bauernbubengesicht frühreif oder alt aus, und wenn ich hinter dem Amboß stand, konnten mich die Kunden für das Miniaturstück eines Mannes halten. Ich lachte auch als Kind ganz selten, und dieses ernste Gehaben, das mich nie verließ, ob ich nun einen Nagel spitzte oder den Fuß eines Pferdes hob, war das Entzücken der Fuhrknechte, die mir immer, wenn ich so herrgottsmäßig ernst vor ihnen stand, ihre Schnapsflasche oder ihre Dosen aus Birkenrinde boten und aus dem Gejuchze nicht herauskamen, wenn meine Mutter scheltend herzueilte, um mich vor solchen Genüssen zu bewahren.

Wir Schwepfinger sind übrigens von Haus aus ein verteufelt unruhiges Geschlecht; denn es kam nie vor, daß zwei Söhne mitsammen auf der Schmiede sitzen blieben: sobald sie das Handwerk konnten, zogen sie auf der Reichsstraße nach Osten oder Westen davon, und der Gedanke, daß Schwepfingerblut

in allen Winkeln des Reichs und drüber hinaus sitzen muß, kommt mir oft, wenn ich meinen Grillen den Lauf lasse, wie ein guter Spaß vor, den sich unser Herrgott mit uns und der Welt geleistet hat. Von meinem Alten, der sehr wenig sprach und überhaupt recht sauer in die Welt guckte, hab auch ich leider Gottes meinen Hang zum Sinnieren geerbt. Ich entsinne mich, daß mein Vater beim Schmieden oft den Arm erhoben hielt, ohne den Hammer fallen zu lassen, obwohl ein glühend Stück Eisen auf dem Amboß lag. Von solcher Macht waren die Gedanken, die ihn zuweilen beschlichen. Diese Luftguckerei war auch im Grund daran schuld, daß es mit unseren Verhältnissen ständig rückwärts ging, und wenn die Schmiede nicht in früherer Zeit ein wahres Goldgrüble gewesen wär, hätte schon mein Vater das Gütlein, von dem wir lebten, verkaufen müssen. Meine Mutter hatte an der Schmiederei überhaupt keine rechte Freud, und da sie einen ledigen Bruder besaß, der auf einem schönen Hof saß, hoffte sie in mir einen rechten Hofbauern heranzuziehen; allein diese Hoffnung wurde rasch zu Wasser, als der ledige Onkel, ein filziger alter Kracher, mit sechzig Jahren eine zwanzigjährige Dienstmagd heiratete und, ohne Zwischenpausen, sechs Söhne nacheinander in die Welt setzte.

Als ich zwölf Jahre alt war, hielt eines Tages ein blitzblanker Landauer vor unserer Schmiede. In dem Wagen saß, neben einem bescheiden gekleideten jungen Mädchen, eine vornehme Dame, die ein weißes Hündchen auf dem Schoß hielt und aus großen Augen traurig vor sich hinguckte. Als ich kleiner Mann herzusprang, um der Aussteigenden den Schlag zu öffnen, flog ein Lächeln über ihre Züge; sie stieg aus und tätschelte meine Backen mit einer Hand, die ganz wunderbar roch, und dann fragte sie mich, wie alt ich sei und was ich mache. Als ich auf alles Antwort gegeben hatte, nahm sie aus einem Henkelkörbchen, das auf dem Vordersitz des Wagens stand, die schönsten Früchte, Trauben, Birnen und Nüsse heraus, und da ich nicht wußte, wohin ich die Schätze tun sollte, hob ich mein verrußtes Schurzfell auf, um die Gabe in Empfang zu nehmen. Da ging wieder ein Lächeln über ihr Gesicht, und mir wurde so eigen, daß mir, in der Verwirrung, ein Zipfel meines Schurzes ent-

glitt, so daß die Früchte auf den Boden fielen und dahin und dorthin davonrollten. Sie tröstete mich mit ihrer sanften Stimme und ging dann mit ihrer Gesellschafterin, dem kleinen jungen Mädchen, das mir gar nicht gefiel – denn mir gefallen nur ganz große Frauen – auf der Höhe vor unserm Hause hin und her, derweil mein Vater den linken Wagengaul beschlug. Da es Abend war, spazierten die beiden Fremden wie dunkle Schatten auf goldenem Grund einher, und da mich dieser Gang mehr interessierte als die Arbeit des Beschlagens, bekam ich von meinem Vater eine Ohrfeige; die mich tief unglücklich machte, weil ich mir dachte: Die haben es gesehen! Ich bekam das erste Mal zu spüren, daß die Peitsche nicht weit vom Zuckerwerk liegt, mit dem uns das Leben manchmal im unrechten Augenblick füttert. Der dürre Herrschaftskutscher, der stark nach Branntwein roch, erzählte unterdessen in der Schmiede, daß seine Herrin die Gräfin von Riedern sei und nach Walldüren fahre, weil sie eine Wallfahrt versprochen hätte, um einen Stammhalter zu bekommen; sie hätte schon dreimal geboren, aber immer wären die Kinder acht Tage nach ihrer Geburt plötzlich gestorben. Ich höre noch die Stimme des alten Duckmäusers, der aus einer Pfeife rauchte, auf der ein Mann in grüner Uniform abgemalt war. Als ich meinen Vater fragte, wer das sei, sagte er: »Du Dummkopf, das is der Napolion,« und so bekam ich zum erstenmal als Dummkopf den Kaiser Napoleon zu sehen. Eine halbe Stunde später rollte auch der fremde Herrschaftswagen auf der Höhe davon, und mir armem Buben blieb nichts als die Erinnerung an etwas Schönes, das aber meinen Sinn auf die Ferne gerichtet hielt, wo solche Frauen mit wohlriechenden schönen Händen lebten.

Als ich siebzehn Jahre alt und längst aus der Fortbildungsschule war, brachten sie an einem bitterkalten Wintertage meinen Vater mit eingedrücktem Brustkasten tot heim: er war beim Holzfällen im Gemeindewald von einer niederstürzenden Buche erschlagen worden. Ich sah zum ersten Male einen Toten in unserer Stube liegen und empfand es als eine Art Beschämung, daß ich nicht weinen konnte, als sie ihn unter einem weißen Leintuch aufbeteten. Auch als ich mit meinem schwarzen Kom-

munionsrock vor dem offenen Grab stand und die gefrorenen Schollen auf den scharf riechenden Tannensarg niederpoltern hörte, kam es zu keiner Lösung meiner inneren Starrheit, in der ich nur die psalmodierende Stimme unseres alten Pfarrers hörte. Was ich durch den Tod meines Vaters verlor, sollte ich erst später fühlen: unser Gütchen war, wie sich herausstellte, überschuldet, und der Hauptgläubiger, ein kleiner Wucherkrämer aus Walldüren, der übrigens das halbe Dorf in der Tasche hatte, trieb zur Versteigerung. Meine Mutter war immer schwach auf der Brust gewesen und starb, noch ehe dieses Verhängnis eintrat. Ich weiß nicht, wer mich in das Wirtszimmer im »Goldenen Ochsen« mitnahm, wo, im Beisein der sämtlichen Bauern unserer Gemeinde, unsere Äcker mit dem Haus und der Schmiede unter den Hammer kamen. Als die Schulden bezahlt waren, erhielt ich von Gerichts wegen einen bestellten Vormund, und dieser machte es mit dem Käufer der Schmiede aus, daß er mich als Gesellen behalten solle, bis ich zum Militär käme. Ich brauchte also aus meinem Dachstübchen, in das ich sofort alle Doktorbücher meines Vaters verbrachte, nicht auszuziehen und wurde ein Gesell, von dem man bald in der ganzen Gegend sprach. Ich war schon als Volksschüler vom Leseteufel besessen und verschlang alles, was mir unter die Hände kam und was Lehrer und Pfarrer mir anvertrauten, mit nimmersatter Gier: der »Himmelsschlüssel« des Paters Cochem war mir genau so vertraut wie »die Legende der Heiligen«, ein dickes, in Leder gebundenes Buch, in dem meine Mutter an den langen Sonntagsnachmittagen las, ohne dieser Geschichten satt zu werden, und ich hätte eine Prüfung in der Himmelsgeographie, die der Pater Cochem ausführlich behandelte, ablegen können. Auch als Zeichner war ich bald in der ganzen Umgegend eine Berühmtheit: ich zeichnete alle Holzschnitte ab – ich glaube sie waren von Ludwig Richter – die sich in unsern Schulbüchern fanden, und später nahm ich mir alle Zierleisten und Stahlstiche aus den neuen Gebetbüchern vor, die von Händlern vertrieben wurden. No, und da hieß es eines Tages, das kunstvolle Chorgitter der Dürner Wallfahrtskirche sei von Dieben erbrochen und stark beschädigt worden und solle, wie auch die ganze Kirche,

renoviert werden. Mein Meister – er hieß Batzer – der wußte, was ich leisten konnte, erbot sich zu dieser Arbeit, und als er sie erhielt, betraute er mich mit der Aufgabe, den Schaden auszubessern. Als ich in die Kirche trat, wo das verschändete Gitter noch an seinem Platz stand, fand ich den ganzen Raum von Gerüsten verstellt, unter denen ein magerer Mann in einem schmutzigen Malerkittel auf und ab ging und ohne Rücksicht auf die Heiligkeit des Ortes mörderisch schimpfte, während oben auf den Gerüsten ein Dutzend Arbeiter mit Papiermützen auf dem Kopf damit beschäftigt waren, goldene Sterne auf blauen Grund zu setzen. Mir wurde vom Pfarramt ein Schuppen in der Ecke des aufgegebenen Gottesackers, in dem die Kirche steht, als Schmiede hergerichtet, und der schimpftüchtige Malermeister Gerstlhuber kam hie und da zu mir, um mir bei der Arbeit zuzusehen. Als er nun eines Tages die Zeichnung bemerkte, die ich zur Ergänzung des Gitters gemacht hatte, wurde er ganz nachdenklich und sagte endlich: »Du bist eigentlich zu etwas Besserem geboren, als zu einem Dorfschmied. Wenn du willst, nehm ich dich mit nach München. Du kannst ein tüchtiger Dekorationsmaler werden.« Der Gedanke, das ererbte Handwerk aufzugeben, wollte mir nun gar nicht eingehen; aber die Aussicht, fort in die Welt und gar in eine berühmte Stadt zu kommen, war doch zu verlockend, und als endlich mein Gitter aufgestellt und vergoldet war, ließ ich mich von dem »Professor«, wie die Gesellen ihren Brotgeber nannten, einfangen. Der blaue Grund der Kirchenwölbung, auf dem nun eine Unmasse der goldensten Sterne blinkte, stach mir auch gewaltig ins Auge, und so zog ich denn mit dem Herrn Gerstlhuber und seiner Zunft nach München.

Hier merkte ich erst, in welchen Betrieb ich durch einen Zufall geraten war: unser Professor besaß einen kleinen Weltruf als Erneuerer verblaßter Kirchenherrlichkeit, und es verging keine Zeit, ohne daß er von irgendeiner katholischen oder protestantischen Pfarrei den Auftrag erhielt, irgendeine alte Kirche oder eine Sakristei neu anzustreichen und herzurichten. Er unterhielt einen Mordshaufen geschulter Arbeiter, die er wie ein Feldherr aus einer Gegend in die andere schickte, und es waren die merk-

würdigsten Kostgänger Gottes darunter: verunglückte Kunstmaler, die durch das Auffrischen alter »Schinken«, wie sie sagten, ein bissel Geld verdienten, Anstreicher und bessere Dekorationsmaler, Holzbildhauer und gewöhnliche Maurer. Die meisten waren ganz junge Leute, die es in diesem Betrieb nicht lange aushielten, sondern ausrissen, sobald es ging. Ich habe als Kirchenmaler ein paar Nester bei Passau kennen gelernt, wo man wunderbare Mehlspeisen in den Wirtshäusern zu essen bekam, muß aber gestehen, daß wir Malburschen in den Ortschaften nicht sonderlich beliebt waren, weil die meisten nur an Saufereien und Mädchen dachten, wenn der Feierabend da war.

Wenn es in den Kirchen des Landes nichts zu tun gab, wurde unsere Schar zum Tünchen und Ausschmücken von Münchener Neubauten verwandt: unsere Herren Kunstmaler schmissen alle möglichen Ansichten und Ornamente, altdeutsch oder Rokoko, aus dem Handgelenk an die Wände und Decken der Häuser, die damals wie Pilze aus der Erde schossen, während die Anfänger, zu denen auch ich eine Zeitlang zählte, als gewöhnliche Anstreicher ihren Pinsel schwangen. Der Professor selbst rührte niemals einen Pinsel an, sondern ging mit einem wahren Lammsgesicht unter seinen Malsklaven auf und ab, wobei er in einem fort jammerte, er setze sein Geld zu, um uns nichtsnutziges Gesindel zu füttern. Dieses Duldergesicht blieb sich immer gleich, obwohl ich mit der Zeit zwei Schattierungen auf diesen Engelszügen entdeckte und unterscheiden lernte: wenn er mit einem Herrn Konsistorialrat oder mit einem Pastor sprach, bekam er etwas Lutherisches, das heißt, es wurde strenger, während es sich aufhellte, falls ein gutgenährter Prälat oder ein jovialer katholischer Landpfarrer mit einem Plan daherkam und einen Kostenvoranschlag verlangte. Ich will mit der Erwähnung der beiden Religionsgesichter gar nichts für oder gegen die beiden Religionen gesagt haben, – ich selbst habe meine eigene Religion – sondern nur andeuten, daß unser Professor sein frommes Geschäft gründlich verstand und keine Rücksichten kannte, auch wenn es sich um die Zerstörung des schönsten Kircheninnern handelte.

Die meisten meiner Kameraden, die mit mir die Wände der

gottverlassenen Neubauten bestrichen, waren Sozialdemokraten, und ich lernte von ihnen durch einfaches Zuhören die Ziele und Hoffnungen der modernen Arbeiterbewegung gründlich kennen; aber ich war nie dazu zu bewegen, mich ihnen anzuschließen, obwohl sie mir den Himmel auf Erden in Aussicht stellten und auch gleich die gegenwärtige Welthölle mit dem Teufel »Burschoa« daneben malten. War es nun mein altes Bauernblut, oder das Schwepfingergefühl, daß ich in der Welt das Recht auf eine Extrawurst hätte, mir wollte diese verbissene Gleichheitsmacherei ganz und gar nicht behagen. Diese ganze Bewegung paßt meiner Meinung für solche, die nichts haben als ihren Arm, aber nicht für Menschen, in denen das Bewußtsein rumort, daß sie was anders sind als die andern Herrgottsviecher. Dieses Bewußtsein war in mir gar nicht umzubringen, und obwohl ich zur gleichen öden Anstreicherei verdammt war wie meine Mitsklaven, wär es mir doch nie eingefallen, sie als meinesgleichen anzuerkennen. Trotz meiner Jugend lebte ich als ganz gesalzener Eigenbrötler in den Tag hinein. Ich hatte, von meiner fränkischen Heimat her, eine gründliche Abneigung gegen das Bier mitgebracht und saß an Sonntagen lieber in meinem winzigen Dachkämmerchen in der Sendlingerstraße, als mich mit meinem Altersgenossen oder mit Mädeln herumzutreiben. Ich will aber nicht leugnen, daß an dieser Zurückhaltung vielleicht mein Wuchs schuld war: überall, wo ich in einen Kreis von Lustigmachern kam, machten sie mich kleinen Mann zur Zielscheibe ihres Ulks, und da ich von der Wichtigkeit meiner Person ebensosehr durchdrungen war wie der Leibzwerg eines Kaisers, nahm ich diese Aufzieherei furchtbar übel. Ich fing regelmäßig Händel mit den Uzern an und kam auch ein paarmal mit der Polizei in Berührung, als ich die Verletzer meiner Schwepfinger Mannesehre auf der Straße überfiel und durchwalkte. Ich war damals noch nicht der bescheidene Humolrist, den ein gewisses Heilandsbewußtsein, auf das ich gleich kommen werde, später in mir groß zog und mit ausgesuchten Bißlein, mit Krötlein und Schlänglein aus der Weltküche fütterte.

Das Dachkämmerle in der Sendlingerstraße, wo ich als armer

Bursch mutterseelenallein hauste, war ein armseliger Bretterverschlag, zwischen dessen Wänden ich im Sommer röstete und im Winter wie ein Hund fror; aber es hatte etwas, was mich für alles entschädigte: die arme Lehrerswitwe, bei der ich um elf Mark im Monat wohnte, besaß noch alle Bücher ihres Mannes, und diese wanderten nun eines nach dem andern in meine Dachkammer, um da gelesen zu werden. Ich verschlang alles, was mir ins Geheg kam, und heut, wo ich weiß, daß wahre Bildung auf der Unterscheidung beruht, muß ich mich wundern, daß mir diese Allesfresserei nicht für immer meinen geistigen Magen oder die Seele verschlammt hat. Allein mein Wissensdurst war so ungeheuer, daß ich alles wie Kraut und Erbes durcheinander fraß: unsere Klassiker, von denen mir Schiller viel lieber war als Goethe, Brehms Tierleben, vierzig Bände Gartenlaube, das Siegel Salomonis, die Geschichte der Alpen, Wörterbücher und Volkssagen, alles las ich mit der gleichen Gier, so daß ich überzeugt bin, es kommt bei einer solchen Schlingung gar nicht auf das Was an, sondern nur auf die einfache Stillung unseres Hungers. Wenn mir der Körper als eine chemische Maschine erscheint, die Unmögliches zu erzeugen vermag, so kommt mir der Geist als ein noch feineres Werkzeug vor, das aus allem seine Säfte 'rauszieht und dabei seine Vorräte im Dunkeln aufhäuft, so daß wir später nur 'nunterlangen dürfen, wenn wir einen Fisch oder ein Schlängle fangen wollen. Kurz und gut, ich hab mir mein bißle Bildung selbst geholt, und wenn sie auch net weit her sein mag, so weiß ich doch wenigstens, daß ich einen Geschmack hab, dem man nichts vormachen kann: so bin ich, das schmeckt mir, dem Josef Schwepfinger, und zu guter Letzt sag ich mir immer: Selig, die einen Geschmack haben, wenn's auch ein schlechter ist! Als ich später dem Professor Reifferscheid meinen ersten Aufsatz für die »Kunst im Handwerk« brachte, wollte er mir's gar net glauben, daß ich nur in die Volksschul gegangen bin. Da rieb ich's dem Herrn ziemlich deutlich unter die Nase, daß auch mein Vater die schönsten Briefe schreiben konnte, grad wie ihm der Schnabel gewachsen war, und wie ich schreibe, wenn ich Herrgottsakermenter was auf 'm Herzen hab.

Wenn mich aber jemand fragt, warum ich bei einem solchen Leben nicht den Versuch gemacht hab, bei einem anständigen Schmied unterzukommen, so muß ich ihm sagen: Ja, daran gedacht hab ich schon; aber Zeugnisse hatte ich leider keine in der Tasche, und darum zog ich meine Fühlhörner immer wieder ein und ließ mich in Gottes Namen weitertreiben. In eine Fabrik wollt ich auch net gehen, und die paar Schmieden, an denen ich in den Vorstädten oder in alten Gassen vorbeikam, wenn ich je einmal einen Spaziergang machte, sahen auch nicht so aus, wie ich sie mir wünschte. Dazu kam, daß ich unter meinen Mitarbeitern einen Freund gewonnen hatte, der ganz anders war und aussah als die anderen Halunken: er hieß Fabian Ziegenspöck, hatte langes Haar, das in der Mitte gescheitelt war und in Strähnen auf seine Schultern 'runterfiel, und dazu trug er den schönsten gelockten Christusbart. Als er zum erstenmal bei uns antrat, fragte ich mich, ob ich nicht ein Modell, wie sie alleweil auf der Freitreppe zur Akademie herumhocken, vor mir hätte; aber der Geselle entpuppte sich als ein verflucht geschickter Kerl, der die schönsten Landschaften, Seen und Berge mit Schiffen und Schlössern, in den elendesten Treppenhäusern mit einer fabelhaften Geschwindigkeit hinstrich und den Pinsel niemals vor dem Stundenschlag aus der Hand legte. Während sich die Lehrjungen nicht genug tun konnten, mächtige Bierkrüge für die Gesellen herbeizuschleppen, nahm Fabian Ziegenspöck die Dienste dieser Lausbuben niemals in Anspruch, sondern zog höchstens, aber auch nur ganz selten, ein Fläschle aus der Tasche, um heimlich daran zu nippen. »Es ist Fruchtsaft; ich trinke Sonnenenergie,« bemerkte er mit englischem Lächeln, als ich zum erstenmal die verzückte Miene gewahrte, mit der er sein Sirupschlücklein zu sich nahm. Ich fühlte mich sofort zu diesem stillen Mann hingezogen, aus dessen Mund ich niemals ein grobes oder unanständiges Wort hörte; aber es dauerte lang, bis mich der Kohlrabiapostel – so hieß er unter uns Gesellen – einer näheren Vertraulichkeit würdigte. Kaum war aber das Eis gebrochen, als er auch anfing, sich als Bekehrer aufzutun: er ermahnte mich, kein Fleisch zu essen, kein Bier und keinen Wein zu trinken und vor allem ein keusches Leben zu

führen. Er freute sich, zu hören, daß ich wegen mangelnden Militärmaßes nicht diensttauglich sei, und erklärte, daß er jeden Krieg als Brudermord und Verbrechen an der Menschheit verdamme. Strahlend vor Glück teilte er mir im tiefsten Vertrauen mit, daß er schon auf dem vierten Heilspfad wandle und zu den vertrautesten Jüngern des Meisters gehörte, von dem, wie er hoffe, die Erlösung der Welt ausgehen werde. Er fragte mich, ob ich den Mann, der angetan mit einer weißen Kutte und barhäuptig durch die Straßen Münchens wandle, noch nie zu Gesicht bekommen habe, und als ich nein sagte, versprach er mir, mich eines Tags dem Meister persönlich vorzustellen. Wo aber dieser wohnte und wie er hieß, wollte er mir bardu nicht verraten, und ich hatte inzwischen gehörig Zeit, das, was ich das Heilandsbewußtsein nennen möchte, in meinem neuen Freund zu bewundern. Dieses Heilandsbewußtsein trug den Gesellen über alles hinweg, was ihm begegnete: er beantwortete jede Rüpelhaftigkeit mit einem englischen Lächeln; er grüßte jedes Mädchen, an dem er vorbeiging, als ob es die Mutter eines künftigen Weltheilands wäre, und nichts, aber auch gar nichts vermochte ihn aus seinem heiligen Schlafwandel aufzuwecken. Ich hörte, als der einzige unter uns Gesellen, seinen Predigten mit Andacht zu, und dieses musterhafte Verhalten steigerte endlich sein Vertrauen derart, daß er mich an einem Sonntag aufforderte, ihn zu dem Meister zu begleiten, der sein Heim unterhalb Föhring aufgeschlagen habe.

Dort drüben auf der anderen Seite des Talkessels, der unser liebes Sankt Emeran umschließt, stand damals eine baufällige Scheune, die als einziger Rest eines abgebrannten Bauernhofes stehengeblieben war. Hier hatte der Meister sich kurz zuvor häuslich eingerichtet und auf dem Dach die Inschrift: »Humanitas, Werkstätte für Wissenschaft, Kunst und Religion« in meterhohen vergoldeten Buchstaben aus Eisenblech anbringen lassen. Ich entsinne mich, daß mein Freund Fabian eine Weile vor dem Scheunentor stehen blieb, als wir davor anlangten: es war mir grad, als ob er fürchtete, das Heiligtum zu betreten. Als wir in den dämmerigen Raum kamen, der nur ein einziges Fenster im Hintergrund hatte, saß der Meister in weißer Kutte

auf einem Tiroler Bauernstuhl im Kreise seiner Jünger da. Er litt es, daß ihn mein Freund Fabian mit dem Kuß der Bruderschaft auf die Stirne begrüßte, nickte mir flüchtig zu und fuhr dann fort, den atemlos lauschenden Kreis zu belehren. Aber es war zunächst keine neue Seligpreisung oder eine Bergpredigt, die ich da in der dämmerigen Scheune zu hören bekam, sondern der Nachweis, daß seit dem Tage, da Jesus von Nazareth am See von Genezareth predigte und auf der Hochzeit von Kanaan Wasser in Wein verwandelte, kein Mensch mit ähnlicher Schöpferkraft über die Erde gewandelt sei, als er, der Meister. Ich hörte aufmerksam zu und bemerkte, daß er auf seiner weißen Kutte, vorn auf der Brust zwei große Fettflecke hatte. Zum Schlusse ließ er einen Bannfluch gegen einen Wirt namens Hiß oder Huß los, der es gewagt hatte, ihn, den Meister und Verkünder der einzigen Heilswahrheit, mit einer Pfändung zu bedrohen, wenn er den zähen Truthahn, den er vor zwei Tagen in seiner Wirtschaft verzehrt hatte, nicht sofort bezahle: in so schmählicher Weise war die Menschheit in Verfall geraten, daß sie nur dem Bauche diente und ihre Meister und Lehrer in Hunger und Not verkommen ließ. Das ehrfürchtige Schweigen der lauschenden Jüngerschar verriet mir, daß zur Zeit kein Judas in dem Kreise saß, von dem zu fürchten war, daß er diese Weisheit um dreißig Silberlinge verschachern werde, und damit war schon einiges gewonnen. Die anwesenden Männer trugen fast alle die Haare schön gewellt und gescheitelt wie der Meister selbst, und nur ihre Tracht verriet, daß man in jedem Gewand zu dem Erlöser kommen dürfe: einige trugen eine Art Lodenhemd, und kleine Kürbisflaschen hingen an Lederriemen von ihren Schultern auf die dürftigen Lenden herab; andere hatten sich mit härenen Kapuzinerkutten umgürtet und Sandalen an die Füße gebunden, und wieder andere saßen in modernen Gehröcken oder bayrischen Gebirgsjoppen da. Als der Meister, der infolge einer Zahnlücke etwas lispelnd sprach, geendet hatte, geruhte er, auch mich über meine Meinungen auszufragen, und als ich, wie natürlich, mit meinem Latein sehr bald zu Ende war, tröstete er mich, indem er mit erhobener Segenshand zu mir sagte: »Das Paradies ist nahe! Wir tragen es in uns!«

Das war nun wieder was ganz Neues für mich! Es fiel mir auf, daß in diesem Paradies nur drei ältliche Even weilten, die wie gebannt an den Lippen des Meisters hingen und insofern in ihrer biblischen Rolle blieben, als sie sich, nachdem die Predigt zu Ende war, als dienende Marthen entpuppten. Die drei Weiber staken in schlecht genähten Säcken, die sich für Kleider ausgaben, und sahen recht unsauber und ungekämmt aus, was mir gar nicht paßte; denn mir haben von je nur die hübschen, saubern Weiber gefallen: wenn ein Weib nicht hübsch ist, kann mir's gestohlen werden, wozu ich bemerken muß, daß mir eine feine Gestalt fast noch lieber ist als ein nettes Gesicht. Nach der Predigt spielte ein Herr, der in seinem Schlotterrock wie ein 'runtergekommener Schullehrer aussah, ein choralartiges Stück auf einem alten quieksenden Harmonium, und dann wurde endlich das sonntägliche Liebesmahl aufgetragen: ein paar riesige Schüsseln Makkaroni, über die der Meister mit segnender Geste selbst einen steinharten gelblichen Käse rieb. Dazu erzählte er grollend, daß die größte deutsche Zwiebackfabrik in Neuwied, bei der er einen Waggon ihres Gebäcks für sich und seine Jünger bestellt habe, nicht einmal anständig genug gewesen sei, ihm auf sein höfliches Bestellungsschreiben eine Antwort zu geben, obwohl er eine Anweisung auf den bayerischen Staat beigelegt habe, der demnächst seine sämtlichen Bilder zu einem Riesenpreis ankaufen und ein eigenes Museum dafür bauen lassen werde. Alle Anwesenden benutzten die Gelegenheit, die ganze moderne Welt in Grund und Boden zu verdammen, und es gab keine Schlechtigkeit, die da nicht aufgetischt wurde, so daß ich mir zuletzt selbst als ein recht armer Hund vorkam. Ich bekam auch noch einen schmutzigen, schlecht gespülten Teller und war froh, als ich meine kalt gewordenen Makkroni hinuntergewürgt hatte. Als wir beim Nachtisch saßen, der an diesem Sonntag aus getrockneten Zwetschgen dritter Güte bestand, – fränkische waren es nicht – drang ein dünnes Weinen in die Scheune, und ich erfuhr von meinem Nachbarn, daß der Meister sein jüngstes Büble Herkules jeden Tag zweimal splitternackt in ein Sacknetz stecke und außen an das Scheunentor hänge, um es abzuhärten. Ich kann kein Kind weinen hören; aber die

Bruderschaft ließ sich nicht im Essen stören. Endlich erbarmte sich doch ein weibliches Wesen des armen Wurms; es schlich hinaus und kam gleich wieder mit einem Büble von zwei Jahren herein, das im Kreis herumgereicht und, als Sprößling des Meisters, der stolz wie ein Pascha dreinblickte, viel bewundert und gehätschelt wurde. Auf meine Frage nach der Mutter erhielt ich von Fabian die Antwort, die Frau Meisterin sei leider nicht fähig gewesen, dem Seelenschwung des Meisters zu folgen, und habe sich zu ihrer spießigen Mama, einer Pfandleiherin am Anger, zurückgezogen, um auf Scheidung zu klagen.

Unterdessen war am untern Ende des Tisches ein hagerer Mann mit einer ungekämmten Löwenmähne um die gefurchte Stirn aufgesprungen und hatte, im Gespräch mit seinem Nachbarn, die Ärmel seiner härenen Kutte zurückgestreift: »Seht, es blutet nicht, wenn ich in mein Fleisch schneide!« schrie er voller Begeisterung. »Die Menschen sind verschleimte Wesen, und ich bin's auch gewesen, bis ich angefangen habe, mich von Feigen, Orangen und Getreidekörnern zu nähren. Wahrlich, ich sage euch: In einer einzigen reifen Apfelsine ist mehr Sonnenenergie aufgespeichert, als in einem Pfund des besten Ochsenfleisches. Das ist meine Heilslehre! Wir müssen den Schleim aus uns hinausschaffen! Wir müssen Südfruchtesser werden! Dann gibt es keine Malaria und keine Krankheiten mehr!«

Der Arm des Mannes war nur von einer welken Haut überzogen und sah scheußlich aus. Der Meister aber schien es übel zu nehmen, daß sich ein Jünger erlaubte, in seiner Gegenwart die Blicke der Gemeinde auf sich zu ziehen: er sagte mit erhobener Heilandsstimme: »Eines schickt sich nicht für alle,« und entließ hierauf die Brüder, indem er ihnen verhieß, daß er ihnen demnächst ein Kapitel aus seinem Werk über die »Atlantis« vorlesen werde. Ich wußte natürlich nicht, ob er damit eine Laus oder ein Land meinte und scheute mich nicht, meinem Nachbarn, den schullehrermäßig aussehenden Harmoniumspieler in dem langen Rock, um die Bedeutung dieses Wortes zu fragen. Der aber sah mich mit seinen Jüngeraugen wie ein Meerwunder von oben bis unten an, und ich ungebildeter Schmied merkte, daß ich da wieder einmal an den Unrechten gekommen war. Auf dem

Heimwege erfuhr ich dann von meinem Freund Fabian, daß es sich um einen fabelhaften versunkenen Weltteil handle, von dem in den Büchern der alten Schriftsteller viel geschrieben steht und von dem noch der atlantische Ozean seinen Namen trägt. Da hatte ich nun wieder was gelernt und ging wie ein zufriedenes Schäfle neben meinem Freund her.

Ich könnte nicht sagen, daß mir die langhaarigen Makkaronibrüder besonders gefallen hätten; aber der Umstand, daß mein Freund, der wirklich ein hochanständiger Mensch war, an den Meister wie ans heilige Evangelium glaubte, und der Dünkel, der auch in mir rumorte, brachten es doch fertig, daß ich an Sonntagen hier und da neugierig in die Werkstätte für Kunst, Wissenschaft und Religion pilgerte und allmählich auch in ein ganz hübsches Heilandsbewußtsein hineinpatschte; denn es waren doch auch recht feine Menschen unter den Brüdern, und wenn ich sie mit der Rasselbande des Herrn Gerstlhuber verglich, fiel der Vergleich trotz aller Fexerei immer wieder zu ihren Gunsten aus. Aber mein Versuch, mich auch nur von Gemüsen und Nudeln zu nähren, bekam mir schlecht: ich geriet jedesmal nach einer solchen Mahlzeit in eine gereizte Stimmung, die mich nichts weniger als friedselig machte und sogar meinen Freund Fabian zu einem Schütteln des Kopfes veranlaßte. Daß wir zwei Ketzer eine gemeinsame Heimlichkeit hatten, gefiel mir aber doch ausnehmend, und ich ging, wenn ich so sagen darf, wie ein Gockel, der seinen eigenen Misthaufen hat, durch die Stadt München, wo man ja alles glauben kann, was man will, wenn man nur kein Preuß ist. Dazwischen wartete ich voller Spannung auf die Mitteilungen über die »Atlantis«; denn ich habe, als echter Schwepfinger, einen Hang zum Wunderbaren, und einige Andeutungen Fabians und der andern Herren Jünger machten mich so neugierig wie eine hungrige Spitzmaus.

Aber so sehr wir auch zippelten und zappelten, der Meister schob den Tag der Vorlesung immer wieder hinaus, und ich merkte endlich, daß auch die neue Religion von ihren Anhängern eine übermenschliche Geduld forderte. Wenn ich manchmal an den Sonntagen in der Dämmerung mit meinem Freund Fabian der Isar entlang heimwärts ging, lag mir ein ganz merkwürdiger

Geschmack auf der Zunge; denn darin bin ich eigen: gewisse Dinge, die mit meinem Innern zu tun haben, legen sich mir auf dieses Organ, und dann kann ich fuchsteufelswild werden. Da ich aber von Natur aus sehr neugierig bin, beschloß ich, eines Tages, dem Wesen der neuen Glaubensgenossenschaft gründlich auf den Grund zu gehen und die Arbeiter im Weinberg des neuen Herrn bei ihrem Matz und Meister auch einmal an einem schnöden Werktag zu besuchen.

Ich ließ aber zwei gute Wochen vergehen, ehe ich mich an einem Wochentag herunter traute und in der Werkstätte »Humanitas« vorsprach: da fand ich den Meister inmitten der Scheune auf einem rotsamtenen schäbigen Sofa liegend, und rund um ihn her die Schar der werktätigen Jünger bei der Arbeit sitzend: ein pausbackiger Jüngling knetete an einer Vase aus Ziegellehm herum; der Lieblingsjünger Felix saß vor einer großmächtigen Leinwand, auf der nackte Kinder in der Luft wie Seiltänzer sprangen, und pinselte wie ein Stubenmaler drauf los; der magere Harmoniumspieler, der, seiner Sprache nach, aus Sachsen stammte, schrieb mit Eifer in ein blaues Heft und guckte hier und da in die Luft, wie wenn er einen Vogel sähe. Der Meister widmete diesem Tun scheinbar keine Aufmerksamkeit; er blickte mit verzücktem Auge unaufhörlich an die Decke, wo ein Dutzend Schwalbennester an den Querbalken klebten und hungrige Schwälbchen piepsten, und nur von Zeit zu Zeit streckte er die Hand gegen seine Schüler aus, grad wie wenn er sie mitsamt dem Weltkreis segnen wollte. Den Zweck dieser feierlichen Handbewegungen sollte ich erst später erfahren: der Meister teilte nämlich damit den göttlichen Atem oder das himmlische Fluidum – so heißt's doch? – an seine Jünger aus, die somit nicht als werktätige Persönlichkeiten, sondern nur als willenlose Vollstrecker und Werkzeuge seines Könnens vor ihm saßen und schufteten. Auf diese Weise brachte es der Mann fertig, zugleich Maler, Töpfer und Schriftsteller zu sein, und keiner der Jünger erhob Einspruch, wenn der Meister zuletzt seinen eigenen Namen unter das fertige Werkle setzte und das Gemächt, ohne lange zu fackeln, für eigene Rechnung in den Handel brachte.

Ich verhielt mich ganz mäuschenstill und guckte mich in dem Raum um, in dem es sehr unordentlich aussah. In die Hinterwand der Tenne war ein einziges großes Fenster eingesetzt, und davor stand die Figur einer Mutter Gottes aus Holz. Auf dem langen Tisch standen Tassen und Teller aufeinander. Rechts führte eine schmale Tür in einen Bretterverschlag, in dem, wie ich später erfuhr, der Meister mit seinem Söhnchen schlief: ich hörte, während ich so dasaß, das Weinen eines Kindes und sah bald darauf ein weibliches Wesen mit dem Büble auf dem Arm in die Tenne hereingucken. Auf der Leiter, auf der man in den Heuboden gelangte, saß ein buckliger Kerl, der eine Gitarre mit Saiten bezog und Silentium schrie, wenn die Schüler laut zu reden anfingen.

Als die Arbeitsstund zu End ging, wurde auch ich nach meinen Fähigkeiten ausgefragt, und da ich mir entwischen ließ, ich sei von Haus aus eigentlich Kunstschmied – ich schämte mich gleich darauf des Worts und meiner dummen Eitelkeit, – nahm mich der Meister auf die Seite und fragte, ob ich vielleicht den Riegel des Tempeltores aus der atlantischen »Stadt der goldenen Tore« machen könne, wenn er mir eine Zeichnung dazu liefere. Er kritzelte auch etwas mit einem Bleistiftstumpen aufs Papier; ich nahm dann das Geschmier und machte es mit ein paar Strichen fertig, worauf mir der Meister im Ton väterlicher Ermahnung erklärte, wenn ich so fortfahre, könne ich auch bald mustergültige Formen, wie sie die neue Heilsgemeinschaft dringend brauche, aus einer höheren Daseinsebene ablesen. Dann gingen wir, während eine Frau den Tisch für die Jünger deckte, zu dem alten Brunnhuber in die Dorfschmiede, wo mich der Meister vorstellte und wo ich auf der Stell den Tempelriegel machen mußte, mit dem zunächst die Werkstätte »Humanitas«, die bis dato nur mit einem morschen Balkenriegel versehen war, verschlossen werden sollte. Mein Riegel muß dem Meister imponiert haben; denn er legte seine Hand wie segnend auf meinen Schwepfingerschen Dickschädel und blickte mir lange feierlich in die Augen, als ob er vorhabe, ein neues Geheimnis herauszufischen und als vorsichtiger und geschäftstüchtiger Heiland auszumünzen.

Auch die übrige liebe Bruderschaft, die sich bewundernd um den Meister scharte, sollte ich bald darauf, als ein Streik unter uns Gerstlhuberschen Stubenmalern ausbrach, näher kennen lernen. Ich hatte nichts zu tun und verbrachte ganze Nachmittage in Sankt Emeran. Da mußte ich aber doch zugestehen, daß die Scheuer in Oberföhring wirklich den Mittelpunkt einer merkwürdigen Welt bildete, von der die Zeitungen und ihre Leser keinen blauen Dunst hatten. Da war von Tag zu Tag ein ewiges Kommen und Gehen: alle Augenblicke erschien ein anderer langhaariger Kuttenapostel und Kohlrabifresser in dem Kreis und brachte als Heilsbote Grüße aus einer andern Gegend, wo irgendein Bruder in der Verbannung unter schnöden Heiden und Fleischfressern lebte. Was sie eigentlich glaubten, weiß ich heut noch nicht. Die einen nannten sich Gottessucher; die andern aber hatten schon eine höhere Stufe erreicht und standen mit unserm Herrgott auf Duzfuß: sie liefen als Gottesfreunde 'rum und waren etwas vorlauter und viel zudringlicher. Ein Teil dieser weitverzweigten Bruderschaft schien immer auf der Walz zu sein: von Neapel bis Kopenhagen waren sie unaufhörlich in Bewegung; einer sandte sie getreulich dem andern zu, und ohne zu murren litt die ganze Blase Hunger und Durst, Hitze und Kälte, um nur nicht arbeiten zu müssen: denn die Arbeit scheuten sie alle wie das höllische Feuer. Wenn sie aber wußten, daß ein Bruder Geld in der Tasche hatte, erschien einer nach dem andern mit seinem milden Heilandslächeln, um eine Liebesgabe zu heischen. Ich selbst war solchen Anbettelungen ausgesetzt, als ich gelegentlich ein Zehnmarkstückle sehen ließ. Ich muß jedoch gestehen, daß die meisten immer ganz bescheiden waren und nie mehr verlangten als nötig war, um aus einem heimlichen Glaubensparadieschen in ein anderes zu wischen. Eine Ausnahme machte nur der Meister selbst: der kam mir allmählich vor wie eine Spinne, die in einem festgesponnenen Netze saß und mit Luchsaugen auf alle Dinge acht gab, die in die Nähe ihrer Falle gelangten: wenn eine fette Mücke auftauchte, marschierte er stracks auf den saftigen Brocken zu und wickelte ihn sofort mit seinen Heilslehren und Wahrheiten ein, um ihn dann um so gemächlicher mit Appetit zu verspeisen.

Zu seinen Heilslehren gehörte auch, daß der Mensch, vom Weibe geboren, einmal im Monat über die Schnur hauen muß, und diese Seelendiätetik – so nannte ers – befolgte er mit einer geradezu rührenden Treue gegen seine eigene Prophetenherrlichkeit. An solchen Tagen war die Werkstatt für Jünger und Besucher geschlossen; aber die Tafel im dämmerigen Hintergrund – eine ausrangierte Stalltür auf zwei Sägböcken – bog sich unter der Last der guten Leckerbissen, der Zungen, Enten, Gänsebrüste, Sardinen, Schaumweine und Liköre. Da er keine Köchin besaß und zu faul war, um selbst das einfachste Gericht zu kochen, mußte er sich an solchen Festtagen mit kalten Gerichten begnügen, die auf ganz geheimnisvollen Pfaden nach Föhring gebracht wurden. Wer das alles bezahlte, weiß ich heut noch nicht. Die Eingeweihten höheren Grades zogen zwar das Maul schief, wenn sie den scharfen Duft der Speisen durch das geschlossene Scheuertor hindurchwitterten; denn da sie nicht rauchten, besaßen sie alle höchst verfeinerte Schnüffelnasen, denen kein üppiges Rüchlein entging: »Jetzt frißt er einen Bückling,« sagte der hagere Sachse, in dem der Neid immer mehr herauskam und sich immer deutlicher zum Judas auswuchs. »Weeß Gott, woher er die teuren Sachen kriegt. Aber ich sage: das Ludern is eene Sünde wider den Heiligen Geist! Entweder hat mer Grundsätze, oder mer hat keene! Aber ich wer's ihm anstreichen! Morgen diktiert er mer das zweite Kapitel aus der »Atlantis«, und da wer ich ooch meinen Senf dazu geben. Ich hab acht Semester Philologie studiert und weeß, wo Barthel den Most holt.«

Der liebe Meister aber verstand es, auch diesen Gelagen seines sündigen Adam den Anstand höherer Bedeutung zu geben; er erklärte jedem, der es hören wollte: Auch der unsterbliche Mensch darf seine Tierheit nie ganz vergessen und muß der Bestie in ihm hier und da die Zügel lockern, damit sie nicht zu wild wird und den Edelmenschen nicht in einer unbewachten Stunde überfällt und unterkriegt. Es gibt eine höhere Unschuld, wo der Geist nichts mehr von dem weiß, was der Leib tut; aber dieser Zustand ist nicht alltäglich und nur wenigen Wandlern auf den höchsten Daseinsebenen erreichbar.

Ich mußte immer heimlich lachen, wenn der liebe Meister solche Sprüche riß und mein frommer Freund Fabian seine Unschuldsmiene dazu machte.

Ich durfte mir natürlich nicht einbilden, schon zu diesen Himalajahöhen und Ebenen Zutritt zu erhalten, und sah als grober Stubenmaler und unangestellter Tempelschmied dieser G'schaftelhuberei mit einer Neugierde zu, die mir viel besser schmeckte als die bruderschaftliche Kohlrabiküche mit den ewigen Makkaroninudeln. Mein Vergnügen bekam ich aber doch nicht umsonst; während unseres Streiks bekam ich genug zu schaffen: nachdem der Meister gesehen hatte, daß ich auch etwas konnte und für seine Zwecke zu brauchen war, brachte er mir eines Tages einen schmierigen Auktionskatalog des Kaufhauses Haller, in dem ganz herrliche Schmiedearbeiten, Fenstergitter, Türbeschläge, sonderbare Schlüssel und anderes Zeug abgebildet waren, und fragte mich, ob ich dieses oder jenes Beschläg gut nachmachen könne. Ich nahm das Heft mit nach Haus und machte am andern Tage in der Oberföhringer Schmiede, bei dem alten Brunnhuber, ein kleines Türbeschläg, das dem Meister so gefiel, daß er sofort den Drang fühlte, es einem reichen Glaubensfreund zu zeigen, der an Sonntagen hier und da in der Werkstatt »Humanitas« vorsprach. Ich kriegte es nie mehr zu sehen; aber – ich wurde wieder Schmied: denn als der alte Brunnhuber in Föhring merkte, daß ich ganz andere Dinge verstand, als einen Bauerngaul vor einem Ziegelwagen zu beschlagen, stellte er mich sofort, ohne lang zu fackeln, als Gesellen ein. Ich bekam eine Bodenkammer in seinem Häusl und vergaß von heut auf morgen, daß ich noch vor kurzem Anstreicher gewesen war, wie man etwas vergißt, was nicht zu unserm Wesen gehört.

Ich schuftete nun in meinen Mußestunden wie ein rußiger Teufel und bekam auch, wie ich nicht verschweigen möcht, für die Sachen, die ich in meiner freien Zeit für den Meister fertigte, etwas Geld in die Tasche; denn da der Schlaumeier alle meine Arbeiten an sichere Kunden brachte, hielt er es offenbar für vorteilhaft, mir hier und da auch etwas Rundes in die Hand zu drücken, um mich bei der Stange zu halten.

Unter den Jüngern des Meisters machte sich besonders der Herr Piffke mausig, der mir gleich aufgefallen war: er war übrigens nicht Schullehrer, sondern Bibliothekar bei einem norddeutschen Fürsten gewesen und spielte immer, wenn er mit uns sprach, sich auf den Mann mit akademischer Bildung hinaus, was mir scharf in die Nase stach. Auch daß er meinen Freund Fabian, der keiner Fliege was zu leid tat und immer mit seinem Jesusgesicht stillvergnügt in einer Ecke saß, in einem fort aufzwickte, machte mir den Maulapostel noch widerwärtiger. Der Kerl war offenbar von einem fressenden Neid gegen den Meister besessen, dem er seinen Einfluß auf die vielen Leute mißgönnte, und ich dachte mir gleich: Da werden wir noch was erleben! Mich nannte er immer Hephaistos, und als ich mir diesen Spitznamen verbat, erzählte er mir eine Schweinerei, die sich zwischen Mars und Venus im Olymp zugetragen haben soll, und bei welcher der Schmied Hephaistos eine lächerliche Rolle spielte. Ich verbat mir den dummen Spitznamen und dachte mir: Na, dich werd ich auch noch einmal hephaisteln! Aber der Kerl war mir von dem Tag an noch mehr zuwider, und wenn er an den Schülerinnen des Meisters herumtätschelte oder gar von seinen Reisen in Italien und den guten Weinen erzählte, juckte es mich damisch in meinen groben Fingern.

Aber einmal tat er mir doch leid: ich merkte nämlich bald, daß er gern ein Tröpfle über den Durst trank. An Sonntagen trieb er sich in der Schloßwirtschaft herum und trug den Bauern, die sich schief lachen wollten, wenn er zu sächseln anfing, eigene Gedichte vor. Von dem Geld, das ihm die G'scheerten in seinen alten Filz schmissen, ließ er sich dann Kirschenwasser geben und trank sich, wenn's Geld reichte, einen Mordsrausch an. Als ich ihm eines Tages sagte, er solle sich schämen, so scharfes Zeug zu saufen, fing er an zu heulen und sagte: »Bruder Hephaistos, du hast recht! Mich hat die Welt auf dem Gewissen! Und ich hab da was drin gehabt, in dem Koppe! Ich bin ein armes Luder! Aber ich hab was drin gehabt, in dem Koppe.« Und immer wieder schluchzte er, daß er was in seinem Koppe gehabt hatte, bis mir die sächsische Heulmeierei zu dumm wurde und ich mich drückte. Von ein paar Brüdern erfuhr ich dann auch, daß sich

der Meister nicht gerade schön gegen den Herrn Piffke benommen haben soll: als der Herr Piffke vor ein paar Jahren das erste Mal mit seiner Geliebten oder seiner Frau in die Werkstätte kam, soll sie ihm der Meister abspenstig gemacht und dazu erklärt haben, er übe nur sein heiliges Prophetenrecht. Na, ich danke für solche Prophetenrechte und kann es dem Herrn Piffke auch heut noch nachfühlen, daß er von da einen Pik auf den Meister hegte, obwohl ich wiederum nicht begriff, warum er dem Mann nicht gleich seinen Standpunkt klar machte und die ganze faule Blase Blase sein ließ. In manchen Menschen kennt man sich eben nicht aus, und daß dabei noch was anderes im Spiel war, dämmerte mir eines schönen Tages doch auf.

Kurz und gut, es war ein sehr merkwürdiger Sommer, und ich weiß nicht, wie lang ich in diesem seltsamen Zustand, der – na sagen wir halt – Unschuld weiter gelebt hätt, wenn sich nicht eines schönen Tages eine neue Eva in unserm Paradies gezeigt hätte. Wenn ich nämlich aus der Brunnhuberschen Werkstatt trat, tauchte nämlich – nicht immer, aber hier und da – in dem gegenüberliegenden Schulhaus, über einem prachtvollen Geranienflor, ein blonder Mädleskopf auf, von dem ich sofort annahm, daß er auf einer schönen, großen Gestalt sitzen müsse. Das Gesicht erschien dann immer wieder, wenn ich aus der Tür trat, und bald war ich mit mir einig: Die oder keine! Als ich gar hörte, mein Gegenüber sei eine Landsmännin, eine Lehrerstochter aus Miltenberg, und nur zu Besuch bei Verwandten, ging mein Schmiedsverstand vollends mit mir durch. Ich schlug auf den Amboß und machte eine Teufelsmusik, um dem fremden Fräulein aufzufallen, und wenn ich ausging, schwebte ich auf den Zehenspitzen einher, um mich größer zu machen: denn meine Kleinheit fuxte mich damals gewaltig. Da ich also, wie ich mir als ehrlicher Mensch selber sagen mußte, nicht darauf zählen konnte, unserem blonden Gegenüber durch meinen Wuchs zu imponieren, geriet ich auf den Gedanken, ihr einen Beweis meiner Kunst zu geben. Ich machte also ein kleins eiserns Kästle, zu dem ich mir die Motive im Nationalmuseum zusammensuchte, und dieses Gemächt schickte ich durch den Buben der Krämerin mit einem Brief, indem die nötige Erklärung der Gabe stand,

in das Schulhaus. Aber wie sehr ich auch wartete, es kam keine Antwort, und auch der blonde Kopf wollte sich nicht mehr zeigen. Am Abend schlich ich wie ein verliebter Kater um das Schulhaus 'rum, in welchem doch mein Kästle auf einem Tisch oder in einem Schränkchen stehen mußte; aber ich bekam nichts zu Gesicht als den Meister aus der Scheuer »Humanitas«, der im Gehen den Kopf auf der rechten Achsel trug, als wollte er die Sterne von der Seite her begucken. Hollah, dacht ich mir, solltest du auch auf dem Kriegspfad sein? ließ aber nichts merken, sondern ging in die Schloßwirtschaft, wo ich auch richtig Streit mit ein paar Bauernburschen bekam, die mich wegen unseres Meisters aufzwickten. Gerade der Gedanke, daß ich einen Menschen verteidigte, zu dem ich nicht recht aufblicken konnte, machte mich fuchsteufelswild, und ich schlug um mich wie ein wütiger Hengst, bekam dabei aber auch mein Teil Beulen und blaue Flecke in die Haut gehämmert.

Am nächsten Tag erhielt ich aber doch endlich meinen Dankbrief für mein Kästchen; ich schrieb wieder, und nun vollzog sich auch alles weitere mit der Regelmäßigkeit eines anständigen Verhältnisses und einer endgültigen Verlobung: Anna hatte nicht viel, und ich hatte gar nichts, und wenn zwei so ungleiche Nichtse zusammenkommen, gehts in der Regel hoch her in dieser Welt, wo die Vogelnester auf allen Büschen hängen.

Nun hatte ich eigentlich keine Lust, meine Braut dem Meister vorzuführen; aber Anna war, als echte Evastochter, nicht von dem Wunsch abzubringen, die berühmte Scheuer mit dem fremden Namen und der ganzen verrückten Makkaronibruderschaft kennen zu lernen, und so blieb mir halt nichts anderes übrig, als den dornigen Heilsweg oder Kreuzweg mit ihr zu gehen. Ich mußte aber – es war am ersten Samstag nach unserer Verlobung – lang und kräftig an das Scheunentor mit meinem schönen Riegel klopfen, ehe der Meister in seiner fleckigen Apostelkutte erschien und uns öffnete: wir hatten ihn gerade, wie ich mit meiner aufgestülpten Schwepfingernase sofort roch, bei einem seiner üppigen Wochenfraße überrascht, bei denen er keine noch so brüderlichen Gäste duldete. Er wischte seine wurstartigen Finger an der Kutte ab, als er meine Braut

sah, und lud uns dann mit seiner schönsten Messiasgeste ein, die heilige Werkstatt »Humanitas« zu betreten, wo es diesmal nach ganz besonders scharfen Leckerbissen duftete. Ich bemerkte, daß der Meister, bei der zweiten Begrüßung, die Hand meiner Braut länger als nötig in der seinen behielt, und da dachte ich mir: Daß dich das Mäusle beiß! und machte meine Augen auf. Auf dem Gang zum Tisch, auf dem eine leere Flasche mit einem goldenen Hals stand, blieb aber der Meister plötzlich stehen und sah meine Anna groß von der Seite an; dann sagte er: »Wir zwei haben uns schon gesehen! Ja, ja, es ist kein Zweifel: die Erinnerung kommt mir mit überwältigender Deutlichkeit.«

»Ich hab Sie auch schon oft gesehen,« sagte meine gute Anna, indem sie mich von der Seite anguckte und vor sich hinlächelte.

»In einem früheren Leben haben wir uns gesehen,« fuhr der Meister, starr vor sich hinblickend, fort. »Ja, ich sehe alles vor mir: es war im Tempel des Gottes Cuatl, als dessen Oberpriester ich damals in siebzehnter Verkörperung auf Erden weilte. Wir begegneten uns bei der dritten Säule des Eingangs, wo ich den Kaiser zu empfangen pflegte, wenn er in den Tempel kam um die Priesterschaft in Staatssachen zu befragen. Sie hatten damals ein kleines Mälchen an der linken Backe. Und noch eine andere Erinnerung dämmert mir auf: ich meine unsere gemeinsame Fahrt nach dem heiligen Tempelpark, in einem Blumenboot, das von zwanzig Sklaven gerudert wurde und auf dem Vorderteil das Bild der Sonne trug. Sie haben keine Erinnerung davon behalten? –«

Nun, Anna erinnerte sich an gar nichts, und der Meister fuhr mit düsterer Stimme fort: »Damals begann die Tragödie meines höheren Lebens. Und sie ist noch nicht zu Ende. Eine Ebene nach der andern tut sich vor uns auf. Das sind die Entwicklungsstufen des Lebens: Zehntausendmal müssen wir uns sehen, ehe die große Reinigung vollzogen ist.«

Ich müßte nun lügen, wenn ich behaupten wollte, daß mir diese vorzeitliche Bekanntschaft des Meisters mit meiner Anna besonders angenehm gewesen wäre: obwohl ich nicht an diesen Begegnungsschwindel glaubte, war mir diese Tempelfahrt in einem Blumenboot durchaus kein angenehmes Ereignis, und

ich wollte schon fragen, ob ich auch schon damals als Tempelschmied oder sonstwas auf der atlantischen Welt gewesen war; aber ich hielt mein Maul und tröstete mich einstweilen, indem ich zuguckte, wie sich der Meister in unserer Gegenwart an die weitere Vertilgung seiner Leckerbissen machte, ohne uns armen Hascherln auch nur das geringste Schnipferl anzubieten.

Als ich meiner Braut durch einen Stupfer zu verstehen gab, daß es Zeit zum Gehen sei, nahm der Meister die beiden Hände meiner Anna und sagte: »Glauben Sie mir's, mein liebes Kind: Es ist keine Gottesgabe, sich erinnern zu können. Ich werde Ihnen ein andermal erzählen, welches Ende die Lustfahrt nach dem heiligen Tempelbezirke des Gottes Cuatl nahm. Mysterien! Mysterien! Doch nur Eingeweihte sollten zueinander sprechen. Das Leben ist eine stufenweise Verkettung von Tragödien! Tat tvam asi! Das bist du! (Den Ausdruck brauchte er zwanzigmal im Tag.) Auf dieser Ebene und jener Ebene! Ich weiß, was ich später dulden mußte, als Sie, in einer andern Verkörperung, unter Diokletian den Märtyrertod in einer Arena erlitten. Kommen Sie bald wieder! Ich werde Ihnen dann die Beweise für meine Behauptung geben.«

»Du gehst mir nicht mehr in diese Werkstatt,« sagte ich auf dem Heimweg zu meiner Anna, die nun nachträglich erst den Appetit des Meisters bewunderte, aber auch sofort hervorhob, daß eine große Schmutzerei in der Werkstatt sei: da gehöre eine Putzfrau hinein, mit einem tüchtigen Besen und einem ordentlichen Schropper. Das gefiel mir nun wieder an meiner Braut, und wir kamen aus dem Lachen nicht heraus, als ich nun auch die ganze Apostelschar mitsamt meinem Freunde vor den Augen meiner Anna aufmarschieren ließ und meinen eigenen Senf dazu gab: denn ich kann sehr boshaft sein, wie alle Schwepfinger, wenn mich der Teufel reitet.

Es heißt, wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, dann geht der Prophet eben zum Berg, und ich sag: Wenn ein Oberpriester in einem früheren Leben ein besonderes Erlebnis gehabt hat, denkt er den ganzen Tag an nix anderes als wie er's wiederholen kann. Eines Tages sah ich von meinem Amboß aus den Meister ins Schulhaus gehen. »Der geht zu meiner

Anna,« war mein erster Gedanke; aber trotzdem es mich mächtig in meinen Füßen juckte, ließ ich ein Viertelstündle verstreichen, eh ich meinen Hammer in eine Ecke stellte und mein Schurzfell zusammenrollte, um dem Verdächtigen nachzustreichen. An der Lehrerswohnung im Schulhaus klopfte ich nicht an, sondern öffnete leis wie ein Gespenst die Tür: da fand ich den Meister vor meiner Anna, die mit gesenkten Augen und glühendem Gesicht, einen Zipfel ihres Schürzchens in der Hand, vor ihm stand und zu Boden blickte. Sie machte, wie Rettung suchend, einen Schritt auf mich zu, als sie mich erblickte; ich aber sah plötzlich alles rot, und noch heute kann ich mich nicht mehr erinnern, wie der Meister und ich aneinandergeraten sind. Ich weiß nur, daß er schrie, ich sei ein Bauernlackl und verstehe nichts von den Geheimnissen der vierten Ebene, was mich aber nicht hinderte, mich als Schmied und richtiger Bauer aufzuführen und den früheren Oberpriester im Tempel des Sonnengottes Euatl etwas gewaltsam aus der Oberföhringer Schule hinauszufuhrwerken, obwohl ich nicht ganz so hochgewachsen bin wie ein alter Atlantier aus hohepriesterlichem Geschlecht.

»Vor dir muß man Angst haben,« sagte Anna lachend, als ich von meiner Beförderungsarbeit zurückkam, um ihr meine Meinung über den Kuttenmann und seine Prophetenrechte zu sagen. Diese Anerkennung aus dem Munde meiner Braut machte mich stolz wie einen Gockel und sanft wie ein Schäfle, und was mir Anna über die Dreistigkeiten des Meisters andeutete, läßt mich glauben, daß es vor soundsoviel tausend Jahren in den Tempeln der Stadt mit den goldenen Toren nicht sehr tugendhaft zugegangen sein muß. Durch die Versohlung des Meisters hatte ich mich nun zwar aus der Brüderschaft ausgeschlossen, woran mir allerdings nicht viel lag: denn dies süßliche Getu ohne ein anständiges Glas Wein paßte auf die Dauer doch nicht zu meiner Natur, und über die meisten der Brüder, wie über den saubern Herrn Piffke, war ich mir auch schon längst im reinen.

Der einzige, der mir bei alledem leid tat, war mein Freund Fabian, der durch mein Auftreten in einen seltsamen Zwiespalt geriet: er nahm es mir übel, daß ich meine Hand an die ge-

heiligte Person des Meisters gelegt hatte; aber er konnte doch nicht leugnen, daß sich der Meister in einer unschönen Weise vergangen hatte. Er suchte ihn zwar zu rechtfertigen, indem er in seinem Verhalten noch die sündhaften Einflüsse eines früheren Lebens sehen wollte; aber ich ließ mich nicht auf den Gimpelleim locken, und so blieb dem Guten nichts anderes übrig, als mich zu bedauern und sich in barmherziges Schweigen zu hüllen.

Wenn wir manchmal wie zwei wirklich gute Freunde auf einer Bank hinter der Scheuer zusammen saßen, vertraute mir Fabian seine Ansichten und Hoffnungen vom kommenden Reich an: das war ein Land, wo es keine Unternehmer und keine Fabrikler, keinen Kapitalismus und keine Großstädte gab, sondern nur ländliche Siedelungen, wo jeder sein Häusle, seine Kuh, sein Geflügel besaß, sein Stückchen Land sorgsam wie einen Garten bebaute und im Verkehr mit der Natur ein gottesfürchtiges Leben führte. Das war nun auch Wind in meinen Blasbalg; denn man stammt nicht umsonst von Bauern ab, und gegen ein solches Dasein konnte kein vernünftiger Mensch was einreden. Ich hörte ihm, wenn er darauf zu sprechen kam, sehr gern zu; aber von meiner fuchtigen Stimmung gegen den Meister ließ ich mich nicht abbringen. Ich verlangte sogar, in einem Anfall von Wut, meine Schmiedearbeiten zurück, und die Gänge, die sich an meine Forderung knüpften, brachten mich in Verbindung mit dem Kunstgewerbeverein und den Zenettischen Werkstätten, wo ich später dann auch meinen lieben Freund und Baron Nonnenbruch kennen lernte. Der war es dann auch, der mich ermunterte, meine Ansichten über das neue Kunstgewerbe in Fachzeitschriften zu entwickeln und das Handwerkliche zu betonen, weil doch nur das Handwerk einen richtigen goldenen Boden hat. Auch der Plan, uns hier am Rand der Großstadt niederzulassen und den wieder erwachenden besseren Geschmack zu unserm Nutzen zu fruktifizieren, stammt von ihm oder vielmehr von Fräulein Gertrud; denn ich bin in allem, was das städtische Geschäftswesen anbelangt, wirklich noch ein halber Bauer. Aber so viel versteh ich auch von der Welt, daß es gescheiter ist, die fetten Hasen in die eigene Küche zu jagen, als andern billige Gelegenheiten zu einem Hasenpfeffer zu liefern,

den ich selber sehr gern esse, besonders wenn ihn meine Frau macht.

Im übrigen enthob mich der Gang der Ereignisse da drüben bald jeder weiteren Berührung mit dem früheren Hohenpriester des Sonnengottes Cuatl auf der schönen Insel Atlantis. Und dies kam so: unter den Jüngern des Meisters befand sich auch ein früherer Buchbinder namens Ziezerlmaier, der mir hier und da Bücher lieh, die ihm nicht gehörten, und auch manchmal nach meinem Krach mit der Heilsgenossenschaft zu mir in die Schmiede oder in den Föhringer Hof kam, wohin ich in Kost ging. Dieser gute Herr Ziezerlmaier – er ist voriges Jahr gestorben oder auf eine höhere Ebene ausgewandert, – teilte mir eines Tages unter dem Siegel heiligster Verschwiegenheit mit, daß das Werk des Meisters über die »Atlantis« nun in einer kleinen Anzahl von Exemplaren gedruckt sei und dem Meister Gelegenheit geben werde, es seinem Jüngerkreise mit den nötigen Erläuterungen mitzuteilen. Ich hätt nun auch gar zu gern dieser Vorlesung beigewohnt; aber als räudiges Schaf, das seiner Braut noch immer jede Erinnerung an vorzeitliche Tempelparkerlebnisse verbot, durfte ich nicht auf Einlaß hoffen: man hätte mich glatt hinausgeschmissen, und ich bin kein Freund solcher Luftreisen. Ich sah also von einem Fenster des Schulhauses aus, am folgenden Sonntag, die Jünger und Jüngerinnen in die heilige Scheune strömen; ich hörte, wie sie ein feierliches Lied anstimmten, und diese Töne rührten mich so, daß ich meiner Braut einen oder zwei Küsse geben mußte. Da den Glücklichen die Zeit rasch vergeht, wußte ich gar net, wie lange wir uns die Zeit mit solcherlei Späßen vertrieben; ich weiß nur, daß sich in der Scheune plötzlich ein höllischer Tumult erhob und gleich darauf der sächsische Bibliothekar Piffke an die Luft flog, worauf sich die heilige Pforte mit meinem Riegel wieder schloß und ein beklemmendes Schweigen eintrat. Ich gestehe, daß ich vor Neugier fast platzte: Was war geschehen? Ich ließ meine schmollende Anna im Stich und lief hinüber, um den Herausbeförderten beim Schlawittich zu erwischen; aber der hatte sich schleunigst aus der Gefahrzone verzogen, und ich mußte mich bis zum Abend, bis zum Erscheinen meines Freundes

Ziezerlmaier, gedulden, der mir dann auch die ersehnte Aufklärung gab.

Nach Absingung eines Chorals war der Meister, wie mir Ziezerlmaier erzählte, in violettem Talar, den eine wohlhabende Jüngerin gestiftet und mit eigener Hand geschneidert und genäht hatte, an ein bekränztes Lesepult getreten, um mit der Vorlesung seines Werkes zu beginnen. Alles harrte der Messiasworte. Der Meister las auch längere Zeit mit weihevollster Sammlung, bis er plötzlich innehielt und schrie: »Betrug, Betrug! Das sind ja nicht meine Gedanken« –

»Nee, da haben Se Recht, mein Kutester: das sind meine Gedanken,« schrie der frühere sächsische Bibliothekar Piffke, der etwas angesäuselt ganz hinten am Scheunentor saß und sich nun in ganzer Länge aufrichtete. »Sie haben überhaupt keene Gedanken, und wenn Se wissen wollen, was ich damit gemeent hab, so kommen Sie morgen uf meine Bude, Holzstraße Nummer 13 –. Da wer' ich Ihnen was sagen –«

»Auch das hab ich schon erlebt,« rief der Meister, indem er wie vernichtet auf seinen Stuhl zurücksank.

»Dann brauchen Sie auch nicht so erstaunt zu tun!« höhnte der lange Judas weiter. »Ich weeß jewisse Sachen –«

Doch da fuhr der Meister empor: »Werft ihn hinaus!« brüllte er mit einer herrgottsmäßigen Donnerstimme, und leiser fügte er hinzu: »Ich will den Judas nicht mehr töten, wie vor fünfzigtausend Jahren –«

So wurde der Judas, der sich schon einmal auf einer andern Daseinsebene unanständig benommen hatte, aus der Werkstätte »Humanitas« mit Schwung an die Luft befördert. Der Spaß war mir nun entgangen; aber mir stand nun der Sinn nach der kribblichen Broschüre, und der Buchbinder Ziezerlmaier mußte mir hoch und heilig schwören, um jeden Preis ein Exemplar für mich aufzutreiben. Dies war aber keine leichte Sache; denn der Meister hatte sofort alle Exemplare zusammengekripst und der Versammlung beim Andenken an den heiligen Bruderkuß verboten, fernerhin der Schmach, die durch die schnöde Gesinnung eines Verräters über die Gemeinde gekommen war, auch nur mit einem Worte zu gedenken. Endlich aber – ich mußte vier-

zehn Tage warten – brachte der gute Ziezerlmaier einen Teil der Broschüre doch zur Stelle: als Kenner des Buchdrucker- gewerbes hatte er sich hinter den Korrektor der Huberschen Druckerei gesteckt und einige Korrekturbogen bekommen, die er mir verehrte und die ich wie einen heiligen Knochen hüte. Wenn die Herren gestatten, hol ich das Heftle herunter: es lohnt sich, daß Sie auch einmal hineingucken. Es ist übrigens nur ein ganz dünnes Ding, denn das göttliche Fluidum reichte offenbar net aus, um den Sekretär Pifffke bei der Stange zu halten und seine Bosheiten aus der eigenen Küche wie einen Strudelteig in die Breite zu ziehen –«

Der Schmied ging hinaus und wir sahen uns schmunzelnd an. Ich konnte mich nicht enthalten, zu bemerken: »Das ist ja ein prächtiger Kunde!« Doch ehe der stillvergnügte Konser- vator Kunrath zu einer Äußerung kam, war auch Joseph Schwepfinger schon wieder zur Stelle; er setzte sich, öffnete ein dünnes, in weißes Pergamentpapier gebundenes Büchlein und begann zu lesen:

Atlantis

Eine geographische, historische und völkische Skizze nach neuen okkulten Quellen.

Die moderne Geschichtsschreibung ist durch Männer, die sich als ihre Gesetzeshüter betrachten, in einen Zustand geraten, der einem Sumpfe ähnelt, in dem sich Dickhäuter, Rhinozerosse und anderes Getier im Schlamme sühlen und sich bei solchem Treiben auch noch prahlend als Inhaber des Gewissens der Menschheit aufspielen. Der Tag ist noch ferne, da ein neuer Meister das Otterngezücht aus seinem stinkenden Sumpfe vertreiben und der wahren Wissenschaft die ihr gebührenden Rechte zurückgeben darf. Und doch hat die sogenannte moderne »Kultur« die Mög- lichkeit, vergangene Ereignisse zu erforschen, ohne den Irr- tümern der verblendeten Zeitgenossen zu verfallen, gänzlich aus den Augen verloren. Sie ahnt nichts von den okkulten Quellen, die dem Eingeweihten zu heiliger Erquickung fließen; sie leugnet, voll verbohrten Größenwahns, daß der okkulte Forscher über- haupt Zutritt zu den überseelischen Ebenen habe, wo alles Ver-

gangene, in deutlich lesbarer Schrift, für alle Ewigkeit verzeichnet steht. Diesem höhern Forschertume sind, wie wir ausdrücklich betonen möchten, keinerlei Grenzen gezogen, und wenn der Tag ersteht, an dem die Meister und Magier ihre Erkenntnisse und Erlebnisse auf diesen höhern Daseinsebenen jenseits von Raum und Zeit der Welt irdischer Dumpfheit und Verdüsterung preisgeben, so wird die wahnverseuchte Menschheit, endlich, in einen neuen Zeitraum ihrer schmerzensreichen Entwicklung treten.

Indessen möchte ich nicht verfehlen, auf die ungeheuren Schwierigkeiten dieser Forschungsweisen aufmerksam zu machen: hier hilft keine Mode, keine Eselsbrücke, kein Rätselraten und kein Vorwitz. Nur ein geborener Magier, dessen Lebensläufe sich, in sieghaftem Aufstieg, dem Zustande göttlicher Reinheit nähern, vermag hier reine unverfälschte Erkenntnis zu erraffen. Doch die Menschheit hat, wie die Dinge liegen, auf keinen Fall mehr das Recht, an diesen Erkenntnissen vorüberzugehen und das Hellsehen früherer Ereignisse nicht in den Kreis des unaufhaltsam, wenn auch mit göttlicher Langsamkeit wachsenden Menschheitsbewußtseins zu ziehen. Die unsterblichen Gedächtnisbilder, die auf einer höhern Daseinsebene einem nicht physischen Mittel eingeprägt sind, sind keine Irrlichter, wie sie über den Sümpfen der anerkannten Historie schweben und in den Worten der vom Staat geschützten Windbeutel Heilslichter vortäuschen. Das Gedächtnis der Natur ist in Wahrheit eine wunderbare und wundersame Einheit, so wie auch die Menschheit, auf ihrem Weg zu ihrem gottgewollten Heilsziele, eine ungeheure geistige Einheit darstellt. Dem astralen Hellsehen sind – dies müssen die Berufenen endlich erkennen und immer wieder laut in die Welt hinausrufen! – beim Erforschen der Geschichte keine Grenzen gesteckt: dies ist die Wahrheit, die wir der Menschheit und dem Weltall verkünden! Dieses Büchlein aber soll als Pfadweiser der neuen Wissenschaft unter die Menschen gehen und allen, des astralen Schauens Befähigten als bescheidener Wegbahner dienen und sie die große Verachtung aller Affenzüchter des Materialismus und der zünftigen Geschichte lehren.

Der Weltteil Atlantis dehnte sich, vor einer Million Jahren, als die atlantische Zivilisation auf ihrer Sonnenhöhe stand, von Island bis zum heutigen Rio de Janeiro aus und umfaßte zugleich das heutige Texas und den südlichen Teil der Vereinigten Staaten Amerikas. Eine ungeheure Erdkatastrophe aber veränderte vor achthunderttausend Jahren die Landverteilung der Erdoberfläche und trennte das heutige Amerika von dem Mutterland Atlantis ab, das zwar verkleinert aus dieser tellurischen Umwälzung hervorging, aber immer noch den Hauptteil des jetzigen atlantischen Ozeans deckte und vom fünfzigsten Grad nördlicher Breite bis einige Grade südlich vom Gleicher reichte. Diese ungeheure Insel, ein wahres Festland, schloß auch das heutige Britanien, das nördliche Frankreich und die skandinavische Halbinsel ein. Eine neue Katastrophe, die dann vor ungefähr zweimalhunderttausend Jahren die Erde heimsuchte, spaltete Atlantis in zwei Inseln von ungleicher Größe, Ruta und Daitya, wovon die letztere und kleinere im Süden lag. Die großartige Erschütterung vor achtzigtausend Jahren aber brachte Daitya fast den völligen Untergang, während von Ruta nur das verhältnismäßig kleine Eiland Poseidonis übrig blieb, das erst im Jahre 9564 vor Christi völlig in den Fluten des Meeres versank.

Atlantis war von roten, gelben, weißen und schwarzen Rassen bewohnt. Zu den roten Rassen gehörten die Rmoahals, die von dem südlichen Weltteil Lemurien stammten, die Tlavatli, deren Ursprung auf ein kleines Eiland an der Westküste von Atlantis zurückgeht, und die Tolteken. Die Tlavatli waren eine mächtige und zähe Rasse von rotbrauner Hautfarbe, ohne indessen die Größe der Rmoahals zu erreichen, die von ihnen, in langen Rassenkämpfen, nach Norden verdrängt wurden. Sie waren ein Bergvolk. Die Tolteken, die dritte der atlantischen Rassen, beherrschten den Kontinent jahrtausendlang in ungebrochener Blüte, und ihr Blut war so mächtig, daß auch eine Mischung mit den Tlavatli ihre Rassenmerkmale nicht abzuschwächen vermochte. Die schönsten Nachkommen dieser Rasse finden wir später zu geschichtlicher Zeit in Peru und in Mexiko. Die Westküste der Atlantis war mit reinblütigen Tolteken bevölkert, und

diese dehnten im Lauf der Zeit ihre Herrschaft allmählich quer durch das ganze Festland aus. Außer diesen drei roten Rassen gab es in Atlantis Turanier, die in den Bergen, in der Nähe der Tlavatli saßen; Ursemiten, eine unruhige Rasse, die mit ihren Nachbarn in beständigem Streite lag und gern die Finger nach fremdem Gut ausstreckte; Akkadier, die erst nach der großen Erschütterung vor achtzigtausend Jahren in die Helle der Geschichte traten, und Mongolen, die sich in der Folge nach Osten wandten und da mächtige Reiche gründeten.

Von den Rmoahals melden die okkulten Quellen, daß sie sich als unfähig erwiesen, eine geordnete Regierungsform zu entwickeln; auch die Tlavatli vermochten keine dauernde Herrschaft auszuüben, und erst den zähen Tolteken blieb es vorbehalten, ein mächtiges Dauerreich unter einem Kaiser mit gesicherter Erbfolge zu gründen. Dieses goldene Zeitalter der toltekischen Rasse dauerte, bis vor ungefähr hunderttausend Jahren Zersetzung und Verfall einsetzten: es standen Gegenkaiser auf, die den schwarzen Künsten oblagen und den weißen Kaiser aus seiner Hauptstadt, der Stadt der goldenen Tore, vertrieben und der Verwesung Tor und Türen öffneten.

Auf dem kleinen Eiland Poseidonis, dem einzigen Überbleibsel der alten Atlantis, blieb eine gemischte Bevölkerung zurück: zwei Königreiche und ein kleiner Freistaat teilten das Land unter sich. Der nördliche Teil, der Wohnsitz des Stammes der Toltanaken, stand unter der Herrschaft eines Königs, der in die Geheimwissenschaften eingeweiht war und in einem fort von dem unruhigen Volksstaat im Süden bedroht und bedrängt wurde. Über die Auswanderungen der Rmoahals, die Pflanzstadtgründungen der Tlavatli und die Völkerwanderungen der Tolteken können nur Einzelforschungen auf der entsprechenden Daseinsebene Aufschluß geben. Hier sei im Vorübergehen nur darauf hingewiesen, daß das alte Ägypten als die Gründung einer Initiiertenloge der Tolteken gelten darf, die ihren Sitz vor vierhunderttausend Jahren in das Land des Nils verlegte, also zu einer Zeit, da das goldene Zeitalter der toltekischen Rasse bereits der Vergangenheit angehörte.

Was nun dieses goldene Zeitalter der Tolteken anbelangt, so

muß ich mich über deren Kultur mit einigen Andeutungen begnügen.

Die Hauptstadt des Reiches, die Stadt mit den goldenen Toren, auf toltekisch Tohu, galt in ganz Atlantis als Wunderwerk der Welt, und selbst die Nordländer des kleinen insularen Weltteils konnten sich ihrer Bewunderung nicht entziehen und mußten dem weisen sagenhaften König Aoka Recht geben, der einst, auf seines Daches Zinnen, den Ausspruch getan hatte: »Wer die Stadt der goldenen Tore nicht kennt, kennt die Atlantis nicht!« Was den herrschenden Baustil anbelangt, so hatten es sich die Baumeister der Sonnenstadt angelegen sein lassen, alle Bauformen des Weltteils, wie auch das Material: Marmor, Sandstein und Ziegel, im Rahmen der Stadt zu vereinigen, und an diesem Grundsatz der Stilsammlung hielten sie eigensinnig fest, obwohl ihnen die mißgünstigen Toltanaken bei jeder Gelegenheit Mangel an schöpferischer Phantasie vorwarfen. Auch über den Ursprung Tohus, der Stadt mit den goldenen Toren, wußten die hämischen Neider allerlei Übles zu erzählen: so führten sie die Gründung der Stadt auf einen Ahnherrn Aokas zurück, welcher Herrscher an der ältesten Fürstenkrankheit, an einem leeren Säckel, litt und darum an dem rasch strömenden grünen Bergfluß Repu eine Zollstätte errichtete, aus der dann die Stadt mit den goldenen Toren erblühte. Die bösesten Lästerer behaupteten sogar, diese Eigenschaft der Brandschatzung durch Zölle sei als unverlierbares Erbe auf die Bevölkerung übergegangen, die von je bei jedem Fremden nur darauf gesehen habe, ob er einen vollen Beutel am Gürtel trug, mochte er auch sonst der gemeinste Beutelschneider sein. Doch beruht diese Nachrede, wie die Begebenheitsbilder der höhern Ebenen bezeugen, auf reiner Bosheit: denn wenn ein Fremder nahte, zog ihm der Stadtvorsteher, der den Titel eines königlichen Rates führte, mit drei bekränzten Jungfrauen entgegen, die auf einem Purpurkissen drei winzige Schlüsselchen trugen: den Schlüssel zu den goldenen Herzen Tohus, den Schlüssel zu der Kammer, in der das heilige Getränk Botyros unter der gestrengen Aufsicht königlicher Beamter den Bechern entgegenreifte, und den Schlüssel zu den Orten, wo sich die religiösen

Gebräuche der tohuanischen Tolteken abspielten. Die Reden, die das Stadtoberhaupt bei solchen Gelegenheiten hielt, wurden als Musterstücke schmalziger Beredtsamkeit in den Schulen behandelt und damit der Fremdenkult dem jungen Blut mit Nachdruck eingehämmert. Die Herbergen, wo die Fremden auf goldenen Schüsseln speisten, waren wahre Paläste. Hervorragende Fremde wurden als Gäste des Königs behandelt und erhielten Zutritt zu den Belustigungen des Palastes, von denen die eingesessenen Tolteken strengstens ausgeschlossen waren, und die Zugereisten konnten sich bei Tag und bei Nacht am Hofe spreizen, auch wenn sie in ihrer Heimat als ausgemachte Galgenvögel galten.

Im Norden der Stadt, die sich einer großartigen Wasserleitung und der herrlichsten springenden Brunnen erfreute, lag ein kleiner grüner See, den die Tohuianer lächelnd den Sühlsee nannten. In diesem öffentlichen See pflegten sich alle Nordländer zu sühlen, ehe sie das Weichbild der Stadt betraten, wo sie auf den Hochschulen die Milch urtoltekischer Weisheit einsogen und als heimliche Könige der Wissenschaft auf den herrlichen Brücken der Stadt einherstolzierten. Viele trugen auf den geschorenen Köpfen ein kleines rotes oder gelbes Fallhütchen, und an den Farben konnte man erkennen, zu welchem Stamm der Rmoahals, der Tlavatli oder der herrschenden Tolteken oder Toltanaken sie gehörten. Obwohl, wie schon erwähnt, eine prächtige Wasserleitung die Fülle hellsten klarsten Eiswassers in die Stadt führte und aus mächtigen Röhren und Mündern in Seen und Becken spie, tranken die Tohuianer nur dann Wasser, wenn sie krank waren oder an einer Gemütsstörung litten, und die Bezeichnung Wassertrinker galt beim niedern Volke als Beleidigung.

Die Tolteken waren Sonnenverehrer. In religiöser Hinsicht hatten es die weisen Kaiser durchgesetzt, daß unter den Bekennern der drei Sonnensekten, die als herrschende gelten konnten, so ziemlich Friede herrschte. Jeder konnte in Tohu nach seinem eigenen Belieben selig in der Sonne werden, was indessen nicht hinderte, daß sich die Bekenner der einzelnen Religionen heimlich mit schiefen Blicken maßen und einander

in Schriften und Predigten recht böse Dinge nachsagten. So herrschte über die Abstammung und Herkunft der Tolteken unter den Männern, denen die Wahrung der ererbten Überlieferungen oblag, bitterer, unversöhnlichster Zwist: die einen behaupteten, die Tolteken seien Abkömmlinge der Sonne, was schon ihr rundes Schmunzelgesicht beweise, und andere machten kein Hehl aus ihrer Meinung, daß sie nicht von einem Gestirn, sondern von den einheimischen Affenarten abstammten, und man brauche, um jeden Zweifels über diese Vaterschaft für immer enthoben zu sein, nur eine echte Toltekin im Verkehr mit ihren Schwestern zu beobachten.

Doch muß der gewissenhafte Forscher leider melden, daß es neben den staatlich anerkannten Religionen, deren Priesterschaften die Hand auch tief in den politischen Händeln hatten, noch eine vierte gab, von der selbst deren Bekenner nicht gerne auf offenem Markte sprachen. In einem marmornen Tempel, den ein weiter Platz mit uralten Platanen umgab, stand die Gottheit dieser Frommen auf einem marmornen Riesenaltare, und es verging kein Sonnentag, an dem nicht gläubige Sonnensöhne in Massen herzuströmten, um da, still oder laut, ihre Andacht zu verrichten. Der heimliche Gott hatte die Gestalt eines Krokodils und war aus reinstem Flußgolde gegossen. An seinen silbernen Augenwimpern hingen, als Edelstein gewordene Tränen, zwei herrliche Rubine. Doch gab es auch da in der Ausübung der gottesdienstlichen Gebräuche allerlei menschliche Unterschiede: die einen schritten in feierlichem Tempelschritt und mit verzückten Augen um das gleißende Götterbild herum; andere krochen davor auf dem Bauche, während andere mit rasenden Sprüngen den heimlichen Gott umtanzten und im Taumel mänadischer Verzückung oder heiliger Wut wie entseelt an den Marmorsockel des goldenen Bildes zusammenbrachen. Zur Aufrechterhaltung der alten Tanzüberlieferungen und Gebräuche hatten sich im Laufe der Jahre in Tohu eine Unmenge Tanzschulen gebildet, und es gab fast keine Toltekenfamilie, in der nicht eine Tänzerin emporwuchs und sich als Mittelpunkt oder Nabel der ganzen atlantischen Welt betrachtete. Uralte Inschriften auf Granit melden, daß es schon zur

Zeit der toltekischen Kulturdämmerung vierhundertneunund-neunzig heilige Gebetstänze von mehr oder minder züchtiger Art gab, auf deren gesetzliche Vermehrung ein Preis in reinem Golde stand. Dem Tempel, in dem das goldene Krokodil thronte, war eine fensterlose Geheimloge angegliedert, zu der nur die treuesten und reichsten Bekenner des goldenen Krokodils Einlaß erhielten. Die Neulinge mußten die strengsten Prüfungen bestehen, Leib und Seele verschwören und sich zum blinden Werkzeug des Gottes erklären, ehe ihnen der unbekannte Ober-priester des Geheimdienstes den Schlüssel aller toltekischen und tohuianischen Weisheit in die verschlossene Hand drückte. Der aber lautete in wortgetreuer Übersetzung: Laß dich nicht er-wischen! Er wurde indessen nicht durch Worte, sondern durch geheime Zeichen verkündet, an denen sich die Eingeweihten auf ganz Atlantis erkannten. Später, als Verfall und Fäulnis des Reiches zunahmen und die herrschenden Religionen sich in zahl-lose Winkelsekten spalteten, trat ein anderer heimlicher Gottes-dienst, der ebenfalls mit dem Tanze um das goldene Krokodil in innigster Verbindung stand, an die Stelle der altgeheiligten Gebräuche. Aus der Sitte, das Bild eines Menschen als Eben- und Urbild der Gottheit in den Tempeln zu errichten, ent-wickelte sich der Brauch, daselbst kostbare Schreine in kleinen Kapellen einzubauen und da das eigene Bildnis in Erz aufzu-stellen. An diesen zahllosen Standbildern aus Gold, Silber, Stein oder Holz pflegte jeder richtige Tohuianer Tag für Tag seine Andacht zu verrichten. Das Hauptgebet der frommen Selbstanbeter lautete: Tok moluk, – bi – wam, ya – jiz; zu deutsch: Erst komm ich, und dann kommt noch lang kein anderer! Und die in den Geheimkult Eingeweihten dieser neuen Reli-gionsgemeinschaft hatten noch ein anderes Gebet: So – lum – man! – So – lum – bar! Wir sind Könige! Wir sind Götter! Und um dieser Anschauung, nach der sie lebten, das richtige Gewicht zu geben, ließen sie durch eine eigens dazu erzogene Priesterschaft mit kräftigem Mundwerk jeden Tag beschriebene Blechtafeln in den Straßen verteilen, auf denen der Herrlich-keit und Einzigkeit der Bewohner der Stadt der goldenen Tore unaufhörlich Lobeslieder gesungen wurden. Und dazu stieg aus

den Kapellen, wo jeder seinen Leibgottesdienst vor seinem Ebenbild verrichtete, der Weihrauch unaufhörlich wie ein Opfergedüft zum Himmel empor und lagerte sich wie eine dichte Wolke über den Türmen und Zinnen der herrlichen Stadt. Diese Wolke, an deren märchenhaft aufgetürmten Gebilden man die Lage der einzigen Stadt schon in weitester Ferne erkennen konnte, gab der toltekischen Welt ein immerwährendes Schauspiel: bald glich sie dem Bauche eines Kamels; bald schimmerte sie rosig wie eine Apfelblüte nach dem Aufbrechen; bald lag sie düster wie ein dräuendes Wetter, aus dem die züngelnden Blitze wie Offenbarungen brachen, da, und bald glühte sie in Purpur und Gold und spiegelte dem durstigen Auge fließende Seen, zackige Gipfel und aufgetürmte Götterburgen vor. Die Bewohner der nördlichen Gebiete Toltekiens, insbesondere die Einwohner der Stadt Bohu (auf deutsch: die bunte Kuh) blickten mit maulfertigem Hohn und Neid auf diese farbigen Wolkenspiele und behaupteten, diese Gebilde, mit denen die Seele der Stadt spielte, seien nichts als verdichteter Küchendunst. Wenn ein einziger goldener Olymp über der Stadt im Süden zu stehen schien, so höhnten sie in einer besonders lieblichen Mundart: Jetzt kochen sie Knödel (die, wie der Forscher nicht verschweigen darf, eine toltekische Küchenerfindung sind); und wenn rote Blitze aus dem Gewölke brachen, lachten sie: Jetzt kocht die Volksseele über, weil den Riesenpfannen, in denen das heilige Getränk brodelt, Ebbe zu drohen scheint.

Doch so boshaft diese Ausstellungen der Neider und Nachbarn eines unvergleichlichen Gemeinsinns auch waren, eines konnten sie der Stadt mit den goldenen Toren nicht bestreiten und nehmen: ihre einzige, herrliche, unvergleichliche Lage. Wie eine ewige Götterburg aus goldstrahlenden Zinnen umstanden im weitesten Kreise die schneeigen Gipfel der herrlichsten eisgepanzerten Berge die Ebene, auf der sich die Stadt, wie eine Rose auf einem grünen Seidenkissen, hingelagert hatte. Ein Netz strahlender Ströme führte das nährende Naß der Bergströme in schäumender Fülle den fruchttragenden Gefilden, der Stadt und dem Meere zu. An schönen Abenden war die Luft

so süß und klar wie duftiger Wein, und die Spiele des sterbenden Lichts in den himmlischen Höhen waren von einem Zauber, den zu schauen kein toltekisch Auge jemals müde wurde.

In Tohu war jede gesunde Mutter verpflichtet, ihr Kind selbst zu stillen. Erst wenn es der Mutterbrust entwöhnt war, nahm es der Staat in wohlgeregelte Pflege, um dem Kinde schon durch eine ausgesuchte Nahrung den toltekischen Geist der Auserwähltheit einzuflößen; denn der Satz der neuesten Monisten: Der Mensch ist, was er ißt, findet sich schon in der ältesten Urkunde des ersten Reiches, auf einem nadelspitzen Obelisken aus Granit, verewigt.

In einem mächtigen Kuppelsaale des Stadthauses befand sich, in höchster Höhe, ein mächtiges kreisrundes Riesenbecken, in dem der seimige Lebenssaft der Stadt unter Aufsicht der Priester sott und wallte. Und unten, in der feierlichen Tiefe, saßen um ein marmornes Riesenbecken, das von unsichtbaren Quellen gespeist wurde, die jungen Tohuianer beiderlei Geschlechts und sogen, in heiligem Wetteifer, die Milch des Lebens ein, die Tag und Nacht aus silbernen Röhrchen in die unersättlichen Mäulchen der zullenden Kleinen floß. Und selten war ein Röhrchen frei, und selten gab der heilige Nährsaft, der im Tageslicht wie flüssige Rubinen funkelte, Anlaß zu der Frage, ob er in seiner Süße auch den altgeheiligten Satzungen der selig in der Sonne entschlafenen Väter entsprach.

Den Tolteken war der Grundsatz, daß, wer die Schule besitze, auch das Volk in der Hand habe, seit Urzeiten wohl bekannt, und so herrschte denn auch in der Hauptstadt und auf dem Lande der allgemeine Schulzwang. Alle Tolteken, Mädchen und Knaben, lernten schreiben und lesen. Sie schrieben mit einer purpurnen Farbe auf ganz dünne schwarze Blechtafeln, und die Herstellung von Blech bildete daher eine Hauptbeschäftigung weiter Bevölkerungskreise. Als echte Tolteken aber stritten sich Väter und Lehrer mit hitzigstem Eifer über die Methoden des Schulunterrichts, und diese waren ihnen wichtiger als die erzielten Erfolge: wenn nur die sogenannte Methode gut war, so mochten die jungen Tolteken auch als Analphabeten und Trottel aus der Schule hervorgehen. Die Anhänger der guten alten Zeit be-

klagten, daß die Heldenzeit der Väter, über die das Heldenlied Koax in siebenmalhunderttausend Strophen berichtete, nur noch in den Faustkämpfen der männlichen Jugend, in den Schulhöfen seinen Einfluß offenbare, und sorgten daher selbst für die Aufrechterhaltung des stählenden Heroengeistes, indem sie das Frühjahrsfest, an dem eine Art Quintessenz oder Fünftelsaft des heiligen Getränkes Botyros auf dem Tempelberg Nokwok zum Ausschank gelangte, zum Anlaß heftiger Schlachten machten: da standen die Kämpen der guten alten Zeit, wo die nördlichen Bohuianer noch nicht ihr dreifach vorgeschuhtes Maul in alle Reichssachen steckten, wie herrliche Helden auf ihrem Posten, und manche Familie verwahrte die Scherben des Steinkrugs, der an der Härte eines autochthonen Toltekenschädels zersplittert war, in einem Schrein neben dem Brautschleier der Frauen und den kleinen Abzeichen der Sonne, die junge Mädchen zur Abwendung des bösen Blickes an den feinen rotbraunen Hälschen trugen.

Ein Hauptzweig des Unterrichts war die Beibringung des Rutschens auf dem Bauche, das bei den jährlichen Geburtstagsfeiern des Kaisers vor dem Standbild der Fürsten stattfand. Die Tohuianer umwandten dabei das Zentralorgan ihres Daseins mit einer Binde, deren Farben, weiß und blau, an die Farbe des Himmels und den Schnee des heiligen Gipfels Atzliatapahuntepetl erinnerte. Als aber eine plötzliche Volkserhebung den Kaiser Toluk für eine Zeit lang in die Verbannung jagte, erwies es sich, daß die Sitte des Kriechens zu den Urinstinkten der Tolteken gehörte: sie krochen nun mit der gleichen Begeisterung vor dem neuen Machthaber, der aus der östlichen Tartarei stammte; aber sie umwandten nun ihr heiligstes Organ mit einem scharlachenen Tuche, bis der Kaiser mit seinen Getreuen an der Spitze eines Heeres zurückkam und den weißblauen Farbenbinden wieder zu ihrem altgeheiligten Recht und Ansehen verhalf. – Erwähnen will ich noch, daß die Tolteken alle anderen Völker für dümmer hielten als sie selbst, und kein Mißerfolg und keine verlorene Schlacht vermochte sie von diesem Erbfehler ihres Geistes abzubringen. Auch wird ihnen die Erfindung der Scherbengerichte nachgerühmt, und Tatsache ist,

daß sie keinen Mann und Fremdling in ihren Mauern duldeten, dessen Geisteswuchs und Prägung ein rundliches Mittelmaß überschritt.

Obwohl die Tolteken nach Sonnenjahren zählten und überhaupt in der Astronomie weiter gekommen waren, als die Griechen später gelangten, rechneten sie die Zeiträume innerhalb des Jahres nur nach ihren Festen, deren es zahllose gab. Als Hauptfeste des Jahres galten das große Narren- oder Faschingsfest, das zur Zeit abgehalten wurde, da das Volksgetränk Botyr in den bronzenen Kufen trinkreif wurde und auf dem heiligen Berge Nokwok zum Ausschank gelangte. Das eigentliche Fest, das Herzensfest der Stadt Tohu aber wurde im Herbste gefeiert, wenn die Ernte eingebracht war und die Früchte atlantischer Erde in den Vorratskammern des Landes ihrer Bestimmung entgegenharrten. Dann zogen aus allen Gauen des Landes, zu Fuß und zu Wagen, die Züge der Wallfahrer nach der bekränzten Stadt des Glücks: Ochsen mit vergoldeten Hörnern, deren sehnige Flanken dampften, weil sie die Last der schmackhaften Güter kaum zu schleppen vermochten, stampften auf den uralten herrlichen Straßen einher. Auf schnaubenden Pferden brausten die Vornehmen des Landes in die Stadt mit den goldenen Toren und den goldenen Herzen, wo die Herdfeuer bei Tag und bei Nacht nicht erloschen, der Weihrauch der Selbstbeweihräucherung in den kupfernen Pfannen dampfte und die berühmte Wolke über den zackigen Zinnen der Stadt wie ein heiliges Wetter der ganzen Welt das unsterbliche Götterfest der Seelen und der Leiber verkündete. Und der Rausch der Welt erhielt seine Rechte: aus dem brausenden Chaos der Töne, das den heiligen Tempelbezirk wie ein Meer füllte, stachen die Trompetentöne der Lust in die goldene Luft, und in dem verschlungenen Tongewoge der tausendfältigen Instrumente sahen die Weisen, die mit nachdenklichen Blicken in dem Strudel der toltekischen Lust schwammen, ein Abbild, ja den erschöpfenden Ausdruck atlantischen Weltwesens.

Doch nicht sinnlos feierten die Bewohner der Stadt mit den goldenen Toren das durch unzählige Räusche geheiligte Fest ihrer Ahnen. Am Vorabend des Eröffnungstages versammelten

sich der Hof und die Führer des Volkes mit ihren leicht verschleierten Frauen, um die Tänze des Vogels Jiz anzusehen. Diese Vögel wurden eigens zu diesem Festzweck in einem felsigen Tal des Tempelbezirks gehalten und auf ihre Tötung stand von alters her Todesstrafe. Es waren scharlachrote Vögel mit einem prachtvollen Helm von gleicher Farbe auf dem spitzen Kopfe. Dieser Vogeltanz, an dem nur die Männchen teilnahmen, besaß eine geheime Bedeutung, um deren Tiefe nur die ältesten Priester wußten: da schritt jeweils ein Männchen vor den versammelten Weibchen im heilig-neckischen Tanzschritt auf und ab, und wenn es müde war, trat es mit einem Kratzfuß zurück und nahm den lauten Beifall der Weibchen mit, die den neuen Tänzer wiederum schweigend begrüßten.

Am nächsten Tage in der Frühe begann sodann das uralt heilige Volksfest, das den Lärm der Welt in die Runde der heiligen Festwiese bannte. Auf hohen Marmorsitzen thronten, an diesen geheiligten Tagen, die Richter, denen die Prüfung aller Genüsse und Gaben toltekischer Erde oblag. Sie ließen aus randvollen Fässern die Weine in silbernen Becherchen schöpfen und die Schwere des Trankes voll heiligen Richteramtes auf der Zunge vergehen, ehe sie ihr Urteil abgaben; sie ließen den Saft der Früchte in silberne Gefäße tropfen, die ihnen weißgekleidete Junfrauen knieend darboten; sie schnupperten mit den Nasen an den heiligen Altären herum, um dafür zu sorgen, daß der Opferrauch aus den silbernen Pfännchen und Tiegeln nur den seltensten Wohlgeruch zu der schimmernden Festwolke emportrage; sie wanderten an den zahllosen Zeltküchen vorüber, wo tausende fetter Mastochsen sich an kupfernen Spießen drehten und das duftende Fett in glitzernden Strömen von den dampfenden bräunlichen Flanken in silberne Sammelbecken rann; sie sahen zu, wie die überquellenden Gefäße in blitzenden Runden durch die Menge kreisten, über deren Köpfen die gehäuften Körbe mit mürbem Gebäck daherschwankten, während die Gaukler ihre Späße machten, Feuer fraßen und dazu uralte Zauberlieder sangen.

Es war ein mühevolles Amt, dem die Preisrichter verfallen waren, und sie mußten sich, zu aller Mühe, auch noch bequemen,

ihre Sprüche in einer Sprache kundzugeben, die nur den Eingeweihten verständlich war. Nur ein Genußmittel unterstand nicht dem Prüfungsrecht der Richtergilde: über das uralt heilige Volksgetränk Botyros gab das Volk Tohus selbst sein Urteil ab, und hier waren es die Lastträger, die Maurer und Zuhälter, deren Stimmen den würdigsten Botyrossiedern den Preis zuerkannten, worauf der Gekrönte mit einem schmalen Hopfenblütenkränzchen auf dem Rundschädel auf einem mit Herbstzeitlosen bekränzten Ochsengespann die Stadt durchfuhr und die begeisterten Huldigungen seiner Mitbürger wie ein wahrhaftiger Volkskönig entgegennahm.

Doch die erhabenste Feier dieser Festtage bestand in dem berühmten Wettessen der Weisen, von dem sich ein ganz schwacher Nachhall in das Märchen vom Schlaraffenlande gerettet hat. Inmitten des heiligen Tempelbezirkes war zur Zeit des Herbstfestes ein mächtiger Berg aus allen genießbaren Herrlichkeiten des Toltekenlandes aufgespeichert: aus Kuchen, Zuckerwerk, Marzipan, Mandeln, Nüssen, Apfelsinen und anderen Leckerbissen ragte da der Berg der zwölf Seligkeiten in die goldene Oktoberluft und lud zum großen Schaufraße der toltekischen Weltweisheit ein: denn wer am ersten den Berg durchfraß, galt als der oberste der Weisen und fand tägliche Speisung und Tränkung in dem Stadthause, wo ergraute Männer Tag und Nacht darüber sannen, wie man das Gold aus den zugeknöpften Taschen der Tohuianer ziehen könne, um es der allgemeinen Lustbarkeit der Stadt zuzuführen. Doch nicht ein jeder Hansdampf durfte wähnen, Zulaß zu dem großen Durchfraß zu erhalten: nur die Weisen, denen bereits ein gewisser Name wie ein kräftig Rüchlein voranging, durften sich erkühnen, hungrig vor den heiligen Berg der zwölf Seligkeiten zu treten. Daß sie sich bei diesem Antritt nicht mit Liebesblicken maßen, erzählt uns ein Chronist, dessen säuerlicher Bericht in einem Winkel der fünften Ebene verzeichnet steht: denn es war, trotz Neid und Streit, den Tolteken nicht gelungen, eine einheitliche Anschauung ihrer Welt aus eigenem Geiste zu erzeugen. Die einen betrachteten den Kosmos als Sinnenschein oder als Geschöpf des eigenen Geistes; andere leugneten die Wirklichkeit des Ichs, indem sie

es in eine ewig strömende Reihe angenehmer Empfindungen auflösten, und wieder andere sprachen den harten und den weichen Dingen die schönste wirklichste Wirklichkeit zu. Dann gab es auch eine neue Sekte der »Wie-wenn-Philosophen«, die da, voll Wahn und Würde, meinten, der Mensch habe sich, um die Welt zu begreifen, in seinem Geiste allerlei niedliche Geisteswerkzeuge, wie Spiegelchen oder Greifzangen, geschaffen, und diese zeigten ihnen die Dinge, wie wenn sie wirklich wären. Diese »Wie-wenn-Leute« betrachteten sich als die einzigen Erben der toltekischen Weltweisheit und hielten sich in dem Getriebe abseits und ließen dafür in ihrem Geiste allerlei lustige Ballette aufführen: denn auch die zierlichsten Fiktionen der »Wie-wenn-Leute« wurden nach tohuianischer Sitte zu deutsamen Seelentänzen, und der redegewaltige Oberpriester der Sekte sah strengstens darauf, daß seine Schüler ihren Seelenhaushalt nicht zu den Tänzen der Schwarzen oder der Semiten mißbrauchen ließen.

Es war stets ein erhabener Augenblick, wenn die fraßfähigen Weltweisen, auf ein Löffelzeichen des Oberpriesters hin, den ersten Biß in den ragenden Berg der zwölf Seligkeiten taten: die Pauken dröhnten, die erzenen Tuben sangen das heilige Lied der zweistirnigen Macht, und das zuschauende Volk brach in gelle Jubelrufe aus, die erst dann aufhörten, wenn ihm selbst das Wasser im Mund zusammenlief. Dieses Durchessen war indessen nicht ohne Gefahren: bei dem geheiligten Durchfraß konnte es geschehen, daß tief im Innern des Berges der zwölf Seligkeiten zwei Bekenner verschiedener Weltanschauungen aufeinanderstießen und sich wie Wilde mit ihren Schneide-, Fang- und Kauzähnen ineinander verbissen. Mancher Weise, der als Unersättlicher den Berg der zwölf Seligkeiten mit breiten Schneidezähnen anhieb, kam aus dem finsteren Bauch nicht mehr zum Vorschein, und kein Grabdenkmal und kein Gedenkstein ehrte diese verschollenen Opfer leckersten Welthungers.

Trotzdem also die Philosophie zu Tohu in hohen Ehren stand, muß der gewissenhafte Chronist noch eine ganz besondere rätselhafte Eigentümlichkeit der tohuianischen Weltanschauung er-

wähnen: wenn ein Tohuianer dem andern die schmählichste Beleidigung antun wollte, so lud er ihn, mit einer eindeutigen Handbewegung, auf das Herbstfest, und es wird berichtet, daß mancher dieser Einladenden diese Ausübung einer uralten Landessitte mit seinem Leben bezahlen mußte. –

Doch während die welthungrigen Weltweisen den Berg der zwölf Seligkeiten durchfraßen, traten die Dichter – denn auch solche gab es auf der Atlantis – im abgelegensten der Tempelbezirke zu geheimnisvollem Tun zusammen: hier lag, im Schatten uralter Linden, der Blumensee, aus dem alljährlich die Göttin der Schönheit ertauchte. Es war die schönste Jungfrau der Stadt mit den goldenen Toren, und so sehr auch sonst ewiger Zwiespalt zwischen den Dichtern Tohus herrschte, in der Ausübung ihres Preisrichteramtes, dem die Messung ewiger Schönheitsmaße des menschlichen Körpers und der Sinnenwelt anvertraut war, gab es nur ganz selten, wenn junge Naseweise in die Reihe der Bekränzten traten, Zwistigkeiten. Die Jungfrau, die da in hüllenloser Reine der Flut entstieg, auf der im Lichterspiel der Lindenkronen der Purpur zahlloser Herbstesrosen schwamm, wurde noch am gleichen Abend mit dem schönsten Jüngling der Stadt vermählt, und es hieß, daß einer solchen Brautnacht einst der Held und Retter der Atlantis entsprießen werde. Wenn die Feier der Flutensteigung zu Ende und die Braut inmitten ihrer bekränzten Dienerinnen im Brautgemach verschwunden war, versammelten sich die schweigenden Dichter zu der Nachfeier, über die das »Buch der tausend Düfte« seltsame Wunder und Wunderlichkeiten berichtet. In einem hochgewölbten Kuppelsaale streckten sich die Sänger Tohus auf purpurne Polster aus, um da im Halbtraum ihre Jahresfahrt auf dem Meer der Düfte zu wagen, dessen Fluten die Wölbung des Daches davontrugen und die Seelen weit hinaus, in ein aufgepeitschtes Reich der stummen Lust, entführten. Ein irres Lächeln schwebte um den starren Mund der Träumenden, indessen ihre Seele auf der gleißenden See der tausend Düfte in einer leichten Barke in die wogenden Fernen stieß und fremde Frauen, Inseln, Ströme, Küsten, Berge, Ebenen und Himmel in sich trank. Da gab es Düfte, die, wie der größte Dichter der

Atlantis, Toluk Bombas, sang, mitten hinein in das Herz des Schweigers stachen; Düfte, sanft wie Oboen und purpurn wie das Fleisch der platzenden Granatäpfel am schwesterlichen Gezweige; Düfte, die das Wesen des Weibes in sich bargen und die Männer in Panther der Seelenwollust verwandelten, wenn sie sich, schwer wie eine Erinnerung an uralte vergessene Paradiesesgärten, auf die Lider der Träumer senkten: ein bis in fabelhafte Einzelheiten ausgearbeitetes Orchester von Düften, mit prickelnden Flöten, schwärmenden Geigen, dröhnenden Pauken und heiligen Tuben, in dem alle bacchantische Lust zusammenrann, die Leiber der Schnüffelnden mit Geißeln zersetzte und die Töne, die wie purpurne Schreie des Entsetzens aus dem Duftmeere emporstachen, in irre Fernen entführten. Was dem modernen Menschen die Musik ist, das war den eingeweihten Tolteken der Duftrausch, und im Hunger nach diesen Trunkenheiten kam es bisweilen sogar zu blutigen Kämpfen, wenn die neuen Duftschöpfer oder Neudüfter die Gerüche funkelnder Fäulnis in das tosende Orchester strömen ließen, die Neulinge zu Irrsinnigen eines unbekannten neuen Gottes machten und den Kaiser zwangen, zu den hunderttausend Gesetzen, unter deren Last die Atlantier lächelnd einhergingen, noch zwölfhundert neue zu erlassen: denn es gab nichts, was in der Stadt der goldenen Tore nicht einer Verordnung mit einer Vorder- und einer Kehrseite unterstand. Ja, um es kurz zu sagen: in dieser Stadt war alles verboten und alles erlaubt. Das wunderbarste Schicksal traf auf solchen Entdeckerfahrten im Reich der Düfte jene, deren Lustboot in dem Meere der Gerüche scheiterte und von der Schaukelflut an ein Gestad getragen wurde, wo sich neue Schauer der Lust dem Schiffbrüchigen ins innerste Mark der Seele stahlen und ihn für immer blind und blöde für die sichtbaren Wunder der Stadt mit den goldenen Toren machten, deren Bewohner für die stumpf gewordenen Entdecker solcher Welten nur ein Lächeln satter Verachtung übrig hatten und dies Gezücht der Duftschmecker und Nüsternprotzen nur duldeten, weil sich einst sogar ein König unter es verirrt und ihre Gilde durch seine stammelnden Gesänge geehrt hatte.

Leider muß der okkulte Forscher aber auch melden, daß jeder dieser Traumfahrer den andern für einen schamlosen Aufschneider oder Lügner hielt, wenn er vor bekränzten und geputzten Frauen seine Entdeckungsfahrten zum besten gab und dabei wie ein Verzückter mit den kleinen braunen Äuglein der Tohuianer die lauschende Runde anblinzelte. – –

Im allgemeinen herrschte auf der Atlantis die Einehe. Nur dem Kaiser und den kaiserlichen Prinzen war es, wenn auch nicht dem Gesetze nach, gestattet, in durch den Klatsch gemilderter Vielweiberei zu leben, und die hohen, höchsten und allerhöchsten Herren benutzten die Lustbarkeitsanstalten des Hofes, die klösterlichen Siedelungen der heiligen Tempeltänzerinnen und der Puppenspielerinnen, um ihre unverbrieften Hoheitsrechte nach eingeborenem Bedürfnis auszuüben. Wenn, toltekisch gesprochen, einer der erhabenen Herren den Schlangenbiß der Liebesgöttin Azlipetahizlapatalitl verspürte, ließ er der auserwählten Tempeltänzerin, die sein Auge erfreut hatte, durch den obersten Eunuchen seines Hofstaates eine untadelige Pfauenfeder übersenden. Diese Pfauenfeder stammte von den Schwänzen der hundert Sonnenaugenpfauen, die als geheiligte Tiere in den Tempelgärten gehalten wurden und die Luft mit ihrem gellen Geschrei und dem metallischen Laut der aufgestellten Schweife erfüllten. Es galt als Staatsverbrechen, einen Pfau, als das der Sonne heilige Tier, zu töten, und nur dem Kaiser stand das Recht zu, dem Riesenpfau aus Edelsteinen, der den obersten Marmorwürfel des siebzehnstöckigen Sonnentempelturmes krönte, Weihrauch und Wein in einer silbernen Schale zu opfern. Vor diesem Standbild pflegten dreißig Priester jeden Abend aus silbernen Posaunen das Danklied des Tages der scheidenden Sonne nachzublasen, und während diese Weise in feierlichen Wellen aus der Höhe herniederfloß, schwieg in den Gassen Tohus jeder Laut.

Für die Ehe gab es in Tohu eigene Unterrichtsanstalten, in denen die Frauen die tohuianische Kunst lernten, am Tage, da sie verschleiert vor ihren künftigen Gatten traten, mit dem rechten Aug zu weinen und mit dem linken zu lachen. Den Ring, der auch damals, als in sich ruhender Kreis, als Sinnbild ewiger

Zusammengehörigkeit und Treue galt, trugen die Schönen nicht an der Hand, sondern an der rechten großen Zehe, und er war nicht von Gold, sondern von Kupfer. Zu den Eigentümlichkeiten des toltekischen Eherechts gehörte ferner ein bis in feinste Unterscheidungen und Haarspaltereien ausgearbeitetes Gesetzbuch über das Recht, den zu spät heimkehrenden Gemahl mit einer Anrede zu begrüßen, oder, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, eine Gardinenpredigt zu halten. Man unterschied Gardinenpredigten sub rosa, bei denen die Rednerin ein frisches Rosenkränzlein auf dem Haupt tragen mußte, und solche, bei denen die Gattin ein randvolles Glas des heiligen Lebenssaftes Botyros in der Hand halten mußte und kein Tröpflein davon verschütten durfte. Die Chronisten der Stadt mit den goldenen Toren melden, daß sich diese Gläserreden keiner besonderen Gunst erfreuten, weil sie die Bewegungsfreiheit der Rednerinnen hemmten.

Was nun die Schönheit der Tohuianerinnen anbelangt, so sind deren Füße –

Hier brach Josef Schwepfinger ab und sagte lachend: »Leider hat mein Büchlein ein End, und es war mir, trotz aller Bemühungen, nicht möglich, den Schluß zu bekommen.«

Kunrath lächelte vor sich hin: »Das ist schade; denn ich hätte gar zu gern gehört, was der satirische Schuft, in dem ein Dichter steckt, über die Schönheit der Tohuianerinnen zu sagen hatte. Ich werde sie mir daraufhin morgen auf der Straße ansehen und feststellen, ob seit dem Untergang des letzten Zipfels der Atlantis eine Verbesserung oder Verschlechterung der Rasseneigentümlichkeiten eingetreten ist. Ich bin ja von Berufswegen so ziemlich mit allen Typen vertraut, an denen einst die Sehnsucht ganzer Männergeschlechter hing –«

»Ich möchte gerne wissen, wann sich der Meister des Ulks bewußt wurde, den sich ein Jünger mit ihm erlaubt hatte,« bemerkte Hans. »Denn aus dem, was wir gehört haben, geht nichts hervor, an dem der Meister hätte Anstoß nehmen können.«

Joseph Schwepfinger lachte dröhnend: »Oh, ich trau ihm zu, daß er erst spät hinter die Viecherei kam; denn der Mann hörte

sich gar zu gern reden, und wenn er nur seine eigene Stimme zu hören bekam, floß ihm vor seligem Behagen der Prophetenspeichel aus dem Mund: es war ihm ganz gleich, was er da sagte, wenn's nur schön klang –«

Kunrath schüttelte nachdenklich den Kopf: »Mich interessiert der Herr Piffke im Grund viel mehr als der Meister: die Phantasie, die in der Schilderung der Stadt Tohu ihr Pfauenrad schlägt, bestärkt mich in meinem Glauben, daß auch über Sümpfen manchmal Irrlichter aufleuchten, die aus dem Heimweh nach alten Paradiesen stammen und wie in einem Welträuschlein tanzen –«

Ich fragte: »Und wie ist denn die Herrlichkeit da drüben zu Ende gegangen?«

»Die Werkstätte „Humanitas" steht nicht mehr: Vor zwei Jahren tauchte hierum ein Brandstifter auf, der die ganze Umgegend in Schrecken versetzte; denn jede Woche flammte bald da und bald dort ein Hof auf oder ein Ziegelstadel, ohne daß es gelingen wollte, den Halunken zu erwischen. Eine Tages krähte der rote Hahn auch auf der famosen Werkstatt, und die Bauern taten nicht allzuviel, um die Scheuer zu retten: denn das Bruderschaftswesen war ihnen schon längst ein Dorn im Aug, und lange hätten sie die Herrlichkeit ohnehin nicht mehr geduldet. Als die Stadtgemeinde München es ablehnte, den Meister auf ihre Kosten im Ratskeller zu verköstigen, entschloß sich der Empörte, den Staub der undankbaren Stadt von seinen Sandalen zu schütteln. Daß er so rasch seinen verlorenen Posten aufgab, daran mochte auch der hinausgeworfene Piffke sein gut Teil Schuld tragen: denn seit dem Tage seiner Hinausbeförderung verging kein Tag, an dem nicht irgendeine boshafte Notiz über die Werkstätte „Humanitas" und die Heilsboten in einer Münchener Zeitung erschien. Als aber Piffke eines Tages behauptete, der Meister unterhalte eine blühende Kolonie von Kopfläusen in seiner Heilandsmähne, da riß dem Propheten die Geduld: er verzog sich mit seinem ganzen Heilsplunder in östliche Gebiete, und später tauchte die Nachricht auf, er trage sich mit der Absicht, in Ägypten, zu Füßen der alten Sphinx, eine neue Heilsanstalt in Verbindung mit einem wissenschaft-

lichen Orakel zu gründen. Verschiedene Herren, für die ich arbeitete, erhielten sogar eine Einladung zur Zeichnung einer Aktie im Nominalwert von zehntausend Mark bei einem Stammkapital von sechs Millionen. Als Verzinsung waren ihnen zehn vom Hundert in Aussicht gestellt; aber die Gründung kam, wie ich später hörte, nicht zustande, und auch ein neuer Plan, das verfallene Schloß Bacoli bei Neapel zu einer großen Menschheitserziehungsanstalt auszubauen, schlug dem Meister fehl. Seit dieser Zeit habe ich nichts mehr von ihm gehört; aber ich denke mir, daß er, als richtiger Kostgänger Gottes, irgendwo schon sein gutes Futterplätzle gefunden hat. Die Propheten fallen, wie die Katzen, immer auf ihre Füße –«

»Prosit, Meister Schwepfinger!« rief Kunrath, als der Kunstschmied seine Erzählung beendet hatte und nach seinem Glase griff, um einen tüchtigen Schluck zu tun. »Vor Ihren Augen ist nicht gut sündigen.«

»Ich hab scharfe Bauernaugen, da ist das Sehen keine Kunst,« entgegnete Schwepfinger im vollen Leuchten des Glücks, indem er seiner Frau zutrank, die ganz leise wieder an den Tisch getreten war und nun wie eine Prachtgestalt aus altem Volksgeblüt neben ihrem Manne stand. »Aber eigentlich denk ich doch manchmal mit einer heimlichen Freud an die Zeit zurück, wo ich auch, wenn schon nicht lange, mit einem Heilandsbewußtsein in der Welt herumstreunte. Es war zwar allerdings, wenn ich ehrlich sein soll, nur ein schwaches Flämmle, und ich glaub, daß auch die Brüder mit den sanften Apostelköpfen mich nicht für einen Gewappelten nahmen. Immerhin hab ich heut noch was für die Sorte übrig, und wenn einer, was gar nicht selten geschieht, an unsere Tür klopft oder gar Grüße von meinem Freund Fabian überbringt, bekommt er ein ordentliches Stück Bauerngeselchtes und einen Schoppen Weißen vorgesetzt.«

»Sie haben uns ja gar nicht den Namen des Meisters gesagt,« bemerkte Kunrath.

»Richtig: er hieß Xaver Wurzer, und ich glaube, bis heut weiß kein Mensch, woher er stammte, und was er eigentlich gewesen ist: Kunstmaler, Schauspieler, Theosoph, Kunsttöpfer, Heilandsaffe und Hochstapler, alles in einer Person.«

Nun trat auch Hansens Braut herzu und brachte allerlei Neues: ein Gemeindebote wartete mit den genehmigten Plänen zu der neuen Schmiede, die etwas weiter nach rechts, an Stelle eines abbruchreifen Heustadels, erbaut werden sollte; ein Nachbar, dessen Sohn kurz zuvor gestorben war, bot sein Haus zum Verkauf an, und ein Stabeisenhändler verlangte den Meister Schwepfinger zu sprechen. Die beiden Gesellschafter erhoben sich, um dem Manne Bescheid zu erteilen, während wir noch ein Weilchen bei den Frauen stehenblieben. Alles, was wir aus deren Mund über die Pläne der Schmiede hörten, zeigte, daß da ein Doppelschiffchen auf einem guten Fahrwasser schwamm. Ehe wir Abschied nahmen, verlangte Kunrath noch die Blumen des Fräulein Gertrud zu sehen, und als er mit ihr aus dem Nachbargarten zurückkam, zwinkerte er mich vergnügt an, ohne über den Grund seiner heimlichen Freude ein Wörtchen verlauten zu lassen. Vor dem Gittertürchen behielt er noch einmal die Hand Gertruds in der seinen und sagte leise: »Ich hoffe, Ihnen das nächste Mal eine gute Heilsbotschaft bringen zu können.«

Da flammte etwas Wildes in dem Gesicht der Braut empor; sie trat zurück und sagte mit herber Stimme: »O wir zwei, Hans und ich brauchen niemand zu unserm Glück –. Wir fechten es schon allein durch.«

Kunrath erhob scherzhaft drohend den Zeigefinger, und wir traten unseren Heimweg an. Kunrath blieb schweigsam und schüttelte während des Gehens zuweilen seinen Kopf, als ob er immer wieder eine innere Wahrnehmung bestätigen müßte.

»Wie wäre es, wenn wir auf der Höhe heimwärts gingen?« fragte ich endlich meinen versunken einherschreitenden Begleiter.

»Ja, Sie haben recht. Wenn der Abend kommt, soll man auf Höhen gehen. So ein Höhengang paßt übrigens vortrefflich zu meiner Stimmung: ich habe mich lange nicht so gut unterhalten wie bei der Erzählung des Schmieds. Sehen Sie, mein Lieber, ich habe solche Leute aus dem Volke gerne. Kraftkerle, die alle Bildung gewaltsam an sich reißen, ohne dabei ihre Urwüchsigkeit zu verlieren, und dann, als abgeklärte Männer, beneidenswert

sicher auf dem Erdboden stehen, weil sie nie ganz auf die Höhe gelangen, wo der Blick erst gewahr wird, daß er nichts ergründen und nichts erfassen kann. Wir müssen wieder einsehen lernen, welche Kraft in der Seele des Volkes wirkt, wenn es sich an die Tafel des Lebens setzt und da die wahren Genüsse und Freuden findet, deren die kranken Kulturmenschen längst müde geworden sind.«

»Und wie steht es nun mit dem jungen Herrn Nonnenbruch?«

»Ja, das ist eine eigene Sache: er ist gegen seinen alten Herrn von einer grenzenlosen Erbitterung erfüllt, die mir nur beweist, daß sich oft die besten Menschen nicht verstehen können und vielleicht auch nicht verstehen wollen. Der Alte kann sich absolut nicht in den Jungen hineindenken, und dieser sieht in der Halsstarrigkeit seines Vaters die reine Böswilligkeit. Na, ich denke, wir werden die Sache schon ins reine bringen, und im übrigen vertraue ich der Wahrheit des Spruches: Frauenwille, Gotteswille.«

Wir waren inzwischen oben auf dem Plätzchen hinter der Schloßwirtschaft angelangt, und Kunrath blieb stehen, um den Ausblick von der Höhe des Steilrandes aus zu genießen: vor unseren Blicken lag die grüne Talfläche zwischen den bewaldeten Ufern der unsichtbar dahinströmenden Isar und dem kiesigen Steilrande der Hochebene, und darüber verlor sich der schweifende Blick in dem breiten, reglosen Wipfelmeere des Englischen Gartens und der Waldungen beim Aumeister. Der West war ganz in Gold getaucht, das sich, im Südwesten, über der rauchigen Stadt zu düsterem Rot vertiefte, in blutigen Strömen auseinanderfloß und die Frauentürme fast drohend wie aus einem beginnenden Weltbrande hervortreten ließ.

Nach einer Weile stummen Schauens sagte Kunrath: »Da liegt sie, die Sirene, das Geschwür, die Bestie, das Ungeheuer, die Großstadt, die ich liebe und hasse und doch nicht entbehren kann. Was nützt es mir, daß ich mir sage: das Land ist Gottes und die Großstadt des Teufels? Ist es nicht, als ob dort, über den Wipfeln, schwelende Flammen aus einer Titanenesse emporschlügen, wo Tausende von Fesseln und Ketten ge-

schmiedet werden und die zahllosen Hämmer des Schicksals laut wie der freche Tag und leise wie der Pulsschlag des Herzens arbeiten? Mich faßt zuweilen ein Grauen, wenn ich an den tosenden Krater denke und ihn wie die Höllenkreise Dantes mit dem Geiste eines Mannes durchwandle, den es zuweilen schon wie ein Abendhauch von jenseits des Schleiers streift, in dem das wirkhafte Wesen der Dinge ruht. Ich habe mir, für meinen Privatgebrauch, das Inferno der Großstadt in sieben Ringe eingeteilt, von dem jeder sein eigenes Gesicht zeigt und die Züge seiner Verdammten oder seiner Seligen – denn auch Selige leben in dieser ewig kreisenden Hölle – modelt wie der spielende Daumen eines Schöpfers, dessen Finger doch Not und Notwendigkeit heißen. Im untersten Kreise, in der Tiefe der Tiefen, braust und brodelt es wie in einem schwangeren Hexenkessel, wo die ungefügen Gesichter wie ein Versprechen aller Möglichkeiten anmuten und Gott und Bestie in dem einzelnen nur selten zu großem Kampfe kommen. Die Hefe gärt, und das unterirdische Getön klimmt an den schwimmenden Wänden des Höllentrichters empor wie eine Drohung, wie eine Verheißung und eine Verführung, der bald, ob sie nun wollen oder nicht, alle Ringe lauschen müssen. Jammer und Not, Laster und Krankheit, Gier und Haß haben sich in die fahlen Züge der da unten Hausenden eingeschrieben, die in diese Tiefe gebannt sind, wo die Gegenwart allmächtig wirkt und nichts kennt als ihre ewigen Bedürfnisse, Hunger und Liebe und Liebe und Hunger unter der Peitsche des Treibers.

Etwas über diesen Gebundenen läuft der zweite Ring, wo die kleinen Leute wohnen, die ebenfalls durch Natur und Begabung an ihre Stelle gebannt sind: alles, was in kleinen und kleinlichen Geschäften aufgeht; was in fremdem Dienst oder in einem eigenen kleinen Geschäfte sich müht, um etwas über die Tiefe, wo der gährende Schlamm brodelt und Giftblasen aufwirft, ein bißchen mehr Himmelslicht zu genießen, und vielleicht eine Stelle höher zu klimmen: – alles was geizt und schachert und schmilzt und gräbt und brennt – kurzum das Volk, das in den Zellen der unsaubern Zinshäuser wie in Bienenstöcken haust und nur am Sonntag einen tieferen Hauch der freien Natur zu

spüren bekommt, all das hockt da und liebt und haßt und zankt und scherzt beisammen.

Vom dritten Höllenkreise an, wo sich das bessere Kleinbürgertum ineinanderschiebt, sind die Ringe nicht mehr so scharf getrennt: schmale Steige und Wege führen als Verbindungsmöglichkeiten von da aus zu den oberen Ringen hinauf. Oft verleiht eine große Begabung Geist und Flügel; oft auch flößt ein weibliches Wesen, dem die Natur Mutterwitz und Schönheit mitgeben, einem Menschen in der Höhe ein Begehren ein, und die Glückliche darf sich, dauernd oder vorübergehend, auf eine Stelle setzen, wo sie im Schutz eines echten Gefühls oder als verlockende Blüte der Sümpfe, wie sie auf allen Ringen glänzen und gleißen, ihr Dasein in die Sicherheit geruhigen Lebens hinüberretten mag.

Es folgen der vierte Ring, wo das üppige Bürgertum, der fünfte, wo die Arbeiter oder Sklaven des Geistes, der sechste, wo die vornehmen Luxusmenschen, und der siebente, wo die wirklichen Herrenmenschen jeder Art, wo die großen Künstler und großen Herren, Industriekapitäne, Geldfürsten und Aristokraten hausen.

Alle diese Ringe haben ihren eigenen Horizont, ihre eigene Moral, ihr eigene Sitte, ihre eigene Not, und selten sind die Bewohner des einen fähig, die Leiden und Freuden der andern zu verstehen. Unaufhörlich wechseln Licht und Schatten in diesem Höllentrichter: der Geist wirft seine Helle aus der Höhe in die Tiefe, und das Begehren ballt von unten seine Fäuste und bedroht alle, die anscheinend als Olympier im Lichte wohnen und infolge einer Augentäuschung aller irdischen Not entrückt scheinen. Es gehört zum Wesen der Hölle, daß jeder Ring mit seinen eigenen Gesetzen lebt, mag auch der einzelne, mitleidig oder grollend, tröstend aus der Höhe in die Tiefe steigen und, rein als Mensch genommen, alles zu verstehen suchen, was sich auf den einzelnen Höllenringen begibt. Denn das Gesetz dieser glitzernden Großstadthölle unserer Zeit besteht darin, daß nur wenige ihrer Inwohner ganze, volle Menschen sein dürfen: jeder läuft auf seinem Ring wie besessen im Kreis herum, und dieses einförmige Unterfangen nennt er seinen Beruf, seine

Würde, seine Ehre, sein Glück, seine Erde. Das Fachwissen oder die mechanische Arbeit haben das wirkliche Vollmenschentum ertötet oder verstümmelt, und auch die Frauen, die ewig gefesselten und doch so anmutig schweifenden unruhigen Kinder der Natur, müssen, wohl oder übel, diesen Kreislauf mitmachen, ob auch ihr Wesen dazu neigt, in der Ruhe eines gesicherten Lebenszieles aufzugehen. Nicht Menschen mehr bringt uns in der Großstadt das Weib zur Welt, sondern nur Ringbewohner und Arbeitstiere, ob diese nun auf dem ererbten Ring ihren Kreislauf beginnen und endigen, oder einen höheren Kreis erklimmen, um da ihren eintönigen oder rasenden Rundlauf zu beginnen und als Dickwänste oder ausgedörrte Automaten und Übersättigte zu endigen, die von dem Erbe der Vergangenheit nur das zu kosten bekommen, was ihre überreizten Sinne am Abend, wenn die Jagd nach dem Gelde zur Jagd nach dem Genuß wird, zu kosten bekommen, wobei kein ausgesprochener Geschmack nach dieser oder jener Speise verlangt, sondern gierig mit dem vorlieb nimmt, was ihm die Mode an Edelstem oder Gemeinstem in zerbrechlichen Schüsseln auftischt. Wir alle gehen an der Einseitigkeit und Sinnlosigkeit dieses Höllenlebens zugrunde! Haben Sie jemals die Erfahrung gemacht, wie unwissend in allen Dingen höhern Menschentums selbst die Leute sind, die im Dienst des Geistes stehen und oft genug die äußeren Geschicke der Menschheit bestimmen, wenn ihnen eine technische Erfindung gelingt? Und die andern, die oben in der Höhe thronen und die brodelnde Tiefe übersehen können, stehen dem Leben nicht mit größerem Verständnis gegenüber: gerade dadurch, daß sie dem Zwang der leiblichen Bedürfnisse enthoben sind, wird das Leben für die meisten erst recht sinnlos und zu einem Quell der Langeweile; denn das Leben in seiner höchsten Form und Höhe will die schöpferische Bewältigung: wir sollen als Gestalter ein Werk aus ihm machen, wie aus uns selbst, so daß der Tod als Vollender eines schönen durchgekneteten Gebildes den letzten Meißelschlag tun darf und mit einem Male ein verklärtes Angesicht enthüllt. Ich habe Menschen gesehen, die als Vollendete auf ihrem Sterbelager lagen und die Phantasie vergebens reizten, diesen oder jenen ihrer Züge fertig zu dichten.

Im Grunde hat die Aristokratie des Geistes und des Besitzes doch nur einen Sinn: sie soll zeigen, daß es möglich ist, ein Leben in Schönheit zu führen, ohne dem Leben der andern zu nahe zu treten, – eine heikle Sache, da jedes Leben in seinem tiefsten Grunde doch auf der Ausbeutung der andern beruht und, in seiner grauenhaft wundersamen Verwobenheit, jeden zum Diener und Herrn der anderen macht. Und dabei leben sie alle, als ob dieser Höllentrichter eine Notwendigkeit wäre, als ob es keine seligen Winkel voll rauschender Bäche, keine reinen Frauen und ewigen Sterne gäbe! Und keiner weiß, daß Weltfrömmigkeit und Gottesfreundschaft aus der gleichen Quelle rinnen und wieder in ein überirdisches Leben münden, dessen Wesen nur im dämmernden Gefühl seine Verheißungen ins Licht des Tages sendet und trübe wird, wenn wir an seinen Schleiern zerren. Und keiner hat eine Ahnung des Furchtbaren, in dessen Dienst er sein Leben als Sklave einer Notdurft oder eines Jedals verbringt; und keiner weiß, daß hinter jeder Maske – denn Masken sind wir alle – ein Gedanke hervorgrinst, der die Gesichter modelt und schon dem Äußern den Stempel seines schöpferischen Willens, teuflisch wie ein Gott im Schaffen, allmählich aufprägt. Es ist etwas Furchtbares um den Gedanken, der Formen heraustreibt und seine Pranken in den Nacken seiner Geschöpfe gräbt und ihnen noch den Wahn wie einen Dolch in die Seele stößt, sie seien frei und fähig, aus dem Höllenkreis in jene Paradiese zu gelangen, wo die Tierhaftigkeit des Menschen wie Göttlichkeit wirkt und auf eine Weise zum Kinde macht. Ach wir Armen!

Ich werde meinem Freunde Nonnenbruch die Meinung über seine Starrköpfigkeit sagen und ihm bedeuten, daß der gute Hans recht getan, das Schreiberhandwerk an den Nagel zu hängen und sein Leben nach seiner Art einzurichten. Die beiden Freunde werden ihren Weg machen.«

Ich entgegnete: »Nun ja, sie wohnen am Rande des Trichters und könnten ohne ihn doch nicht leben.«

Kunrath nickte: »Mag sein. Ich will auch zugeben, daß man, als Augenmensch allerlei Schönes und Erfreuliches auf den einzelnen Ringen erleben kann. Wenn ich oft durch die abend-

lichen Straßen unserer Stadt gehe und das herrliche Licht, oder da und dort ein schöngiebeliges Haus, ein reizvolles Gesims oder den malerischen Durchblick in ein altes Höfchen mit einem verlassenen Brunnen genieße, meine ich, das Leben sei eine einzige, unsterblich süße Jugend. Wenn dann gar ein Hauch des Frühlings in die Dämmerung hereinweht und dem innern Auge ein Beet voller Schneeglöckchen oder einen Waldhang mit blühenden Anemonen vor die Seele zaubert, kommen mir altem Manne die Tränen darüber, daß mit einem einzigen leisen Duft eine unendliche Welt zauberhaften Dämmerlebens in uns emporstieben und zu beseligendem Besitztum werden kann. Aber es wird spät. Gehen wir.«

Als wir, rüstig ausschreitend, an dem Türchen zum Garten der Schloßwirtschaft vorüberkamen, stand da ein wohlgenährter Mann in einem Sportanzug, ein Lodenhütchen mit einem prachtvollen Gamsbart auf dem Kopf, und blickte zufrieden in den Abend hinaus. Als er uns erblickte, stutzte er, und dann riß er das grüne Hütchen mit freudigem Schwung vom Kopfe und rief: »Ah, Herr Doktor, das ist aber schön, daß Sie uns auch einmal die Ehr schenken!«

Kunrath blieb stehen und reichte dem Wohlgenährten die Hand: »Das nenn ich ein Zusammentreffen! Sie sind doch nicht Schloßwirt in Föhring?«

»Jawohl, Herr Doktor, das bin ich. Ich habe mich vor zwei Jahren, gegen den Willen meiner Frau, zur halben Ruh gesetzt; denn die Gute kann ohne Wirtsbetrieb nicht leben. Jetzt bin ich eigentlich nur noch Sonntagswirt und Gutsbesitzer; denn mit der Wirtschaft ist eine große Ökonomie verbunden. Aber darf ich die Herren nicht einladen, einen Augenblick einzutreten? Meine Frau würde sich sehr freuen, den Herrn Doktor zu begrüßen.«

Der Dicke, dessen tadelloses Deutsch mir auffiel, machte dabei eine Verbeugung wie ein waschechter Münchener Wirt, während seine beringte Hand mit einer schweren goldenen Zeuskette spielte, an der über seinem Bauche einige Eberzähne und allerlei geschmiedetes Silberzeug baumelten.

Kunrath reichte dem Schloßwirt die Hand und sagte: »Wir

werden uns ein andermal erlauben, bei Ihnen ein Glas zu trinken, Herr Hiß. Wir kommen öfters in die Gegend.«

»Haben die Herren vielleicht bei dem verrückten Schmied Besuch gemacht? – Nichts für ungut, Herr Doktor! Es wird mich wirklich freuen, wenn Sie mir einmal, vielleicht mit der Frau Gemahlin, die Ehr schenken. Meine Frau brät noch immer die besten Hühner in ganz München und einen Grümello hab ich auch noch im Keller, aber nur für meine Freunde –«

Als wir außer Hörweite waren, sagte Kunrath, über dessen Gesicht es wie von einem heitern Wetterleuchten zuckte: »Unsere Freunde in der Emeraner Schmiede werden so lange als verrückt gelten, bis eine Villa den Bauern und Bürgern beweist, daß man auch einmal auf einem schönen Seitenweg zu bürgerlicher Behäbigkeit gelangen kann. Es ist übrigens merkwürdig, daß ich von unserm Freunde Hans weg gerad dem dicken Hiß in die Arme laufen muß, und ich frage mich, ob mir das ironische Schicksal nicht einen Wink geben will, den Sie erst verstehen werden, wenn ich die Geschichte des Schloßwirts erzählte habe. Es handelt sich um die Geschichte einer Freundschaft zwischen zwei Herren namens

Hiß und Huß.

Ich war vierzig Jahre alt, als es meinen Freunden, nicht ohne die größte Mühe, gelang, mir ein bescheidenes Futterplätzlein an der bayrischen Staatskrippe zu ergattern. Ich hatte bis dahin in Florenz mit achthundert Lire im Jahr schlecht und recht als armer Kunstgelehrter gelebt und war also wie kein zweiter darauf vorbereitet, mit einem ganz geringen Gehalt in der Heimat auszukommen. Es gibt wirklich ein goldenes Elend in der Welt, und das einzig Schöne daran ist, daß, wer es einmal gekostet hat, das heimliche Heimweh danach Zeit seines Lebens behält, so hart es auch für den, der spät an den vollen Tisch des Lebens gelangt, sein müßte, wieder in die Freiheit bettelhafter Armut zurückzukehren. Ich muß bemerken, daß ich mich in Italien, wo mich auf Schritt und Tritt die lebendigste Vergangenheit umgab und auch noch aus den schönen Menschen in den Gassen zu mir sprach, förmlich in einen ingrimmigen Haß

gegen den Kunst- und Reisepöbel hineinwühlte, der Jahr für Jahr um die Zeit, wenn die Mandeln in den Weingärten zu blühen beginnen, den Süden überflutet. In einem florentinischen Hotel hätte ich fast einmal eine Tracht gut deutscher Prügel bekommen, weil ich mir erlaubte, in dem übervollen Speisesaal dem Wirt zuzurufen: Herr Weißschädel, schmeißen Sie doch gefälligst den Reisepöbel hinaus! – Dieselbe Gesinnung brachte ich auch in mein Amt als Konservator an der alten Pinakothek mit, und am liebsten hätte ich die Menge, die sich da an gewissen Tagen gaffend herumschob und alles so niedlich oder very nice fand, zuweilen durch die Schergen der Gewalt entfernt, damit die wenigen Würdigen im Genuß der herumhängenden Herrlichkeiten nicht gestört würden.

Zu meinen täglichen Amtspflichten gehörte es, die Bildersäle nach den Besuchsstunden zu schließen, und obwohl die Pünktlichkeit nicht zu meinen hervorragendsten Tugenden gehört, erschien ich immer ein paar Minuten vor der festgesetzten Zeit mit meinem amtlichen Schlüsselbund in der Hand, um die Gaffer aus den Sälen zu vertreiben. Im übrigen merkte ich sofort, daß in dem Strom dieses Kunstpublikums die merkwürdigsten Hechte schwammen: da gab es Leute, die immer nur ein Lieblingsbild besahen und dann, gesättigt und zufrieden, davongingen; andere hatten sich aus der Fülle des Gebotenen sozusagen eine kleine Privatgalerie zusammengestellt, vor der sie in gesetzmäßigem Rundgang ihre Andacht verrichteten und jeden, der sich eine längere Betrachtung *ihres* Bildes gestattete, mit scheelen oder giftigen Blicken ansahen. Es waren übrigens nicht immer die besten Bilder, vor denen sich diese Sonderlinge herumtrieben, und gerne hätte ich mich manchmal mit diesem oder jenem in eine Unterredung eingelassen, wenn mir nicht die Scheu, ein Gefühl zu verletzen oder auch nur mit einem Amtsfinger zu berühren, zur zweiten Natur geworden wäre. Ich gestehe, daß es mir manchmal schwer wurde, *kein* Gespräch anzuknüpfen; denn durch nichts verrät der Mensch sein Wesen so sehr als durch sein Verhalten vor den Werken der Kunst, oder, allgemein gesprochen, vor der Schönheit.

Unter den regelmäßigen Sonntagsbesuchern fiel mir einige

Wochen nach Antritt meines Amtes ein schöngelockter Herr auf, der einen mächtigen Künstlerschlapphut auf seiner wohlgeölten Haarfülle trug und in seinem schwarzen Tuchmantel eiligst durch die vorderen Säle schritt, ohne den Rembrandts oder Rubens einen Blick zu gönnen. Ich merkte auch bald, worauf es der Herr, dessen üppiger Knebelbart auf einen Künstler schließen ließ, abgesehen hatte: wenn er bemerkte, daß ein Besucher vor dem herrlichen Tiepolo »Die Weisen aus dem Morgenland« stand und durch seine Miene zu beklagen schien, daß das Bild viel zu hoch dazu noch über einer Türe hing, so sprach er ihn an und begann unverweilt und mörderisch auf die Leitung der Galerie zu schimpfen, die ein solches Meisterwerk tothänge. Einzelne Besucher billigten, laut oder leise, diesen Groll, während andere, denen die Achtung vor dem Bestehenden offenbar in den Knochen lag, eiligst aus der Nähe des lärmenden Nörglers wegstrebten, um nicht das Auge eines gestrengen Beamten auf sich zu ziehen. Ich selbst empfand die Tatsache, daß eines der reizvollsten Werke unserer Galerie an dieser Stelle hing, längst als beklagenswerten Übelstand; aber mein Geheimrat hatte offenbar keinen Sinn für die prunkhafte Schönheit des Werkes und ließ es nach wie vor an seiner windigen Stelle. Es wunderte mich, daß sich der schöngelockte Herr mit dem trefflichen Mundwerk nicht an mich herantraute; denn er mußte bemerkt haben, daß auch ich mich zuweilen in seiner Nähe herumdrückte, um von diesen Ausbrüchen eines gesättigten Grolls kein Wörtl zu verlieren. Eines Tages aber erlebte ich es, daß er in einem neuen Besucher der Galerie einen Genossen fand: es war dies ein sehr sauber gekleideter, kaum mittelgroßer Mann, der wie ein kleiner Beamter oder besserer Schreiber aussah und sofort auf den Ton einging, den der Nörgler anzuschlagen liebte. Der Zusammenklang der beiden Männerstimmen ergab sofort ein prächtiges Wettschimpfen, und da ich mich nun zwei Feinden unserer Anstalt gegenüber sah, zog ich es vor, mich in die Stille meiner sonntäglichen Amtsstube zurückzuflüchten. Am nächsten Sonntag jedoch war ich dazu verurteilt, dem Ausbruch der Empörung wieder anzuwohnen; nur war es diesmal der Kleine, der beim Schimpfen das große Wort führte und eine Fertigkeit

im unterfränkischen, oder genauer gesagt, im Aschaffenburger Dialekt entwickelte, die mein heimatliches Herz entzückte und auch in dem Kreise, der sich um die beiden Grantler sammelte, heitersten Beifall fand. Allem Anschein nach mußte der kleinere der beiden Schimpfer schon lange in München leben: er erklärte die ganze Pinakothek kurzerhand für einen Saustall, und der Schöngelockte mit dem Knebelbart schien diese summarische Würdigung zu billigen; denn er nickte wie ein Kenner mit dem Kopfe vor sich hin und warf dann triumphierende Blicke um sich. Ich bedauerte in diesem Augenblick nur, daß unsere Kultusexzellenz nicht zur Stelle war, obwohl ich mir, da die Herren Minister ja meist Juristen sind, nicht allzuviel von dem Anhören dieser urbajuvarischen Unzufriedenheit versprach. Am nächsten Sonntag hingegen blieb es ruhig vor dem schlecht gehängten Bilde, und auch in der Folgezeit ließen sich die Herren, deren Groll nun offenbar gesättigt war, nicht mehr sehen.

Da geschah es, daß mir ein Freund, dem ich meine junggesellige Abneigung gegen gewisse Abfütterungsanstalten der Großstadt klagte, eine Kneipe »Zum Weltmeer« in der Landschaftsgasse empfahl, wo man nur ein paar, aber dafür auserlesene Gerichte bekomme und einen duftigen Veltliner oder auch, zeitweise, einen echten Chianti aus strohumflochtener Flasche dazu erhalte. Der Wirt sei ein Original, der jedermann, bis auf den Prinzregenten, duze und allen, die er nicht beim ersten Besuch hinauswerfe, die sorgsamste Bedienung angedeihen lasse: er heiße Fetter und mache seinem Namen alle Ehre: denn fetter als Fetter könne man unmöglich sein und werden. Da ich just mit meinem Speisehause nicht zufrieden war, machte ich mich noch am gleichen Abend zeitig auf den Weg, um die Behauptungen meines Freundes auf ihre Wahrheit hin zu prüfen und bei meinem richtigen Elendswein Chianti lieben alten Erinnerungen nachzuhängen. Ich fand auch richtig das »Weltmeer« und kam in eine recht kleine, dunkel getäfelte Weinstube, die durch ein niederes Holzgitter gegen den Hintergrund zu abgeschlossen war und, wie mich der erste Rundblick belehrte, höchstens Raum für zwanzig Menschen bot. Es befand sich kein einziger Gast in der Wirtschaft; aber ich hatte gar

keine Zeit, die Abwesenheit der Trinker zu beklagen: denn aus der Türe des Schankgitters schob sich sofort eine mächtige Gestalt heraus, die mich an einen Jordeansschen Prasser erinnerte. Auf dem mächtigen Kopf, dessen Kinn sich in dreifacher Falte auf die Brust herniedersenkte, saß ein gelbbesticktes grünes Samtkäppchen, und den ungeheuren Leib des Einherwandelnden umschloß ein breiter Ledergürtel, dessen Bauchfleck eine zarte Hand mit einem Kranz aus Edelweiß bestickt hatte. Dies war also der gepriesene Herr Fetter, der mir übrigens keine Muße ließ, meinen Betrachtungen nachzuhängen, denn er streckte mir sofort seine mächtige Pratze entgegen und sagte: »Grüaß di Good! Willst aa amal mein Roten versuchen?«

Obwohl ich selbst nur zu den Wahlmünchnern gehörte, merkte ich am Tonfall und Gefüge seiner Sprache sofort, daß der wandelnde Turm vor mir nicht im Lehel oder in der Au geboren war, ließ aber die Stammesangehörigkeit des Herrn einstweilen auf sich beruhen und bestellte einen Schoppen Veltliner, worauf ich auf die hinterste Ecke des Zimmers lossteuerte, vor der mir Herr Fetter sofort jeden Ausgang versperrte, indem er einen Stuhl herbeizog und selbst an dem gebohnten Eichentische Platz nahm. Ein Mädchen, das meine Bestellung gehört haben mußte, brachte gleich darauf zwei Schoppen Wein, deren einen sofort der Wirt in Beschlag nahm, indem er seine Löwenpratze sorglich um den Fuß des Glases herumlegte. »Will sehen, was du zu dem sagst,« bemerkte der Weinschenk, indem er ein winziges Schlückchen auf seine Zunge nahm und im Mund herumwälzte. Ich trank gleichfalls einen kleinen Schluck des herben Weines, der in der Tat ausgezeichnet schmeckte und, eine Seltenheit, die richtige Veltlinertemperatur hatte. Meine Miene mußte dem Dicken gefallen haben; er zwinkerte und sagte: »Du bist kein Münchner! Hier versteht koaner was vom Wein. Hier gibts koa Weinzungen!" Und dann rief er: »Emerenz, 's is ein Gast da!«

Und durch die Gittertüre trat eine zweite Erscheinung mit aufgekrempelten Ärmeln und roten rundlichen Armen hervor, die ihren Herrn Gemahl in schönster Weise ergänzte: Frau Emerenz Fetter entsprach fast dem Idealbild, das sich schmausende Herrschaften mit schleckerigen Zungen von einer hübschen Wirtin

zu machen pflegen: nudelsauber, nett und rundlich, die reine Küchenaphrodite, so stand die hochgewachsene, schon etwas zur Fülle neigende Frau mit dem langstieligen Kochlöffel in der Hand da, und das freundliche Lächeln ihres rosigen Blondinengesichtes verriet nichts von dem unwirschen Zug, der den meisten Köchinnen sonst eigen ist. Sie wischte ihre volle Hand an der weißen Schürze ab, die ihre üppigen Hüften umspannte, ehe sie mir sie, etwas schüchtern, zum Gruße reichte, und dann begann sie sofort im Tonfall einer gut eingelernten Küchensirene: »Wir haben Blut- und Leberwürst – –«

»Der Herr bekommt Pickelsteiner,« entschied der Dicke, ohne mich um meine Meinung zu fragen, worauf die Wirtin gemächlich verschwand und in der Küche ein verheißungsvolles Rumoren begann.

»'S is nix mit de Weibsleut; alles mußt selbst anschaffen,« bemerkte Herr Fetter weiter, worauf er sich seufzend erhob, um einen neuen Gast zu begrüßen, der wie ein verabschiedeter Offizier aussah und am Fenster vorne Platz nahm. Im übrigen fand der Wirt nun keine Zeit mehr, sich weiterhin mit meiner Wenigkeit zu beschäftigen; denn nun kamen die Stammgäste, einer nach dem andern, langsam oder hastig anmarschiert, und jeder erhielt seinen Schoppen Weißen oder Roten vorgesetzt, ohne daß es einer besonderen Bestellung bedurfte. Ich war inzwischen mit meinem wirklich ungewöhnlich guten Pickelsteiner fertig geworden und verlangte gerade nach meinem zweiten Schoppen, als die Tür wieder aufging und die beiden Nörgler, die ich von der Pinakothek her längst kannte, mit dem Gehaben beliebter Stammgäste hereintraten. Sie steuerten sofort auf den Tisch los, wo ich selbst bescheiden in meiner Ecke saß und wo auch der Herr Fetter wieder mit strahlendem Gesicht Platz nahm.

»Servus! Habt's wieder pussiert, ös Hallodri?« fragte der Gastgeber, indem er seine Augen zudrückte, daß sie wie zwei winzige Lichtpünktchen aus der Masse des rosigen Gesichtsspecks hervorglänzten, worauf er sich wieder an mich wandte: »Die mußt kennen lernen, Herr –?«

Ich nannte meinen Namen, und nun stellte mir Herr Fetter den Schöngelockten als Herrn Hiß und seinen Freund als Herrn

Huß vor, worauf ich mich verbeugte, ohne übrigens zu erwähnen, daß ich schon das etwas laute Vergnügen genossen hatte, die beiden Herren bei der Ausübung eines staatsbürgerlichen Rechtes, beim Schimpfen, zu beobachten. Inzwischen war auch schon die Kellnerin erschienen, um zwei Schoppen gelben Rödelseer vor die beiden hinzupflanzen, und wieder konnte ich feststellen, daß auch die Herren Hiß und Huß ihren Wein in ganz feinen Kennerschlückchen zu sich nahmen.

Ich weiß auch heut noch nicht, wodurch ich mir die ausnehmend freundliche Gesinnung des Wirtes verdient hatte; aber das Zwinkern, mit dem er von mir weg auf die beiden Spezl blickte, bewies, daß er mich bereits als würdigen Gast seiner Wirtschaft und als Inhaber eines guten Winkel- und Weinplatzes betrachtete.

»Dein' Namen muß i schon amal irgendwo gelesen haben,« sagte er, als ich meinen zweiten Schoppen in Empfang nahm. »Was bist denn?«

Ich erklärte dem Herrn Fetter Art und Weise meiner Beschäftigung, worauf er meinte: »J' seh schon, in einer Kunststadt muß es aa solchene Leute geben. Aber woaßt, aus Bildern mach ich mir gar nix. Ich bin ein einzigs Mal in eine Ausstellung einigangen, wo grad die fünf Sinn' ausgestellt waren. Gut, hab ich mir gedacht, schaust dir's halt amal an, wie der Bazi den Durst gemalt hat. Da bin ich dir aber schön reing'fallen: da hat's nix zu sehen geben als fünf nackete Frauenzimmer, daß ich mir gedacht hab: Dei' Emerenz is schöner; aber daherführen tust sie fei' net.«

Herr Hiß lachte; aber Herr Fetter ließ sich nicht stören: »Die zwei Hallodri da wirst aa no kennen lernen, wenn d'öfter herkommst und dich an mein' Roten g'wöhnt hast. Der Huß is nämlich der Bräutigam meiner Frau.«

»Sie leben doch nicht in Scheidung?« fragte ich, erstaunt und voll heimlichen Bedauerns, daß eine solch gediegene Erscheinung wie die Wirtin vielleicht schon von heut auf morgen meinem Gesichtskreise entschwinden könne.

»Fällt mir net im Schlaf ein. Du kennst mi no lang net, mei' Liaber! J bin nämlich ein guter Kerl, und der Gedanke, daß

mei' Emerenz als arme tauernde Witib auf der buckligen Welt rumlaufen könnt, bringt mich aus'm Häusl, wenn ich nur im Schlaf dran denk. I woaß, daß mit mir amal plötzlich aus is. Mit so einer Dicken, wie ich sie rumtrag, stirbt's net in dei'm Bett an der Schwindsucht. Da heißt's: eins, zwei, drei: host mi g'segn! Und ich hätt kei Ruh net im Grab, wann i alleweil denken müßt, daß 's meiner armen Emerenz 's Hemd vom Leib runterziehen täten, die Bande, die miserablige. Und da hab ich mir gedacht: suchst ihr halt schon bei deinen Lebzeiten einen Bräutigam, in allen Ehren natürlich, daß du, wenn's Zeit is, in Ruh abfahren kannst. Und da bin ich auf den da g'raten. Wir kennen uns schon fünfzehn Jahr. Einen sparsamern Menschen gibt's in ganz München net.«

Und nun wandte er sich an die Herren Hiß und Huß: »Ihr wißt's, was ausg'macht is: wenn der Doktor sagt, daß 's Wagerl parat steht, dann wird noch eine Flasche echter Schampus, Mumm, getrunken als Verlobungsschoppen, und nachher kann's losgehn. Aber eins sag ich dir, Benno, wenn du mei' Emerenz net glücklich machst, daß sie heult, wann sie an mich denkt, dann geh ich um bei euch, so wahr ich Fetter heiß. Du mußt net glauben, daß Geld allein glücklich macht. Er hat nämlich Draht« – damit wandte er sich wieder an mich – »er ist Golddrahtzieher, und sei' Fabrikl in der Buttermelcherstraßen is ein ganz grüabigs Goldgrüberl.«

Der Golddrahtzieher Benno Huß verzog keine Miene, während der Besitzer seiner Braut an seine eheliche Zukunft rührte; aber die weiteren Bekenntnisse des Herrn Fetter ließen mich erkennen, daß in dem Dicken ein ganz gehöriger Schelm steckte: er fing an, das Glück des künftigen Paares so zu schildern, daß er neben die Reize und Vorzüge der Frau Emerenz auch gleich die Nücken und Tücken der Weiber stellte, und zuletzt schien es mir, als ob er das zum voraus hergerichtete Ehebett einstweilen reichlich mit Dornen gespickt habe. Der schönlockige Herr Hiß aber hörte mit zerstreutem Gesicht zu, in das erst Leben kam, als bald darauf die Kellnerin Fanny eine mächtige Schlachtschüssel vor ihm hinsetzte, über die er sich sofort wie ein ausgehungerter Steinträger hermachte. Noch lebendiger wurde er,

als endlich die rundliche Frau Emerenz selbst in schneeweißer Schürze erschien und zuerst ihrem Künftigen und dann seinem Freunde die Hand mit der gelassenen Verschämtheit einer geborenen Wirtin reichte. Die Anwesenheit einer Frau gab dem Gespräche augenblicklich Schwung. Herr Hiß wischte sich den vollen, üppigen Mund, legte seinen Zahnstocher aus einem Federkiel beiseite, und fing sofort an, von dem lenkbaren Luftschiff zu erzählen, das er demnächst bauen werde: er sei mit seiner Erfindung im reinen und brauche nur noch einen anständigen Kapitalisten, der ihm das nötige Geld, lumpige hunderttausend Mark, vorschieße. Doch hielt sich der Herr Hiß, wie ich bemerken muß, nicht lange bei dieser fragwürdigen Menschensorte auf, sondern bestieg sofort sein Luftfahrzeug, und seine Reisen führten uns samt und sonders in das Reich des Wunderbaren. Er spähte in jedes Storchennest, über das er auf seinen Märchenfahrten wegflog, und die Verbindungen zwischen den schönsten Türmen der ganzen Welt ließen an Schnelligkeit und Sicherheit nichts zu wünschen übrig.

Auch der Golddrahtzieher nahm an diesen Fahrten seines Freundes den lebhaftesten Anteil: er war offenbar selig, bei einem guten Schoppen an der Seite eines solchen Mannes zu sitzen, und sein Gesicht glänzte, als Herr Hiß bei der Entwicklung seiner Pläne immer kühnere Flüge wagte. Wenn er irgendeine Verbesserung, die dem Luftschiffer erst in letzter Zeit gelungen war, zu erwähnen vergaß, holte der Drahtzieher dies Versehen nach, indem er mit strafender Strenge bemerkte: »Du hast schon wieder einmal die Hauptsache vergessen, Alfred!« und dann setzte er den verbesserten Bau ins hellste Licht und hob die Bedeutung jeder Schraube und jedes Stahlreifens mit der Gründlichkeit eines Fachmanns hervor. Donner und Doria! Er ließ, beim Herrgott von Pasing, das Patent seines Freundes nicht verderben; er überwachte Idee und Ausführung mit den Augen eines gerissenen Geschäftsmannes, und dabei glänzte das vogelartige Gesicht des Männchens von der Röte des Glücks, einen großen Mann Freund nennen zu dürfen. Der Gute betrachtete den Erfinder offenbar als sein Eigentum, von dem er das Licht eines höheren Lebens empfing; er bemühte sich sogar, seine

Sprechweise nachzuahmen, und ließ auch zuweilen, wenn er die Bedeutung einer Schraube erklärte, ein amerikanisch klingendes näselndes »well« einfließen, wie wenn er im Land der unbegrenzten Möglichkeiten auf der Dollarjagd gewesen wäre. Seine künftige Braut aber, die Frau Emerenz, saß mit leuchtenden Augen und atmendem Busen in dem herrlichen Dreieck da, in dem sie die Weiblichkeit in ihrer Vollendung, beim Schweigen, vorstellte, und ihre Blicke verkündeten mit strahlender Deutlichkeit, daß sie sich vollkommen glücklich fühlte.

Auch Herr Fetter bewahrte seinen Gleichmut: »Du bist net zu bezahlen,« sagte er, als Herr Hiß, um nach einem Bleistift zu suchen, eine Pause machte. »Dir sieht man's an, daß d' viel in der Welt rumkommen bist. Aber ich mein' halt, von der damischen Luftschifferei haben wir jetzt genug geredt. Dort drüben an der Wand halt ich ein Platzerl frei, daß du deinen Fahrplan hinhängen kannst, wenn er vom Minister der verkehrten Anstalten genehmigt is. Nur eins möcht ich wissen: ob du auch schon an die Luftbahnhöf gedacht hast? Und an die Erholungsheime, die s' brauchen werden für abgestürzte Schwindler? Da kann ich dir helfen, Freunderl. Ich hab einmal eine Bauordnung für Luftschlösser ausg'arbeit, wie ich an Schlaflosigkeit gelitten hab, und zwar auf Grund meiner Erfahrungen, die ich mit dem Münchener Magistrat g'macht hab, wie ich mir ein Sommerhäusl am Giesinger Berg hab bauen wollen. S'is nix draus worden, weil mich das Bauamt zu sehr seckiert hat. Aber eins hab ich 'raus: als Luftschloßbauherr brauchst keinen gelernten Architekten; da is jeder selbst Künstler, und jeder meint, er müßt' in die Beletasch ziehen, wo man auf die schönste Aussicht verzichten kann. Aber daran, daß in den meisten Schwindelbauten keine Küchen und andere sehr notwendige Bequemlichkeiten mit zwei Nullerl vorhanden sind, denken die Herren Inwohner net, solang sie net drin sind. Da is dann kein Wunder, daß so viel Luftschlösser leer stehen; denn essen muß der Mensch auch in einem Luftschloß, und auch der Durst is bekanntlich ein sehr schöns Vergnügen, wenn man was zu trinken hat.«

Obwohl der Abend inzwischen ziemlich vorrückte, blieb ich

tapfer in meiner Ecke sitzen; denn ich wollte den Weggang des Freundespaares abwarten, um etwas Näheres über den schönlockigen Erfinder zu erfahren. Als es gegen elf Uhr ging, zog der Golddrahtzieher ein rundes Lederbeutelchen heraus, um seine Zeche zu begleichen, während Herr Hiß feierlich in die Luft blickte, als sähe er eines seiner Schiffe über der Gegend schweben. Er unterließ es auch, ein Geldstück sehen zu lassen, und ich dachte mir mein Teil. Frau Emerenz reichte den beiden abziehenden Freunden an der Tür schweigend die mollige Hand, Herr Fetter schrieb etwas auf die Schiefertafel neben der Schenkgittertür, nahm einen mächtigen Schluck aus seinem Glase und ließ sich, schwer wie ein Flußpferd, wieder vor mir nieder. Ich muß gestehen, daß diese Freundschaft zwischen den Herren Hiß und Huß in höchstem Grad meine Neugier erregte: denn der Schönlockige gehörte offenbar einer andern bürgerlichen oder geistigen Welt an als der sauber rasierte Golddrahtzieher, dessen Dialekt mich manchmal an ein zartes Sächseln erinnerte, und Herr Fetter bestätigte mir meine Vermutung: der Schönlockige war zur Zeit Maschinenzeichner in der Kraußischen Lokomotivenfabrik, hatte aber eine sehr bewegte Vergangenheit hinter sich. Als junger Ingenieur war er nach Amerika gegangen, wo er aber kein richtiges Unterkommen finden konnte, sondern sein Glück als Oberkellner, Buchdrucker und Lokomotivführer versuchen mußte, bis ihn der deutsche Unruhteufel wieder in die Heimat zurücktrieb. Herr Fetter gab auch seinen Kommentar zu der Geschichte, indem er zwinkernd bemerkte: »Man könnt schon manchmal selbst narrisch werden: der Hansi kommt als Hanswurst fix und fertig auf die Welt, und der Lucki wächst sich erst langsam aus. Aber das is dir fein ein Unterschied: Wann ich 'n Hanswursten mach, will ich auch was für mein Vergnügen haben. 's gibt nix Dümmers, als wenn einer 'n Hanswursten macht und weiß net wofür. Ein unbezahlter Hanswurst ist dümmer wie der Herrgott von Laim.« – Von diesem Herrgott hatte ich damals noch niemals etwas gehört; aber die Eindringlichkeit, mit der Herr Fetter die Würdigung aller irdischen Hanswurste in den mannigfachsten Wendungen glänzen ließ, stimmte mich heiter, und ich nahm mir vor, dem

vortrefflichen Veltliner im »Weltmeer« öfters die Ehre zu erweisen.

Und ohne es zu wollen, wurde ich als angehender Wirtshäusler Zeuge eines Schauspiels, das sich in schönster Folgerichtigkeit zwischen den Wirtsleuten und den Freunden Hiß und Huß abspielte. Dabei machte ich die Erfahrung, daß die lauten Worte oft einen seltsamen Unterton haben und, während sie gleich hochgetakelten Schiffen auf dem Strom des Bewußtseins dahinfahren, von einer geheimnisvollen Flottille von Unterseebooten begleitet werden, die jeden Augenblick das schönste Prachtschiff in Grund und Boden zu bohren vermögen.

Zunächst merkte ich, daß der Erfinder des verbesserten Luftschiffes, »System Hiß«, eine geradezu unüberwindliche Abneigung gegen das Zahlen besaß: er griff zwar, wenn er seinen gesegneten Appetit befriedigt und seinen Rödelseer getrunken hatte, mit der Geste eines Grandseigneurs in seine Westentasche, wo waschechte Kavaliere manchmal ihren Mammon zu verwahren pflegen; aber niemals kam dabei ein Geldstück oder ein schnöder Silberling zum Vorschein, und auch Herr Fetter legte, wie sich zeigte, dieser Herrengeste keinerlei Bedeutung bei. Herr Huß, der künftige Bräutigam und Gatte dagegen, bezahlte mit pünktlichster Regelmäßigkeit seine Genüsse, und mir fiel auf, daß er jeden Abend den gleichen Betrag, gegen zwei Mark, verbrauchte, und der Kellnerin Fanny nie mehr als ein Zehnerl Trinkgeld reichte. Wenn dies neu war, verfehlte er niemals, das Mädchen darauf aufmerksam zu machen. Er aß stets mit dem leichten schmatzenden Behagen eines kleines Mannes, der den Wert eines sicheren Essens zu würdigen weiß, weil es ihm schlecht ergangen ist, während der schöngelockte Herr Hiß das Erscheinen seiner Leibgerichte benutzte, um darzutun, daß es neben den ausgezeichneten Speisen der Frau Emerenz noch eine Menge der köstlichsten eßbaren Dinge in der Welt gab: wenn er ein Schnitzel verspeiste, schilderte er mit vollen Backen den Wohlgeschmack eines jungen Fasans, der auf einem Sauerkräutchen lag, das man in Champagner gekocht hatte, und von einem Limburger Käse kam er schnüffelnd auf die Austern, die man auf Luxustischen nicht nur in Schalen, sondern auch in Pasteten verspeise.

Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir auch, daß der aufgelegte Gourmet eines Tages in London in einer Auster zwei Perlen im Werte von zweitausend Mark gefunden und, als geborener Grandseigneur, sofort zum Besten eines Asyls für gefallene Mädchen veräußert haben wollte. Als Kenner aller ausgeprobten Küchenregeln wußte der Schlecker aber auch anzugeben, welches Leibgericht dieser oder jener große Mann zu unsterblichen Ehren brachte, und dieses schmackhafte Wissen erfüllte mich eine Zeitlang mit wahrer Bewunderung, bis ich darauf kam, daß Herr Hiß seine Geschichten rein aus seinen Fingern sog und Karl der Große wirklich ohne stärkende Fleischbrühe zur Krönung in Rom geschritten war.

Der Mann war in dieser Welt der Phantasiegenüsse besser bewandert, als Herr Grimod und sein Koch auf dem gastronomischen Parnaß, und dabei wußte er stets die besten Bissen aus der Fetterschen Küche zu erwischen, die er dann mit dem unverwüstlichen Behagen eines von Grund aus Glücklichen verspeiste. Die Fettersche Welt- oder Wirtsweisheit aber nahm sich wie eine gut gestimmte Begleitung dazu aus, die sozusagen als Zwischenstimme einer Fuge zur Geltung kam und den Senf zu allem gab. Wenn der Erfinder Hiß erzählte, wie er mit Pierpont Morgan in seinem Palast gefrühstückt habe, sagte der Wirt Fetter mit flötensüßer Stimme: »Hats g'schmeckt? Aber eins mecht i doch wissen; därfst es scho sag'n: is da kein dicks Trumm nachkommen? Das kommt sonst alleweil nach, und manchmal hängt's so tief in die Welt 'nunter, daß man die merkwürdigsten Fisch rausziehen kann, bal's ein Häkle hat. Und alles hat ein Häkle! – Dös werd's scho mirk'n.«

Und wenn der Schönlockige erzählte, er habe schlecht geschlafen, weil er die ganze Nacht hindurch gebüffelt habe, so bemerkte der Nachfolger Falstaffs, in seiner Jugend habe man das anders geheißen, und er gebrauchte ein Zeitwort, das sich im allgemeinen nur des verschwiegensten Gebrauches unter Männern erfreut. Solche Hinterhältigkeiten, die jeweils den Nagel auf den Kopf trafen, kamen aber nicht jeden Tag zum Vorschein, und es half auch nichts, den Zwinkernden durch gewaltsam herbeigeführte Scherze zu stacheln: der Gute ließ sich durch

nichts aus seiner Ruhe bringen und behielt den Zeitpunkt, wo es ihm behagte, seine Weisheit und seine Witze an den Mann zu bringen, so fest wie seine silberne Tabakdose in der Hand. Im übrigen schätzte er es sich offenbar zu besonderer Ehre, daß ich in der Woche drei- oder viermal bei ihm speiste. Er begann sogar, das lebhafteste Interesse an meinem Beruf zu nehmen; ja, er versprach mir sogar, einmal in der Pinakothek zu erscheinen, ohne indessen, als vollendeter Wahlmünchner, sein Versprechen zu erfüllen, worüber ich übrigens nicht unglücklich war. Wenn ich bei Gelegenheit durchblicken ließ, daß es auch mir eine Zeitlang elend ergangen war, legte er seine fette Hand wie tröstend auf meinen Arm und sagte: »Nur net zurückschauen, Freunderl! Ich schau alleweil vorwärts. Was ich da seh, is zwar net lustig; aber es haben's schon Millionen durchgemacht und werden's noch mehr Millionen durchmachen. Bei meinem Begräbnis soll kein Mensch heulen. Hast du schon einmal einen Menschen gekannt, der sein vergangenes Leben, genau so wie's war, noch einmal erleben möcht? Ich net! Also! Schau, ich bin ein ganz merkwürdiger Kerl: wenn mirs zu gut gangen is, hab ich mich alleweil ein bißl geschämt. No, es is net zu oft der Fall gewesen, und eins weiß ich: wenn i' wieder amal auf die Welt kumm, tu ich's net als lediges Kind.«

Diese schamhafte Feinfühligkeit überraschte mich, offengestanden, nicht wenig; aber der weitere Verkehr mit dem dicken Weinwirt entfaltete mir noch ganz andere Heimlichkeiten einer ursprünglichen Seele, und ich mußte die Tatsache anerkennen, daß im Leibe eines Falstaff ein verkümmerter Hamlet hausen und seine Weinsprüche als eigenes Schauspiel genießen kann. Das Zwinkern, mit dem der Nachfolger Sir Johns das Gebaren seiner Gäste begleitete, zeigte, daß er sie wie die Figuren einer Posse genoß, deren Drähte er als geborener Frozzler zu seinem eigenen Behagen in Bewegung setzte. Herr Alfred Hiß, der Freund Pierpont Morgans, liebte ungebrochene Farben und kam jede Woche in einer anderen Weste daher: meist waren es rote, blaue oder grüne Plüschwesten, hinter deren Stickereien Herr Fetter weibliche Hände witterte. Der Schönlockige widersprach niemals, wenn der Wirt auf diese Westen zu sprechen kam,

und sein Freund Benno Huß meckerte so bedeutungsvoll, daß wir nicht umhin konnten, in dem kühnen Luftschiffer einen gottverfluchten Herzensbrecher zu wittern. Im übrigen war diese Luftschifferei sozusagen ein gefundenes Fressen für den Inhaber des »Weltmeeres«: er brachte die beiden Freunde immer wieder auf das System Hiß und ließ sich den Bau des künftigen Prachtseglers immer wieder erklären. Und Herr Hiß sonnte sich wie ein Pfau in dieser Bewunderung; er bot sein Schiff nacheinander dem Deutschen Kaiser, Pierpont Morgan und dem Sultan von Marokko für seinen Harem an, ohne ein Hehl daraus zu machen, daß er noch ganz andere Dinge im Kopfe habe. Er überzog England mit Krieg und ließ durchblicken, daß die schönen Ladies allein einen solchen Feldzug wert wären; und wenn es bei diesem Krieg etwas französisch zugehe, so könne er beim Herrgott von Laim nichts dafür, was schon das französische Sprichwort »A la guerre comme à la guerre« besage.

Mit dem Ausspinnen friedlicher Nebenpläne hatte er dafür um so weniger Glück: wenn er eine »ideale« Schreibmaschine konstruieren wollte, führte ihn sein Freund im Bunde mit dem Herrn Fetter in das geschichtliche deutsche Luftreich zurück, und wohl oder übel mußte er unablässig an der Verbesserung des Systems Hiß arbeiten. Als diese Sache endlich klappte, galt es, einen Namen für das erste Schiff zu finden: Herr Hiß, in dem offenbar klassische Erinnerungen rumorten, dachte an Kastor oder Pollux; aber Herr Fetter meinte, das seien Hundsnamen, und erklärte gebietend: »Emerenz« muß der neue Hiß heißen! Der Erbauer stimmte zu, und Herr Huß versprach, die Taufe zu bezahlen, was dem Herrn Fetter wieder Gelegenheit gab, diese Feierlichkeit in seiner Weise zu glossieren: »Schaut's, Freunderl, dös is so: die Welt hat von Ewigkeit her ein Loch. Früher hab ich gemeint, sie hat nur einen Riß; aber jetzt hab ich herausgebracht, daß sie ein ursprünglichs Loch hat. Und wenn d' mich fragst, warum ich des sag, so rat ich dir: Mach, daß d'net in das große Weltloch fährst; da könnt dir was Sakrisches passieren. Ich wüßt schon was zu erzählen; aber ich will dich net scheu machen. Ein scheu gemachter Mensch is ein armer Hund, und der Tag hat vierundzwanzig Stunden und die Nacht dreizehn.«

Leider muß ich bemerken, daß der Treffliche seinen Wein und seine Weisheit, die mich manchmal ganz orakelhaft anmutete, nicht immer mit der Leichtigkeit eines Tänzers an den Mann brachte: er hatte manchmal Geldsorgen, weil es ihm schwer wurde, seine wirklich liebevoll gehegten Weine in bar zu berappen, und ich begriff allmählich, warum er seiner aphroditisch rundlichen Frau einen Golddrahtzieher zum Bräutigam und Gatten bestellt hatte. Zuweilen atmete er mühsam, und man brauchte kein großer Arzt zu sein, um zu merken, daß der Verlobungsschoppen in extremis in nicht allzugroßer Ferne winkte. Frau Emerenz hingegen saß als die Ewiggleiche, mit dem Behagen einer neugeborenen Venus, die noch keine Geschichte hat, vor den drei Männern, und nur zuweilen, wenn Herr Hiß sein Luftschiff in ein besonders märchenhaftes Land steuerte, wo das Gold gewaschen vom Himmel fiel, hob sich ihr üppiger Busen etwas stärker und gab einem Seufzer Raum. Der Luftschiffer erwies sich auch sonst als zarter Frauenmann; denn er versäumte niemals, der künftigen Frau seines Freundes ein Sträußchen mitzubringen, das sie jeweils behutsam vor sich hinlegte und sorgfältig mitnahm, wenn die Wünsche eines Gastes sie in die Küche riefen.

Aber während sich dieses Lustspiel im deutschen Luftreich abspielte, bereitete sich unten, in der Wirtsstube »Zum Weltmeer«, ein stilles, aber hochbedeutsames Drama vor: Herr Benno Huß fing mit hochgezogenen Augenbrauen an zu merken, daß sein großer Freund und Admiral der künftigen Luftkreuzerflotte aus dem Nichtbezahlen eine Gewohnheit machte; er sah zwar dem unbändigen Behagen, mit dem der Schönlockige die guten Bissen aus der Küche der Frau Emerenz Fetter genoß, mit neidischer Bewunderung zu; aber eine heimlich geflüsterte Frage an den Wirt, wie hoch Hiß in der Kreide stecke, verriet mir, daß ihn diese Eßlust zu gleicher Zeit mit einer geheimen Sorge erfüllte. Wenn er auch seinem Leibspezl alles Gute gönnte, so mußte er sich doch, als künftiger Besitzer der Frau Emerenz, fragen, was entstehen sollte, wenn der Luftschiffer immer tiefer in die Kreide des »Weltmeeres« geriet. Die Äuglein des Herrn Fetter zwinkerten wonnig, als ihn Herr Huß

fragte, ob denn Herr Hiß niemals seine Rechnung bezahle: »Dös is eine Sach für sich. Die macht mir keine Kopfschmerzen,« sagte der Dicke lächelnd. »Mir gefällt er auch so! Ich hab in meinem Leben schon so vielen gepumpt, daß ich mir kein grau's Haar mehr wachsen laß. Die ganze Welt lebt vom Pump! Du bist die einzige Ausnahm, und deshalb kriegst auch die Emerenz.«

So kam es, daß Herr Huß jeden Bissen und jeden Schluck seines Freundes mit einem heiteren und einem nassen Auge begleitete. Der wahrhaft epische Kampf zwischen Miß- und Wohlgefallen, der sich in der Seele des Golddrahtziehers abspielte, spiegelte sich allmählich in hellster Deutlichkeit auf seinem Gesicht wider, und manchmal, wenn der Schönlockige einen gar zu üppigen Bissen hinter dem Gehege seiner breiten gelben Fangzähne verschwinden ließ und ein volles Glas dazu austrank, glitt ein jähes Zucken wie das Wetterleuchten eines bösen Gefühls über seine Züge. Der heimliche Bräutigam versuchte es, den Appetit des Erfinders auf bescheidenere Bahnen zu lenken, indem er ihm bald dieses oder jenes Gemüse, weiße Bohnen oder Linsen, als höchst bekömmlich und besonders nahrhaft anpries. Herr Hiß widersprach auch nicht, sondern würdigte das schmackhafte Linsengericht wie ein Kenner, der weiß, daß es schon in der Bibel eine schöne Rolle spielte; aber diese Gesinnung hielt ihn nicht ab, mit sanftester Stimme Spargel oder Artischockenböden zu verlangen und beim Verspeisen auch noch zu erwähnen, daß man diese Herrengemüse auf zehnerlei Art vertilgen könne. Herr Huß schlich sogar ein paarmal in die Küche, von wo er mit gerötetem Gesicht zurückkam, und ich sagte mir: Es gibt eben Tragödien auf dieser Welt, von denen sich unsere vier- oder fünffüßigen Tragiker auf ihren Stelzen nichts träumen lassen!

Im gleichen Sommer, der mir diese Bekanntschaften im »Weltmeer« brachte, mußte ich eine Studienreise nach Holland machen. Als ich dem Herrn Fetter meine Abreise ankündigte, stieg er, ohne ein Wort zu sagen, in den Keller, von wo er mit einer verstaubten Flasche Grumello, einer ausgesuchten Sorte Veltliner, zurückkam, den wir zusammen tranken, ohne daß von Scheiden die Rede gewesen wäre. Der rubinfarbene,

ins Rostrote spielende Wein war wundervoll; aber ich wartete vergebens auf einen Brocken der Fetterschen Weltanschauung und mußte mich mit dem Vorsatz und der Hoffnung begnügen, mit diesem göttlichen Tropfen später noch nähere Bekanntschaft zu machen. Als ich aber, gegen Ende September, heimkehrte, erfuhr ich beim ersten Gang in die Landschaftsgasse, daß der unbezahlbare Herr Fetter leider nicht mehr im »Weltmeer« und in der Welt der unbezahlten Hanswurste weilte. Der Gute hatte wirklich, wie mir seine Witib mit nassen Augen erzählte, die beiden Freunde Hiß und Huß kommen lassen, als er sein Ende nahe fühlte, hatte eine Flasche Mumm, goût américain, mit ihnen getrunken und war dann, zwei Stunden später, ohne ein weiteres Wort, als stoisch-epikureischer Philosoph, mit dem Gesicht nach der Wand zu, gestorben. Frau Emerenz zerdrückte mit dem rechten Zipfel ihrer blendend weißen Schürze ein Tränlein, als sie mir diesen rührenden Tod erzählte, der für meinen Geschmack nur in dem Heimgang des trinkfesten Sokrates sein antikes Gegenstück hat; sonst aber sah die trauernde Witib in ihrem schwarzen Tuchkleid jugendlicher und schlanker aus, und ihr rundliches, blühendes Gesicht atmete einen solchen Frieden, daß ich für ihr weiteres Glück nicht die mindeste Sorge hegte. Gegen sieben Uhr tauchten auch die beiden Freunde Hiß und Huß wie zwei sichere Sterne auf. Herr Hiß kam zehn Minuten später als sein Freund. Die beiden begrüßten mich mit dem Ernste zweier Männer, die etwas Schweres erlitten haben und in dem Dritten die pflichtgemäße Erwiderung eines schmerzhaften Gefühls ehren. Ich bemerkte, daß Herr Hiß einen breiten Trauerflor um seinen steifen Hut trug, während der Bräutigam in seinem gewöhnlichen schmierigen Filzhut daherkam und sein Eigentumsrecht auf die schöne Wirtin und ihr Erbe dadurch zeigte, daß er sofort in die Küche lief, während sich Herr Hiß auf seinen alten Platz niederließ und heiter wie ein angejahrter Gott, dem kein Geier an der Leber frißt, der guten eßbaren Dinge aus der Küche des »Weltmeers« harrte. Aber er mußte länger warten als früher, und als Herr Huß zurückkam, bemerkte ich, daß der saure Zug um seinen Mund viel schärfer geworden war. Da-

für hieb der Schönlockige um so tapferer ein, als endlich seine Leibspeise, eine fränkische Schlachtschüssel, erschien, und nachdem er sein Leibliches befriedigt hatte, nahm sein Geistiges den gewohnten Schwung, indem er unverweilt daranging, die Ausstattung seines neuesten Luftschiffes zu schildern. Mit dessen Bau war er, wie er seufzend erklärte, endlich nach den gründlichsten Vorstudien ins reine gekommen: da gab es einen Damensalon in Weiß und Gold, für dessen Ausmalung er die ersten Künstler in Anspruch zu nehmen gedachte. Er hatte sich auch schon ein paar Probeskizzen zu der Inneneinrichtung machen lassen, ohne daß bis jetzt eine einzige den Ansprüchen genügt hätte, die er machen mußte, und er schwankte noch zwischen Böcklin und Anton von Werner hin und her ...

Und wieder hörte Frau Emerenz, die inzwischen ganz leise, fast wie ein seliger Geist, in der Schenkstube erschienen war, als holder Engel der Geduld, wie man sie auf Grabmälern sieht, den Verheißungen des Herrn Hiß zu, und wieder hob sich ihr anmutiger Busen, wenn der Luftschiffer die Bequemlichkeiten seiner Luftkreuzerflotte ins hellste Licht stellte.

So ging ein Tag um den andern hin. Der Herbst des Jahres, in dem ich dies alles erlebte, war von jener zauberhaften Schönheit, die es vergessen läßt, daß wir in München keinen Mai und keinen rechten Frühling haben. An einem jener wunderbaren Oktobertage, die in reinem Golde schwimmen und wie in Glück erschauern, wenn ein reifes Blatt zur Erde sinkt, machte ich einen Ausflug ins Isartal und kam abends ziemlich spät in die Landschaftsgasse. Zu meinem Erstaunen erschien gleich nach mir der Golddrahtzieher Benno Huß, und zwar zum erstenmal, seit ich ihn kannte, ohne seinen Schatten. Der Mann war in heftigster Erregung; sein Gesicht glühte von raschem Gehen, und auf seinen dichten Augenbrauen lag das Düster einer dräuenden Gewitterwolke. Er ging auch, gegen seine sonstige Gewohnheit, nicht in die Küche, sondern setzte sich sofort zu mir, ließ sich einen Schoppen Veltliner geben, den er, des Preises wegen, sonst niemals trank, und kaum hatte er die ersten Schlucke genossen, als er auch schon sein Herz aufknöpfte. Er stotterte vor Erregung; aber aus dem, was er in hellem In=

grimm vor mir ausschüttete, erhob sich eine Tragikomödie, die ich wie ein Schlecker genoß.

Die beiden Freunde Hiß und Huß waren auf einem Bummel durch das Isartal bei Grünwald an einem Steinhaufen vorübergekommen, vor dem Herr Hiß den Wunsch verlauten ließ, er wollte, der Haufen wäre pures Gold. Darauf hatte Freund Huß gefragt, was er damit machen würde, wenn der Haufen wirklich pures Gold wäre. Da hatte Herr Hiß begonnen, sein innerstes Gemüt spielen zu lassen: er tat die Errichtung einer Luftschiffahrtslinie Lissabon—Petersburg mit eigenen Schiffen »System Hiß« kurz ab und spielte sich ganz plötzlich mir nichts dir nichts als großer Herr auf. Am linken Steilufer des Isartals, da wo die Hänge den Blick in das weite Land und auf die blaue Welt des Gebirges gestatten, baute er ein Schloß hin, das die Schönheit der französischen Königsschlösser in der üppigen Touraine mit der Pracht deutscher Renaissance vereinigen sollte. Da spielte sich dann ein entsprechendes Leben ab. In einem monumentalen Stall gedachte der Schloßherr englisches Vollblut mit arabischen Hengsten zu kreuzen, um eine neue Pferderasse zu erzeugen, deren Stammväter aus silbernen Raufen und marmornen Krippen fressen müßten. Über diese silbernen Raufen waren die Freunde in Streit geraten: Herr Benno Huß, der in seinem Leben zuviel Golddraht auf fremde Rechnung gesponnen hatte, fand, ein solcher Luxus sei sündhaft, da es so viele arme Teufel ohne Brot gebe und selbst in den Ställen des Fürsten Meiningen, die er als Kind mit seinem Vater besichtigt habe, keine silbernen Raufen hingen; aber Herr Hiß ließ nicht locker und bestand darauf, daß seine Pferde aus silbernen Raufen fressen müßten, und dann fügte er hinzu, daß er Wert auf eine rein deutsche Stallbedienung lege: denn mit den Herren Engländern, die uns durch ihren Schiffbau ruinieren, wollte er, schon als Erfinder des »Systems Hiß«, nichts zu tun haben.

Als Herr Hiß seinen Schloßbau mitsamt dem dazugehörigen Marstall einigermaßen unter Dach gebracht hatte, war ihm der Golddrahtzieher Huß mit der Frage in die Rede gefallen: »Und mir würdest du doch auch was von dem Goldhaufen geben?«

Aber da hatte Herr Hiß kategorisch mit nein geantwortet, und selbst dann, als der Freund eine zweite, fast drohend klingende Frage, ob er wirklich nichts, kein winziges Bröcklein von dem Haufen Gold bekäme, an ihn richtete, war er bei seinem Nein geblieben. Da war der Grimm des Drahtziehers, dem bei alledem eine Erweiterung seines bescheidenen Fabrikchens in der Buttermelcherstraße vor der Seele stand, losgebrochen, und selbst die schalkhaft trockene Bemerkung des Schloßerbauers, er möge sich doch auch einen ähnlichen Haufen auf eigene Rechnung wünschen, war nicht imstande, den Grimm seines Freundes zu mildern: der hatte den unverschämten Schloßbauherrn am Wege stehen lassen und war stracks nach Haus, in das »Weltmeer« gelaufen, um da das Ungeheuerliche an den Mann und an die Frau zu bringen. Der Groll des Enttäuschten stand noch in voller Blüte, als er mir dieses Abenteuer erzählte; denn alle Augenblicke unterbrach er den Strom seiner Rede, indem er ingrimmig hervorstieß: »Dabei ißt der Lump Abend für Abend bei mir auf Pump!«

Selbst mein Trost, daß solche Selbstspeisungen bei allen großen Männern von jeher sehr beliebt gewesen seien, vermochte die schwärende Empörung des Mannes nicht zu dämpfen; die Erzählung hatte ihn vielmehr gestachelt, und ich mußte mir sagen, daß die zurückgedrängte Gemütsstimmung des künftigen Gatten der Frau Emerenz offenbar nur darauf gewartet hatte, bei der ersten besten Gelegenheit in helle Flammen auszuschlagen. Ein heimliches Geschwür war eben aufgebrochen und ließ im Ausfluß eine lange Eiterung erkennen. Im Augenblick jedoch, wo die Wogen der Empörung anfingen, etwas linder zu gehen, trat zum Unglück der schöngelockte Herr Hiß herein. Er trug ein sieghaftes Lächeln zur Schau, als er auf uns zukam; aber Herr Huß fuhr auf und schrie ihn an: »Hier wird nichts mehr gepumpt! Wir zwei sind fertig miteinander! Hier bin ich der Herr!«

Herr Hiß aber schmatzte, wie wenn ihm eine frische Auster auf der Zunge läge; dann hängte er lächelnd seinen schönen Mantel an den Haken, begrüßte die Gäste, die mit gespitzten Ohren dasaßen, huldvoll wie ein angefetteter Kaiser, und ver-

langte mit heldenhafter Stimme eine Flasche Grümello, eine Marke, die der selige Charles Fetter nur bei besonderen Gelegenheiten an seine Busenfreunde abzugeben pflegte und auch mir, wie erwähnt, nur ein einziges Mal, als sakramentalen Abschiedswein, gespendet hatte. Diese Bestellung aber schlug dem Faß den Boden aus; der Golddrahtzieher blieb einen Augenblick mit offenem Munde vor seinem Freunde stehen und fuhr dann fauchend auf ihn los: »Du Lump!« schrie er, »erst bezahlst du deine Rechnung! Und dann gibt es für dich immer noch keinen Grümello!«

Da geschah etwas Unerwartetes: Herr Hiß streifte die Ärmel seines gut gebügelten Gehrocks mit leichter Geste zurück, ergriff das fauchende Männchen beim Kragen, hob es wie einen Hasen in die Höhe und warf es mir nichts dir nichts zur Haustüre hinaus, auf die stille Straße hinter dem Rathause. Lächelnd kam er dann wieder herein, verbeugte sich wie ein geborener Wirt vor den lachenden Gästen und verschwand mit dem Gesichte eines Siegers in der Küche. Nach einer kleinen Weile guckte auch der Golddrahtzieher wieder durch die Tür herein, und als er sah, daß sein Feind nicht mehr zur Stelle war, putzte er zunächst sein Röckchen mit der Gewissenhaftigkeit eines Hausvaters ab, der kein Stäubchen auf seinem Sonntagsrock duldet, worauf er sich an ein paar Stammgäste machte, um ihnen die Gemeinheit des Lumpen ausführlich darzulegen, der sein eigenes Essen nicht bezahlte und auch noch seine Pferde aus silberner Krippe fressen lassen wollte! Von Zeit zu Zeit blickte er um sich, als ob er den Auftritt seines früheren Freundes und einen neuen Angriff erwarte; aber es blieb alles still, und Herr Huß hatte Muße, die Geschichte mit dem Steinhaufen zu Ende zu bringen und von allen Seiten zu beleuchten.

Endlich, nach einer halben Stunde, trat ein neues Ereignis ein: aus der Schankgittertür trat ein hochgewachsenes Paar herfür: Herr Hiß hielt zärtlich die Hüften der Frau Emerenz Fetter umspannt und schob die hold Errötende mit sanftem Drucke vor sich her, mitten in die Schenkstube. Seine Stimme klang hell, als er sagte: »Die Herrschaften gestatten, daß ich ihnen meine Verlobung mit Frau Emerenz Fetter mitteile.«

Wie entgeistert starrte der Golddrahtzieher das Paar an; als sich aber Herr Hiß galant niederbeugte, um die verschämte Frau Wirtin vor allen Gästen zu küssen, brach er in ein Höllengelächter ingrimmigsten Hohnes aus, und ich muß gestehen, daß ich das Männchen eines solchen Gelächters nicht für fähig gehalten hätte. Als er jedoch bemerkte, daß die Gäste alle aufsprangen, um dem Paare glückwünschend die Hand zu schütteln, griff er fauchend nach seinem Hut und stürzte, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, in die Nacht hinaus.

Ich habe ihn seitdem nie mehr zu Gesicht bekommen.

Herr Hiß hingegen wurde nach Ablauf des Trauerjahres glücklicher Besitzer der Weinstube »Zum Weltmeer« in der Landschaftsgasse, wo ihm die streng eingehaltene Wartezeit die schönste Gelegenheit bot, sich in die Rolle des biedern beliebten Weinwirts einzumimen. Ich blieb noch ein ganzes Jahr lang, bis zu meiner Verheiratung, Stammgast in der kleinen verräucherten Weinkneipe und speiste da mit dem schmackhaften Bewußtsein, daß das Glück nicht nur verschönt, sondern auch gute Köchinnen macht: denn niemals war die Küche vortrefflicher gewesen als während der Brautzeit des Paares. Hier und da überraschte ich mich bei dem Gedanken, was wohl der selige Herr Charles Fetter zu dem Ausgang des Lustspiels sagen würde, dessen Fäden er mit so geschickter Hand geknüpft hatte; doch die Toten sind stumm, und im Grunde tat es mir nur um das Sprüchlein leid, das bei dieser Wendung der Angelegenheit dem Gehege seiner falstaffischen Hamletzähne entflohen wäre. Wie ein Kaiser, der seinen Gästen eine Gnade erweist, wenn er ihnen sein Haus öffnet, ging der neue Wirt, als würdiger Nachfolger des Philosophen Fetter, in dem bescheidenen Schankraum auf und ab; nur den Versuch, seine Kunden, nach dem Beispiel seines Vorgängers, zu duzen, gab er rasch auf, als er merkte, daß sein Tonfall saure Mienen erzeugte. Die Weinherrlichkeit der kleinen Kneipe dauerte übrigens von da ab nicht mehr lange: schon ein halbes Jahr darauf begannen die Weine an Güte abzunehmen, weil Herr Hiß die besten Sorten für sich behielt und der Pflege der Getränke zu wenig Zeit widmete. Nur die Küche erhielt sich, dank der Tüchtigkeit der Wirtin, auf gleicher Höhe

und war die Ursache, daß das Geschäft nicht zurückging, sondern erst recht in Flor kam. Als die eigentlichen Weinbeißer wegblieben, entwarf der neue Wirt vor seinen neuen Gästen sofort den Plan zur Gründung eines großen Speisehauses, wo Köche aus allen Ländern die Nationalspeisen der Inwohner in den landesüblichen Gefäßen herstellen sollten, und als niemand dieser Gründung widersprach, gliederte er seinem Ristorante – ich verfalle manchmal ins Italienische – sofort ein Tanzlokal an, wo die schönsten Nationaltänze, von importierten Damen getanzt, die Fremden anlocken mußten. Wenn er, als Schöpfer dieser Genüsse, so recht mitten im Zuge war und hier und da eine Verbesserung anbrachte, erschien auch Frau Emerenz in ihrer weißen Schürze an der Schankgittertüre, um auch ein bißchen von den Herrlichkeiten abzubekommen, die ihr Herr Gemahl vor seinen Gästen auskramte; aber sie blieb nie lange stehen, sondern verschwand wieder, um die Küche instand zu halten. Die Wahrnehmung, daß der Gründer dieses Musterhauses binnen kurzem ein richtiges Wirtsbäuchlein ansetzte, erfüllte sie mit wachsendem Vertrauen in ihr junges Glück; denn nur die Dicken sind berufen, dauerndes Wohlbehagen zu genießen und um sich her zu verbreiten.

Und nun sitzt der Brave auf der alten Schloßwirtschaft in Oberföhring, und sein Aussehen läßt darauf schließen, daß er nicht am Hungertuche nagt und, wie alle wahrhaft harmonischen Menschen, mit seinem Schicksal in tiefster Seele zufrieden ist. – Was sagen Sie zu der Geschichte?«

»Ich frage mich, ob Sie nicht allerlei in diese Freundschaft hineingelesen haben?«

»Nein, das habe ich nicht. Das Behagen, mit dem ich dieser Komödie gedenke, mag mit dem Glück der Erinnerung zusammenhängen, das über einer Zeit schwebt, in der ich das erste Mal die Sicherheit des Lebens genießen durfte, ohne meinen Neigungen Gewalt anzutun; aber dadurch, daß mich mein Amt zwingt, unter den edelsten Gestalten der Menschheit zu verweilen, hab ich einen scharfen Blick für die Komödien des Lebens bekommen. Meine Phantasie ist sachlich und muß es sein, weil sie aus leisen Unterschieden des Persönlichen Schlüsse

ziehen muß, die bekanntlich einer wissenschaftlichen Prüfung standhalten sollen; und darum liebe ich es hier und da in die Niederungen des Lebens unterzutauchen, wo die Dumpfheit des Lebens und eine enge Atmosphäre Behagen um sich her verbreiten und in den Seelen eigene Gelüste und Sprünge wecken, aus denen doch überall der alte Adam hervorguckt. Die guten Weine allein hätten mich nicht bei dem dicken Falstaff gehalten; denn ich bin ein Geistesmensch, dem auch das Natürlichste nicht mundet, wenn es nicht ein Seelendrang in die Helle der geistigen Welt emporhebt; aber die Komödie, die sich vor meinen Augen abspielte, war mir nur eine Bestätigung meiner Ansicht, daß die Phantasie aus uns allen Narren macht.«

»Ja, es ist eigentümlich, daß fast alle Phantasiemenschen mit der bürgerlichen Welt auf Kriegsfuß stehen, und dies kommt vielleicht daher, daß sie als große Vorausnehmer leben und sich jeden Tag zurecht dichten müssen, um Geschmack an ihm zu finden. Das Tragische an solchen Menschen ist, daß sie, mit seltener Ausnahme, keiner dauernden Beziehung und keiner Freundschaft fähig sind.«

Kunrath nickte: »Es ist viel Wahres an dem, was Sie sagen. In jeder Freundschaft lebt ein tragischer Keim, weil jeder Mensch den Gesetzen seines eigenen Wachstums gehorchen und alles abstoßen muß, was nicht in seine Höhe reicht und ihn am Wachstum hindert. Milde Naturen suchen den Abgrund, der sich oft ganz plötzlich zwischen zwei Menschen auftut, zu verbergen, während die roheren Gesellen alles wegwerfen, was nicht mehr zum Behagen der Stunde beiträgt. Ich habe Phantasiemenschen gekannt, die jedes Jahr einen ganzen Freund fraßen und dann noch erstaunt taten, wenn ihnen gelegentlich ein Brocken von dem Verspeisten aufstieß oder – vor die Füße kam.«

»Ich hoffe, Sie hegen keine Befürchtungen in Hinsicht auf unsere Schmiede?«

»Nein; diese Freundschaft gründet sich auf wohlverstandenes gemeinsames Interesse, und auf einem solchen Grunde kann man den schönsten Dauerbau aufführen und bewohnen. Doch etwas anderes geht mir im Kopf herum: Seit ich die Braut unseres Freundes Hans gesehen habe, ist es mir zur Gewißheit

geworden, daß hinter dem Verhalten unseres Freundes Nonnenbruch noch etwas Besonderes steckt. Daß die Baronin mit der Wahl ihres Sohnes einverstanden und sogar den kostbaren Familienring weggegeben hat, zeigt mir, daß er das Richtige getroffen hat. Ich aber, als Mann, verlasse mich vor den Weibern auf meinen Instinkt, und ich kann das um so mehr, als ja nicht ich die junge Dame heiraten muß. Ich bin übrigens auf die Lösung des Rätsels sehr gespannt und habe mir vorgenommen, den alten Knopf endlich einmal zum Sprechen zu bringen. Und nun wäre es mir, aus mancherlei Gründen, sehr lieb, wenn Sie mich begleiten wollten. Wir essen morgen, wenn es Ihnen recht ist, im „Weltmeer", bei dem Nachfolger des Herrn Hiß, zu Mittag und überfallen dann den Wolf in seinem Bau. Das müßte des Teufels sein, wenn ich den Enkel des findigen Herrn Johann Karl Nonnenbruch nicht zum Sprechen brächte.« –

Als wir am folgenden Nachmittage, an der Flurtüre des Gartenhauses klingelten, erschien die Freifrau, um zu öffnen, und ihre Augen verrieten, daß sie das Kommen ihres Boten mit Ungeduld erwartet hatte. »Das Glück läßt Sie grüßen,« sagte Kunrath leise, indem er ihre Hand ergriff und lange in der seinigen behielt. »Und heute wollen wir auch dem Herrn Gemahl zeigen, daß Frauenwille Gotteswille ist.«

Der Freiherr Themistokles saß an seinem Werktischchen, als wir eintraten. Er war offenbar nicht sehr erbaut, daß wir ihn bei seiner Bastelei überraschten; denn er reichte mir nur zwei Finger seiner rechten Hand zum Gruß: »Was verschafft mir das Vergnügen Ihres Besuches?« fragte er Kunrath, der ihn vergnügt anzwinkerte und sagte: »Wir möchten Sie zu einem Spaziergang abholen.«

»Muß das gerade heute sein? Heut geh ich ungern aus dem Haus: vor einer halben Stunde hat sich die „Königin der Nacht", der Cereus milliflorus endlich entfaltet. Riechen Sie den Duft? Ich rieche ihn im ganzen Haus.«

»Sie haben eine Übernase, mein verehrtester Freund,« scherzte Kunrath. »Ich soll Sie übrigens von Hans grüßen. Und von seiner Braut auch.«

Der Freiherr Themistokles zuckte zusammen und ließ einen

Laut der Verachtung hören: »Wie geht's dem Herrn Schmied?« fragte er.

»Ganz gut. Ich habe heute mit besonderem Vergnügen festgestellt, daß er Ihren Geschmack geerbt hat: seine Auserwählte ist blond, schlank gewachsen, mit hellen Augen, ganz Ihr Ideal.«

»Chacun à son gout! Mein Geschmack ist mein Geschmack,« schrie der Baron. »Ich will von dieser Heirat nichts hören. Ce mariage est impossible!«

»Ehen werden im Himmel geschlossen.«

»Und in der Hölle gelebt.«

»Sie haben ja gar kein Mittel, sie zu verhindern.«

Die Antworten kreuzten sich wie scharfe Klingen.

»Ich hätte kein Mittel? – Das werden wir sehen. Ich brauche nur den Mund aufzutun. Ich habe meinem Sohne immer gepredigt: wenn du heiraten willst, guck dir die Mutter deiner Zukünftigen an. Telle mère, telle fille. Ich habe mich bisher mit Andeutungen begnügt; aber ich kann auch reden, wenn Not an den Mann kommt.«

»Dazu hätten Sie jetzt die beste Gelegenheit.«

»Sie würden mich ja doch nicht verstehen,« entgegnete der Freiherr mit weinerlicher Stimme.

»Ich nehme an, daß Sie mich nicht beleidigen wollen,« sagte Kunrath. »Wie wäre es übrigens, wenn Sie wirklich einmal beichteten, lieber alter Freund. Ich bin dafür berühmt, daß ich schon ganz andern Leuten die Würmer aus der Nase gezogen habe; also wird es mir, so Gott will, auch bei Ihnen gelingen. Und dieser Herr, den Sie ja noch nicht so lang kennen wie mich, hat es von Berufswegen mit schwangern Seelen zu tun und wird mir Hebammendienste leisten als Meister isarathenischer Maieutik –«

Der Freiherr greinte wie ein verzogenes Kind: »Beichten, beichten! Was heißt beichten! Als ob ein Mensch dem andern beichten könnte! Wir sind uns doch alle fremd. Keiner versteht den andern. Wenn ich Ihnen auch die Geschichte erzähle, so wissen Sie doch nicht, welche Bedeutung sie für mich hat. Das Eigentlichste kann ich Ihnen doch nicht sagen; das muß man erlebt haben.«

»Sie haben doch niemand umgebracht?«

»Ein zu zartes Gewissen hab ich!« schrie der Baron. »Jawohl! Und das ist immer mein Unglück gewesen. Immer! Wenn ich etwas von meinen Vätern geerbt habe, so ist es der böse Blick, von dem uns Volkart jüngst mit einer so netten Nebenabsicht erzählt hat. Ich habe mich damals schrecklich geärgert, weil ich mich durchschaut fühlte; aber jetzt will ich Ihnen doch erzählen, warum mir die Heirat meines Sohnes ein Greuel ist und warum ich sie nicht dulden werde! Aber ich bitte mir aus, daß Sie mich mit Zwischenbemerkungen verschonen. Sonst geh ich in die Luft.

Also: Ich bin auf Schloß Schüpf, das damals noch unserer Familie gehörte, zur Welt gekommen und habe meine Mutter nicht gekannt; denn sie starb als Wöchnerin an den Folgen einer Blutvergiftung, an der vielleicht der unwissende Dorfdoktor Schuld trägt. Mein Vater war als blutjunger Verwaltungsbeamter mit dem König Otto nach Griechenland gegangen, und zur Erinnerung an diese Zeit, der er stets mit Begeisterung gedachte, erhielt ich in der Taufe den Namen Themistokles. Meine Mutter soll eine sehr schöne Frau gewesen sein; aber ich muß mich hierin auf das Zeugnis meines Vaters verlassen, denn das einzige Bild von ihr, eine Miniatur von einem Wiener Meister, das im Schloß zu Schüpf hing, ging bei einem Brand zugrunde. Ich wurde als Wickelkind nach München gebracht, wo mich meine Tante Eugenie, die ein Gartenhaus in der Gabelsbergerstraße bewohnte, in Pflege nahm. Mein Vater, der die Frauen leidenschaftlich liebte und seinen Amouren unser Vermögen und seine eigene Zukunft zum Opfer brachte, hatte nach dem Tode meiner Mutter die Gewohnheiten eines lockeren Junggesellentums wieder aufgenommen und überließ mich ohne weiteres seiner Schwester, in der ich meine eigentliche Mutter verehren muß. Später machte er eine dumme Heirat, die ihn seine Karriere kostete. Doch das kann die Herren nicht interessieren.

Meine Tante Eugenie war ein seltsames Wesen: klein, mit einem Ansatz zum Höcker, einer gelblichen Haut und einer langen dünnen Nase, über der die wunderbarsten Augen, die mir je zu

Gesicht gekommen sind, in die Welt blickten. Als Gesellschafterin der Prinzessin Luitgard hatte sie ihre Jugend am Hof verbracht und lebte auch nach der Verheiratung der Prinzessin noch in der Welt, an die sie stets mit Bedauern zurückdachte. Schon in aller Frühe mußte ihre Kammerfrau sie in schöne seidene Gewänder kleiden, und dann saß sie stundenlang, ohne eine Hand zu rühren, in der Fensternische, von der aus man den Garten und den Eingang zu unserm Hause überblicken konnte. Als ich anfing, auf die Menschen und die Dinge um mich her zu achten, konnte ich schon an ihrem Gesicht ablesen, mit welchen Gefühlen sie den jeweiligen Besucher empfangen würde. Es kamen nicht nur Prinzen, Kammerherren und Hofdamen, sondern auch Kammerfrauen und Lakaien zu uns; denn auch diese gehörten zu der Welt, in der meine Tante eigentlich zu Hause war und die geheimnisvollsten Fäden ineinanderlaufen ließ. Eine Menge dieser Fäden hielt sie fest in der Hand – oder glaubte sie wenigstens zu halten, und sie lebte förmlich auf, wenn sie eine kleine Intrige einfädeln oder eine schöne Heirat stiften konnte. Sie erteilte von ihrem Fensterthron aus förmlich Audienzen; sie setzte, in Gedanken wenigstens, Minister ab, warb Diener und Zofen an und brachte, wenn man gegen sie aufmuckte, die ganze Welt durcheinander. Nur den alten König Ludwig, der niemals bei uns vorsprach, konnte sie nicht leiden, und als ich alt genug war, um auch bedenkliche Dinge hören zu dürfen, erfuhr ich, daß sie das merkwürdige Abenteuer mit der Spanierin Lola Montez und dessen Folgen als eine verdiente Fügung des Himmels ansah.

An den Wänden unseres Empfangszimmers, wo die schönsten Möbel im Stil des ersten Kaiserreichs standen, erinnerte eine Sammlung von Bildern und Miniaturen an die glorreichste Zeit meiner Tante: da hingen die Porträts von Hofleuten und Reiteroffizieren aus der Zeit des ersten Napoleon und des Königs Max Josef, Husaren und Infanteristen, nebst einer Reihe von Bildnissen meines Vaters aus allen Lebensaltern: denn die Liebe zu ihrem Bruder war, neben dem Hang zur Intrige, die Hauptleidenschaft meiner Tante, und für ihn war sie zu jedem Opfer fähig und bereit.

In diesen Kreisen wuchs ich auf, ohne als Kind mit Altersgenossen in Berührung zu kommen; denn meine Tante war von der Herrlichkeit unseres eigenen Geschlechts aufs tiefste überzeugt, und als ihr eines Tages die Gräfin Lempohl entgegenhielt, die Nonnenbruch seien ja recht junger Adel, entgegnete sie mit zuckersüßer Stimme, das städtische Patriziat, dem wir entstammten, sei besseres Blut als die halbe Grafschaft des Königsreichs, eine Ansicht, die ich übrigens auch teile. Meine Tante prüfte jeden Stammbaum mit der Genauigkeit eines Heraldikers. Voller Empörung stellte sie jeweils fest, dieser oder jener aus diesem oder jenem Hause habe einen Geldsack geheiratet, und damit war ihr Urteil über die fragliche Familie besiegelt. Obgleich sie selbst über kein bedeutendes Einkommen verfügte, hielt sie unser kleines Hauswesen auf bestem Fuße: ich schlief auf feinstem Linnen, mein Anzug war stets aus dem besten Tuch, und das einfache Essen, das auf den Tisch kam, wurde auf schwerem Silber verzehrt. Bei der Mittagstafel stand unser alter Diener Franz, der, wie bei Molière, zugleich das Amt eines Gärtners und eines Kutschers versah, hinter meinem hochlehnigen Stuhl aus Nußbaumholz, und wenn ich in die Schule ging, marschierte er, steif wie ein Stock, in weißen Handschuhen hinter mir her, um jeden meiner Schritte zu überwachen.

Meinen Vater, der in der Prannerstraße wohnte, bekam ich nicht allzuhäufig zu Gesicht: er erschien stets, wenn er zu Besuch kam, mit einem Blumensträußchen, das er meiner Tante mit der galantesten Verbeugung überreichte, und dann geruhte er auch meine Anwesenheit zu bemerken. Er tätschelte meine Backen, fragte etwas zerstreut, doch durchaus freundlich und immer mit den gleichen Worten, nach meinen Fortschritten im Lernen und überließ mich wieder meinen eigenen Gedanken. Obwohl das Angesicht meiner Tante vor Glück leuchtete, wenn ihr schöner Bruder lachend oder scherzend bei ihr saß, scheute sie doch nicht, ganz offen über das ungebundene Leben meines Vaters zu sprechen. Sie vergaß dabei sogar die Rücksicht auf mein Alter, und ich erfuhr so nebenher mancherlei, was mir fast allzufrüh Einblick in Dinge und Verhältnisse gab, deren Verquickung und Bedeutung ich doch nicht übersehen oder gar ver-

stehen konnte. Was ich auf diese Weise zu hören bekam, bewirkte nur, daß sich meine Phantasie sehr viel mit meinem Vater beschäftigte: selbst aus den Scheltworten meiner Tante sprach eine solche Liebe, daß ich stolz auf ihn war und gern alles für ihn getan hätte. Ich weiß nicht, ob dieser etwas von den Regungen meiner Knabenseele ahnte: wenn er einmal, was hier und da vorkam, ein paar Wochen ausblieb und dann unerwartet zu Besuch erschien, meinte ich manchmal, ich müßte mich in seine Arme stürzen; aber wenn dann sein kühler Blick über mich hinflog, wich ich verschüchtert zurück, und manchmal überkam mich ein Gefühl, als schnüre mir ein ersticktes Schluchzen die Kehle zusammen.

Überhaupt fiel mir damals schon das unstete Wesen meines Vaters auf: manchmal blieb er stundenlang bei meiner Tante sitzen, und dann konnte es vorkommen, daß er einen Scherz in übermütigstem Ton in die Länge spann und selber nicht aus dem Lachen herauskam. So entsinne ich mich, daß er uns eines Tages eine Lustfahrt auf dem Würmsee als große Seereise mit allerlei Abenteuern, Schiffbrüchen, Zusammentreffen mit Kriegsschiffen der deutschen Flotte schilderte und dabei die ganze Staatswirtschaft mit den boshaftesten Seitenhieben bedachte. An andern Tagen saß er mit erloschenen Augen da, und wenn er ging, vergaß er, mir ein freundliches Wort zu sagen.

Eines Tages, als mein Vater im Begriffe stand, sich von meiner Tante zu verabschieden, bemerkte er leichthin, wie es bei allen ernsten Dingen seine Art war: »Eugenie, du solltest doch dafür sorgen, daß mein Filius hier und da mit ein paar Spielkameraden in Berührung kommt. Er sieht mir zu mädchenhaft aus.«

Es gibt Worte, die im Grunde nur Alltägliches betreffen und doch den Menschen, an deren Wesen sie rühren, zum Schicksal werden. Meine Tante hielt also, um meinem Vater zu willfahren, Umschau unter den Kindern der Familien, die ihr würdig genug erschienen, mit mir als Spielkameraden in Berührung zu kommen, und da sie der Ansicht war, daß alle Knaben von Haus aus rohe Burschen seien, beschloß sie, auch ein paar Mädchen in den Kreis zu ziehen, in dem ich als ihr Prinz lebte.

Ich bekam dabei allerlei Gutes und weniger Gutes über die in Frage kommenden Familien zu hören: ich war eben neun Jahre alt geworden, konnte lesen und schreiben, und meine Tante nahm keinen Anstand, alles, was sie selbst beschäftigte, mit mir zu bereden; denn lebhafte Menschen scheuen sich selten, aus ihrer inneren Gegenwart heraus zu sprechen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob der andere sie zu verstehen fähig ist oder nicht. Unser alter Franz mußte also schmale versiegelte Briefchen austragen, und an dem Tage, da ich dem Kreise meiner künftigen Spielgenossen vorgestellt werden sollte, erschien ein ganzer Kindersegen in unserem Gartenhause. Es mögen etwa sechs Buben und ein halb Dutzend Mädchen gewesen sein, die in Begleitung von Kammerfrauen, Schwestern oder Tanten anrückten und sogleich von meiner Tante einer strengen Musterung unterzogen wurden. Diese Gesellschaft stand sich zunächst einen Augenblick, nach den Geschlechtern abgeteilt, steif wie auf einem Hofball gegenüber, wobei die Buben ernsthaft dreinsahen, während die Mädchen aus ihrer Ecke hervorkicherten. Die bereit stehende Bewirtung löste aber bald alle Zünglein, und nun fanden sich auch die Paare zusammen, ohne daß die Gegenwart meiner Tante dämpfend wirken konnte. Ich kam neben ein siebenjähriges blondes Mädchen, Hermine von Castell, die Tochter des bekannten Ministers zu sitzen, das feiner gekleidet war als alle anderen und von meiner Tante beim Eintritt drei Küsse erhalten hatte. Minchen ließ ihre Augen wie eine kleine Frau, die sich als Schönste fühlt, in dem schmausenden Kreis herumgehen, und ich fühlte mich stolz, daß ich als Ritter neben der Schönsten saß, deren Locken wie märchenhafte Seide glänzten und tief auf die Schultern herabhingen. Da ich keine anderen Heldentaten ins Feld führen konnte, erzählte ich der kleinen Puppenfrau von meinem Hauslehrer, dem Herrn Schmidt, und von meinen Schulaufgaben, und als ich merkte, daß Minchen zerstreut zuhörte, fing ich an von meinem schönen Vater zu sprechen. Damit kam ich aber schlecht an: Minchen führte nicht nur einen Papa, sondern auch einen himmlischen Onkel und zwei Brüder ins Feld, und gegen die konnte ich nicht aufkommen. Als sie mit ihrer Schokolade fertig war, ließ sie

mich überhaupt stehen und verfügte sich in den Kreis ihrer Geschlechtsgenossinnen, wo sie, wie ich bemerkte, an deren Kleidern und Bändern herumzerrte. Inzwischen erschien die Mutter eines Knaben und zog mich ins Gespräch, aus dem mich gelles Geschrei weckte: in einer Ecke waren drei der Mädchen aneinandergeraten, und aus dem Gezeter der kleinen Amazonenschlacht hörte ich zunächst nur ein dreistimmiges Heulen. Dann sah ich, daß Minchen wie eine Heldin gegen drei focht, deren Löckchen sie mit sprühenden Augen zauste: »Sie hat mich gepfetzt! Ich blut!« so heulten die Geschlagenen durcheinander, und meine Tante mußte gewaltsam Ordnung schaffen und das böse Minchen in eine Ecke verweisen. Es fiel mir auf, daß Minchen trotzig und von selbst in die Ecke ging, wo sie sich aber alle Augenblicke einmal umwandte, um den Angreiferinnen das Zünglein zu zeigen. Ich fühlte deutlich, daß Minchen Schuld an dem Streit trug; um so mehr fiel es mir auf, daß meine Tante die Kleine in Schutz nahm und die andern kralligen Dinger verurteilte, die denn auch keine Einladung mehr von ihr erhielten.

In dem kleinen Kinderkreise, der zweimal in der Woche im Garten meiner Tante zum Spielen zusammenkam, wurde Minchen meine eigentliche Spielgenossin; das heißt, ich wurde der Sklave eines kleines Mädchens, in dem alle Untugenden einer Frau bereits entwickelt und lebendig waren. Ich mußte wie ein Bär auf allen vieren laufen oder Kletterversuche machen, wenn es meiner kleinen Freundin gefiel, und wenn ich eine Ungeschicklichkeit beging, fuhr sie mir mit ihren Fingerchen in meine Haare, daß es mir weh tat. Dann aber wurde sie ganz plötzlich wieder sanft und zärtlich; ich durfte ihre feinen seidenen Blondhaare mit einem Kamm meiner Tante kämmen, und wir saßen Hand in Hand unter einem Busche im Garten und zählten unsere Zähne oder trieben sonstige Kindereien.

Diese Kinderherrlichkeit fand indessen eines Tages ein jähes Ende. Ich habe vergessen zu erwähnen, daß meine Tante eine maßlose Vorliebe für Juwelen besaß: ihre schmalen gelblichen Hände starrten von kostbaren schweren Ringen, und ich kann mich nicht entsinnen, daß sie jemals ohne reichsten Schmuck ins Theater oder in eine Gesellschaft fuhr. Wenn Minchen guter

Laune war, pflegte sie sich wie ein schnurrendes Kätzchen in die Gewandfalten meiner Tante zu schmiegen und ihre Finger abzuküssen, oder vielmehr die Ringe mit scheuen Fingerchen zu betasten; dabei sang sie mit leiser Stimme vor sich hin, und meine Tante ließ sie gewähren. Als sie eines Tages merkte, welche Freude das Kind an den Ringen hatte, holte sie sogar ihr Schmuckkästchen herbei und entnahm ihm ein dünnes Ringlein, um es der Kleinen an das begierig dargereichte Fingerchen zu stecken.

Unter den Juwelen, die meine Tante niemals, auch bei Nacht nicht, abzulegen pflegte, befand sich auch ein Ring, an den sich allerlei Familiensagen knüpften. Solche Talismane, die das Glück eines Geschlechts an eine Tat oder ein Zeichen knüpfen, gibt es ja in vielen Familien, und für unser Haus hat der Reif noch besonderen Wert, weil ihn einer der Gründer unseres Hauses geschmiedet haben soll: Sie kennen seine Geschichte und wissen, daß das Schmuckstück aus einer schöngewundenen Schlange besteht, die sich als Symbol der Ewigkeit in den Schwanz beißt und auf dem Kopfe ein feines Krönchen, einen seltsamen Stein mit einem Perlenkränzchen trägt. Es gilt auch heute noch bei uns als ungeschriebene Satzung, daß nur die Frau des Oberhauptes der Familie ein Recht auf das Kleinod hat, und zwar nur so lange, bis der älteste Sohn seine Braut wählt, der nun das Erbstück bis auf weiteres zufällt. Da zur Zeit, da ich aufwuchs, keine Freifrau von Nonnenbruch lebte, trug meine Tante einstweilen selbst den Ring, den sie von den toten Händen meiner Mutter abgezogen hatte, bis er eines Tages an eine jüngere Hand gelangen würde, und da sie überzeugt war, daß mein Vater niemals mehr heiraten werde, malte sie sich hier und da die Szene aus, da sie den Ring an den Finger meiner Braut stecken werde. Ich weiß nicht, warum sie das letzte Mal, als sie mir davon erzählte, in heftiges Weinen ausbrach. Dieses Weinen tat mir weh, und ich hütete mich daher, in der Folge von dem Ring zu sprechen, den ich tagtäglich als das Wahrzeichen eines geheimnisvollen Schicksals vor meinen Augen schimmern sah.

Da geschah es eines Tages, daß meine Tante Besuch von

einer Jugendfreundin bekam und mit ihr in lebhafte Unterhaltung über einen gemeinsamen Bekannten geriet, der sich am Tage vorher das Leben genommen hatte. Während sich die beiden Frauen in dem Garten ihrer Vergangenheit ergingen, stand Minchen vor meiner Tante und betastete, leise vor sich hinsingend, deren Ringe. Als meine kleine Freundin von ihrer Mutter abgeholt worden war, bemerkte meine Tante plötzlich, daß ihr der Glücksring unseres Hauses fehlte. »Den kann nur Minchen genommen haben,« sagte sie sofort, und eine Stunde darauf befand sie sich schon auf dem Weg nach Schwabing, wo Minchens Eltern hinter dem alten Kirchlein den Sommer über ein recht bescheidenes Landhaus bewohnten; denn damals ging man noch nicht ins Gebirg, sondern blieb auch während der heißen Jahreszeit im Bannkreis der Stadt. Die Kleine heulte und log wie ein erwachsenes Weib, daß sie nichts von dem Ring wisse, und ließ sich auch willig alle Taschen ihres Kleidchens durchsuchen. Während aber meine Tante in den Taschen ihres Kleidchens herumfuhr, bekam Minchens Stimme mit einem Male einen veränderten Klang: man öffnete ihr Mündchen und sah, daß der Fratz den Ring in sein Goscherl geschoben hatte, während meine Tante sein Kleidchen durchsuchte. Nun gab es scharfe Worte zwischen der Mutter meiner Spielfreundin und meiner Tante, und das Ende vom Lied war, daß die diebische Elster keinen Fuß mehr in unser Haus setzen durfte. Ich wurde dazu verurteilt, nur mit Knaben zu spielen; aber ich verlor Hermine nicht aus meinen Gedanken, und auf meinem Weg ins Ludwiggymnasium begegnete ich ihr zuweilen in Begleitung einer Bonne. Sie trug als heranwachsendes Mädchen zwei lange dicke Zöpfe, die ihr bis an die Knie reichten und allen Leuten in die Augen stachen, und sah mich, wenn wir aneinander vorübergingen, stets mit einem seltsam leuchtenden Seitenblick an, als wolle sie sagen: »Dich kenn ich auch, und ich bekomm dich schon noch einmal unter die Fuchtel.«

Ich muß hier einflechten, daß ich unter dem Einfluß meiner Tante zu einem wahrhaftigen Musterknaben heranwuchs: ich lernte zeichnen und die Geige spielen; ich machte zu den Namenstagen meines Vaters und meiner Tante die schönsten Verse,

kurz, ich hatte alle Talente und galt bei allen alten Damen, die zu uns kamen, als vollkommener Wunderjüngling. Wie sich diese Talente ausgewachsen haben, will ich nicht ausmalen; ich weiß nur eines: Es ist besser, daß der Mensch ein einziges Talent, als daß er viele habe. Mit einem einzigen Talent wird man glücklich und gelangt zu den Göttern; mit vielen wird man ein Schmecker, wie so viele unter dem Adel herumlaufen, denen eine reiche Erbschaft mühelos zufällt, so daß sie niemals einsehen lernen, daß alle Meisterschaft ein selten Ding ist und erworben, erschwitzt, erkämpft und erbissen sein will.

Der Ring, der mich meiner kleinen Freundin beraubte, wurde auch der Anlaß, daß mich mein Vater, im Alter von fünfzehn Jahren, von meiner Tante wegnahm und mich in einer Erziehungsanstalt für Söhne des Adels bei den Benediktinern in Scheyern unterbrachte. Wie alle alternden Don Juans, war auch mein Vater dazu bestimmt, als Ehemann zu enden: der Mann, dem in der Jugend niemals der Verstand mit einer Leidenschaft durchging, verliebte sich, als Fünfziger, in eine Münchner Bäckerstochter, ein wahres Wunder an Schönheit und Dummheit, und machte sie, um das Kleinod in seinen Alleinbesitz zu bringen, zu seiner Frau. Er verdarb sich sein Leben und seine Zukunft; denn vorher galt er allgemein als der berufene Nachfolger des Ministers Dönniges, den die Lokalhumoristen nie anders als den Herrn »Könnt-ich-es« zu nennen pflegten, und nun sah er sich mit einem Male verfemt und kaltgestellt. Meine Tante, der dieser Streich den schönsten Traum ihres Lebens verdarb, weigerte sich, ihre Schwägerin zu empfangen und das Familienkleinod an die unwürdige Nachfolgerin meiner Mutter auszuliefern, und mein Vater, dessen Verliebtheit keine Grenzen kannte, ließ es daraufhin zum Bruch mit seiner Schwester kommen. Ich war schon alt genug, um die Bitternisse vieler Menschlichkeiten zu ahnen, obwohl mir das Verhältnis zu meinem Vater dadurch erleichtert wurde, daß mir, der ich doch als Zeuge eines erloschenen Lebens auf der Erde wandelte, meine Mutter nicht einmal eine lebendige Erinnerung war.

Als ich, mit dem Reifezeugnis in der Tasche, als baumlanger,

spindeldürrer Bursch aus unserer Anstalt entlassen wurde, befiel mich eine seltsame Schwermut. Meine Tante, bei der ich nun wieder wohnte, zog unseren Hausarzt, den berühmten Professor Wendling, zu Rate, von dem sie behauptete, daß sie ihm das Leben verdankte. Der Professor meinte zwar, was ihr Sorgen bereite, seien die Folgen allzu raschen Wachstums, die sich bei mir sehr auffällig bemerkbar machten; aber ich blieb bei meiner festen Überzeugung, daß mir kein langes Leben beschieden sei, und urteilte nicht gerade günstig über den Doktor, der meinem schweren Leiden so wenig Beachtung zugestand und meine Tante mit einem vertraulichen Zwinkern grüßte, als sie ihn um sein Urteil über mein Leibliches bat. Der Doktor Wendling, der alle Armen umsonst behandelte, besaß damals ungeheueren Zulauf, zumal er sich auch noch durch die landesübliche Grobheit auszeichnete, und unter der Hand flüsterte man von allerlei Erfolgen bei den Frauen, trotzdem sein Äußeres nicht gerade verlockend wirkte: er trug ungefähr den Schädel des Sokrates auf einem kleinen stämmigen Körper, und sein roter Vollbart wehte wie eine Fahne, wenn er mit raschen trippelnden Schritten zerstreut und fahrig einherlief. Die Münchener, die damals noch bescheidene Leute waren, rechneten mit Vorliebe sein Einkommen nach und wußten nicht recht, in wessen Hände es ging. Daß dieser Mann, den ich erst später gründlich kennen lernen sollte, sich gar nichts aus meiner trüben Stimmung machte, ärgerte mich also mächtig, und dabei war das Mitleid, das ich mit mir selbst empfand, nicht ohne Süße. Ja, wenn ich mir eine besondere Freude gönnen wollte, malte ich es mir aus, wie alle meine Freunde mit weißen Rosenkränzen um mein frühes Grab herumstünden, und oft genug schossen mir bei dem Gedanken, daß ich so bald von der schönen Erde wegmüsse, die Tränen mit Gewalt in die Augen. Ich muß übrigens ein recht farbloser Jüngling und Pedant gewesen sein; ich entnehme dies schon dem Umstand, daß ich keinen einzigen vertrauten Freund besaß. Die jungen Leute meines Alters, mit denen ich umging, waren ganz anders; die griffen zu, wenn es etwas zu schmausen gab: der eine hatte Liebschaften, der andere focht ein Duell aus, und der dritte soff wie ein Korps-

student. Vielleicht war meine Erziehung durch eine Frau schuld, daß mir dieses Wesen nicht zusagte; vielleicht schwebten auch Bilder eines frühen Eheglücks, mit denen meine Tante zu spielen liebte, vor meiner Seele: denn ich war, wie so viel junge Leute, in den Gedanken an eine frühe Heirat geradezu verschossen, und wenn meine Tante unter den jungen Gräfinnen oder Baronessen Umschau hielt, sah ich ein bekanntes Bild vor mir, das mir spitzbübisch verlockende Seitenblicke zuwarf. Da flog eines Tages eine Anzeige in unser Haus, aus der hervorging, daß sich Hermine von Castell mit dem Professor Wendling verlobt habe. Aus dem Minchen war über Nacht eine Braut geworden, und ich hatte nun noch mehr Grund, meiner Wehleidigkeit nachzuhängen.

Von meiner Tante erfuhr ich, daß ihr Vater, der Minister, ohne einen Pfennig zu hinterlassen, gestorben war, und ich wußte also, was ich von dieser Heirat zu halten hatte. Meine schönsten Stunden verbrachte ich damals bei dem alten Fürsten Pussupoff, der unter seinen Geigen wie ein wollüstiger Einsiedler lebte, seine Diener mit Schimpfworten und Küssen traktierte und das Feuerlein unter dem Lackpfännchen nicht ausgehen ließ, in dem er den angeblichen Cremoneser Lack kochen ließ. Er war es, der mir seine Leidenschaft einimpfte und mich dahin brachte, dem gleichen Traume nachzujagen; denn ein Steckenpferd muß der Mensch haben, wenn er nicht in seinem Winkel versauern und seelisch verkommen will. Unser Schicksal hängt übrigens, wie mir die Herren zugeben werden, nicht von menschlichen Entschlüssen ab, sondern eine seltsame Kraft, deren Äußerungen oft genug wie Hohn oder Ironie anmuten, scheint die Fäden zu knüpfen, die uns mit Menschen und Dingen verbinden. Ich stand in meinem achten Semester und dachte schon an die Schrecken des juristischen Examens, als meine Tante an einem schmerzhaften Hüftleiden erkrankte und von unserm neuen Hausarzt den Rat erhielt, das kleine Moorbad Krailing aufzusuchen. Meine Tante nahm mich lächelnd bei der Hand, als sie mich fragte, ob ich sie begleiten wolle, und auf der Fahrt erfuhr ich auch, warum sie meine Begleitung wünschte: in der Nähe des Bades, auf Schloß Dietramszell im Glonntale, lebte ein

alter Jugendfreund von ihr, der Baron von Aschhausen, als Witwer, dem sie drei reizende Töchter nachrühmte. Ich wurde rot, als sie die Gegenwart eines weiblichen Wesens erwähnte; denn ich war allmählich meiner Ehenöte ledig geworden und betrachtete nun diesen Hinweis auf ein heiratsfähiges Mädchen als einen Eingriff in meine selbstherrlichen Jungherrenrechte. Aber der Gedanke, daß ich selbst bald eine Frau mein eigen nennen könne, wirkte doch mit leichter Erregung in mir nach, und so sah ich den kommenden Dingen mit einer neugierigen Erwartung entgegen. Wir nahmen in dem ersten Gasthaus des Fleckens, beim Bürgermeister, Wohnung, und ich war damals schon Sammler genug, um mich an den schönen und behäbigen Räumen des Hauses und den gediegenen alten Bauernmöbeln zu erfreuen. Am zweiten Tage nach unserer Ankunft fuhren wir auch schon nach Schloß Dietramszell hinauf. Wir ließen am Fuße des niedern Schloßhügels halten und traten unbemerkt unter das Tor, um den Anblick des Schlosses zu genießen, um dessen innere Seiten ein Rundgang auf Säulen lief. In der Mitte des Platzes rauschte ein Röhrenbrunnen, – mit einer Säule, den die Gestalt eines Ritters, der heilige Florian mit seinem Löschkübel in der Hand, überragte. Ein überwölbtes Portal gestattete Einblick in einen Garten, auf dessen Beeten heller Sonnenschein glühte, und hier, auf der Schwelle, stand eine schlanke junge Dame, die ein Körbchen in der Hand hielt und an ein paar zerlumpte Mädchen mit aufgehobenen Schürzchen Stachelbeeren verteilte. Das Fräulein trug ein ganz einfaches schwarzes Gewand und ein gesticktes altdeutsches Schürzchen; sie kam sofort auf uns zu und errötete sichtlich, als sie bemerkte, daß die Blicke meiner Tante forschend auf ihrer Gestalt verweilten. Ich sah, wie die Röte an ihren klaren weißen Wangen in die Höhe stieg und unter dem goldblonden Haar verschwand und hatte bei alledem nur den einen Gedanken: Sie hat das Gesicht und die Gestalt Minchens! Der Schloßherr befand sich auf dem Felde, und die Baronesse Josephine benutzte die Zeit bis zu seiner Heimkehr, um uns Besucher durch das Schloß zu führen. Wir begrüßten ihre jüngeren Schwestern, Adelgunde und Wiltrud, die mit ihrer Lehrerin, einer häßlichen

Französin, in einem Turmzimmer bei ihren Aufgaben saßen; wir gingen in die Küche und in die Speisekammer, und ich begriff, daß meine Tante mit der Absicht umging, mir die Verwalterin des Hauses am löblichen Werk zu zeigen. Wenn meine Tante ein Wort des Lobes laut werden ließ, überzog sich das Gesicht unserer Führerin immer wieder mit einer leichten Röte, und ihre Augenlider senkten sich fast schüchtern über das helle Auge, das meine Gedanken immer wieder auf Hermine zurückführte. Der Schloßherr, der endlich nach zwei Stunden mit schweren Stiefeln daherkam, entsprach nicht meinen Erwartungen: er sah eher wie ein besserer Bauer aus, und auch meine Tante, die sofort in die Vergangenheit zurücktauchte, merkte sofort, daß der Mann in seiner halbbäurischen Gegenwart aufging und keinesfalls mehr dem glänzenden Idealbilde ihrer Erinnerung entsprach. Sie konnte ihre leichte Verstimmung nicht verhehlen, und diese mochte auch schuld sein, daß wir bald aufbrachen. Meine Tante benutzte die Heimfahrt, um alter besserer Tage zu gedenken, während ich den Blick auf die duftblaue Alpenkette genoß und bald an Josephine Aschhausen, bald an Hermine und ihren Mann, den Doktor Wendling, dachte. Ich glaube, daß jedem Manne das Urbild des Weibes, das ihm zur Ergänzung werden soll, eingepflanzt ist, und ich sah mich plötzlich in die Lage versetzt, mein Wesen vor einer Verdoppelung zusammenzuhalten.

Als wir vor unserem Logierhaus vorfuhren, wartete unser eine Neuigkeit: der Bürgermeister erzählte meiner Tante auf der Türschwelle, daß der berühmte Professor Wendling das Schloß des Freiherrn von Pettenbach, das sogenannte Wasserschloß, eine halbe Stunde von Krailing entfernt, käuflich erworben habe und sich auch des Bades annehmen wolle. Als wir im Zimmer meiner Tante anlangten, sagte diese bissig: »Hinter diesem Kauf steckt seine saubere Gemahlin, die Frau Hermine, die mir als Kind unsern Familienring gestohlen hat: sie kann ohne Hofluft nicht leben, und der gute Professor ist ein Hampelmann. Warum braucht er eine arme Adelige zu heiraten? Ich sag immer: Schuster bleib bei deinem Leisten! – Wie hat dir die Josephine gefallen? Ihr Vater ist verbauert; aber sie ist ein feines Mädchen.«

Ich spielte den kühlen Kenner und trat an das Fenster, von wo aus ich den Sommersitz des Prinzen Luitgar, Schloß Hohenroth, weiß herüberglänzen sah, und dabei fiel mir ein, daß der Prinz, nach einer Zeitungsnachricht, in Behandlung des berühmten Arztes stand.

Die Begegnung mit dem Schloßfräulein von Aschhausen weckte die Erinnerung an meine kleine Jugendfreundin zu neuem Leben; aber ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß mich der Drang, sie als Professorin Wendling zu sehen, je in die Nähe des Wasserschlosses geführt hätte. Als braver Neffe verbrachte ich meine ganze Zeit bei meiner Tante, deren Gesundheitszustand das Zusammenleben mit ihr nicht gerade zu einem täglichen Vergnügen machte. Zu den Eigentümlichkeiten der alten Dame gehörte ein tiefes Mißtrauen gegen alle Ärzte, wie man es bei Menschen findet, die niemals ernstlich krank gewesen sind und daher für ihre kleinen Leiden wenig Teilnahme bei den Doktoren gefunden haben. Als meine Tante merkte, daß die Wirkung der ersten Moorbäder ihr nicht günstig schien, entschloß sie sich aber doch, den bewährten Professor Wendling zu Rat zu ziehen, und so kam ich, ohne meinen eigentlichen Willen, in das Haus, in dem ich, etwas verspätet, mein eigentliches Jugendschicksal erleben sollte. Ich machte mich am gleichen Nachmittag noch auf den Weg nach dem Schlosse, das, von tiefen Gräben umgeben, mitten in moorigen Wiesen liegt und aus einer Zeit stammt, da große Herren nicht mehr auf beherrschenden Höhen, sondern in flachem Gelände ihre Behausung zu errichten liebten. Auf dem gleichmäßig breiten Wassergraben an der Fahrstraße lag, wie ich schon von weitem bemerkte, eine giftig grüne Moosdecke; denn das Wässerlein, das die Schloßgräben auch heut noch speist, rührt von einem dünnen Moorquellchen her. Ich fragte mich im stillen, was wohl den Professor Wendling bewogen haben konnte, dieses muffig anmutende Wasserschloß zu kaufen, und fand, wie meine Tante, keine andere Erklärung als die Nähe des prinzlichen Hofhalts und des aufblühenden Badeortes. Dieser erste Eindruck ungastlicher Öde wich indessen sofort einem ganz andern, wenn man das hohe Einfahrtstor der Vorderfront durchschritten hatte: links öffnete

sich ein prächtiges Stiegenhaus, an dessen Treppenstufen ein bronzener Eber als sprechendes Wappentier Wache hielt, und von rechts her mündete ein schön gewölbter Gang mit schweren Jagdtrophäen. Der viereckige Hof war mit feinstem Sande berieselt, und ein prächtiges schmiedeeisernes Gittertor im Hintergrunde gestattete den Einblick in einen weiten französischen Ziergarten, aus dem ein breites Beet dunkler Rosen herüberschimmerte. Dahinter ragten die runden Wipfel uralter Linden in die sommerliche Luft, und darüber schwebte die blaue Wand des Gebirges mit seinen dunklen Waldhängen und grauen Schroffen. Der geräumige Hof, auf dessen Sand sich Räderspuren abzeichneten, lag im hellsten Sonnenlicht da, und vom Park her klang helles Gelächter, als ich eintrat. Der Pförtner, ein junger Invalide mit einem Stelzbein, hielt mich für einen Gast und sagte mir, die gnädige Frau sei bei der Gesellschaft im Park, und der Herr Professor sei zu einer Konsultation nach Hohenroth gefahren. Ich dachte einen Augenblick daran, am andern Tag wieder vorzusprechen; dann aber durchschritt ich raschen Entschlusses den Hof und betrat den Garten, in dessen linker Ecke sich Arbeiter mit der Errichtung von Zelten und Buden zu schaffen machten. Ein paar Herren standen dabei und sahen ihnen zu. Die Frau Doktor Wendling aber ging, eine Reitpeitsche in der Hand, mit einem hochgewachsenen Manne, der eine Rose in der Hand trug, vor dem viereckigen Wasserbecken des Gartens auf und ab; sie hielt den Kopf gesenkt, während ihr Begleiter angelegentlich und lächelnd auf sie einsprach. Als sie mich bemerkte, ging ein eigentümliches Zucken über ihr Gesicht, das mich nicht angenehm berührte; dann aber trat sie raschen Schrittes, fast wie ine Fliehende, auf mich zu, um mich zu begrüßen. »Sieht man Sie auch wieder einmal,« sagte sie, indem sie mich mit fragendem Auge, aus dessen Schimmern mir die Erinnerung an alte Tage entgegenglänzte, starr ansah, und hierauf stellte sie mich den andern Herren vor, die mich Eindringling nicht gerade mit liebenswürdigen Blicken musterten. Ihren Begleiter auf dem Gartengange, den Kammerherrn Grafen Khuen auf Gleiritsch, einen Vierziger mit einem mächtigen Napoleonsbart, kannte ich vom

Sehen und auch dem Namen nach: er galt als großer »Löwe«, wie man damals noch sagte, und der etwas verächtliche Blick, mit dem er mich grüßte, zeigte mir, daß er in mir keinen Störenfried fürchtete. Die andern jungen Herren waren zwei blutjunge Offiziere, aus dem kinderreichen Hause der Herren von Werbach, und Vettern; sie fielen mir durch ihre dünnen Taillen auf. Während der Vorstellung hatte ich Muße, die Gestalt meiner Jugendfreundin verstohlen zu betrachten: ihre Krinoline aus grauer Seide verlieh der hochgewachsenen Gestalt etwas fraulich Volles, und der weiße Umlegkragen gab einen vollen stämmigen Hals der Luft und der Sonne preis. Ihre nicht gerade sehr kleinen Füße staken in unglaublich niederen Schühchen, und die weißen Strümpfe zeigten einen etwas hohen Reihen, der dem Fuß die eigentliche Plumpheit nahm. Ihr Hütchen hing wie ein verwegenes Kunststück auf dem toupetartig gelockerten Haar, das glatt hinter die Ohren gestrichen war und die entzückenden Ohrmuscheln frei ließ. An den Händen trug die Schloßfrau schwere Ringe, und auch die Brosche, die ihren weißen Umlegekragen zusammenhielt, bestand aus einem Stern kostbarer Diamanten.

»Sie kommen doch auch zu meinem Fest,« rief sie nach der Begrüßung mit einer Stimme, aus der eine deutliche Erregung herausklang. »Fräulein von Nonnenbruch, Ihre verehrte Tante, wage ich nicht einzuladen.«

Ich entgegnete, daß der Gesundheitszustand meiner Tante sehr zu wünschen lasse, und bat, dem Herrn Professor die Bitte der Patientin zu übermitteln, er möge sie, und zwar möglichst bald, besuchen. Es kam mir vor, als ob ein leichter Schatten über die Züge Herminens fliege, als ich den Namen ihres Gatten erwähnte; dann lachte sie ganz unvermittelt auf und sagte: »Nun, meine Herren, sind Sie mit ihrem Programm fertig?« Zu mir gewandt, fuhr sie fort: »Es wird allerlei zu sehen geben: der Herr Graf wird sich als dressierter Pudel produzieren, und die Herren von Werbach werden Feuer fressen. Ce sera du dernier joli! Aber nun müssen mich die Herren entschuldigen: der Herr von Nonnenbruch ist ein Jugendfreund; wir haben uns lange nicht gesehen, und ich glaube, wir werden uns allerlei zu erzählen haben. Darf ich bitten.«

Hermine schritt mir voran, und langsam gingen wir aus der sonnigen Helle des Gartens in das Zwielicht des englischen Parks, der unmerklich sich in das Grün der Wiesen verlor. Mich überrieselte es seltsam, wenn Hermine den Blick aufschlug, um dem meinen zu begegnen oder nach den Herren hinüberzuspähen, die zu dritt bei den Arbeitern standen und es offenbar sehr wichtig hatten. Hermine fragte viel und ließ mich reden, und ich kam allmählich in eine leichte Erregung, die ich selbst als etwas Unangenehmes fühlte; und dabei tauchte zuweilen das Gesicht Josephinens mit hellster Deutlichkeit vor mir auf, und die Ähnlichkeit zwischen den beiden Frauen berührte mich wie eine geheime Schwesternschaft, um die nur ich allein wußte. Wie Buridans Esel ging ich so zwischen zwei Gestalten, einer wirklichen und einer fernen, auf und ab, und die Laute des Sommertages, die Rufe der Vögel und das spielende Licht in dem Halbdunkel des Parks verwob sich in mir zu einem Gefühl wundersamen Daseins. Als ich endlich die Bemerkung fallen ließ, daß ich nicht länger mehr bleiben könne, sagte Hermine mit einem Seufzer: »Wie schade, daß Sie schon gehen wollen! Aber vorher sollen Sie noch eine Rose haben. Sie ist aber nicht für Ihre Tante. Die kann ich nicht leiden.« Sie brach mir aus einem niedern Beet eine kaum erblühte Rose ab, und da sie sich dabei an einem Dorn verletzte, sog sie das Blut mit ihrem spitzen Zünglein auf. Mir aber war, als sie so im hellen Sommerlicht mitten im Garten stand, zumute, als blicke mich das kindliche Gesichtchen meiner Jugendfreundin Minchen an. Zwar, der volle rote Mund, in dessen Winkeln mich ein eigener Zug befremdete, gehörte einem andern Wesen an, und der schiefe Blick, mit dem sie, an mir vorbei, die Gruppe der Herren suchte, sagte mir, daß ich eine Frau vor mir hatte, in deren Wesen und Schicksal ich keinen Einblick besaß.

Als ich dann heimkehrend auf der Landstraße im Schatten der schönsten Linden dahinging, hörte ich helles Gelächter aus der Tiefe des Gartens zu mir herüberklingen, und es stimmte mich traurig, wie mir denn überhaupt ein bitterer Nachgeschmack von diesem Wiedersehen im Munde blieb. Am gleichen Abend noch ging ich nach Dietramszell hinaus; aber während ich

schweigsam und versonnen im Schloßgarten bei den Mädchen saß, wanderten meine Gedanken in das Wasserschloß hinüber, und es kam ein seltsamer Zwiespalt in meine Seele, der von aufregendster Süße war und mich in der Nacht nicht schlafen ließ. Freilich mußte ich mir, wenn ich Josephine näher ansah, sagen, daß die Ähnlichkeit mit Hermine nicht allzugroß war; aber gerade diese Wahrnehmung veranlaßte mich, die fremden Züge in dieses klare ruhige Mädchengesicht hineinzudichten, und dieses heimliche Spiel brachte mich der Frau in dem Wasserschloß näher, als ich selber ahnte. Es war etwas Süßes und Wunderliches, das sich in mir abspielte und mich zuletzt willenlos meinen eigenen Traumgebilden auslieferte. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich ausdrücke; aber alles das, was ich empfand, entzieht sich wirklich dem Wort und der Mitteilung. Die folgende Sommernacht war erfüllt von jener gewitterhaften Schwüle, die alles in ihren Bann schlägt und das Gefühl erweckt, als ob alles auf eine Erlösung warte. Ich stand am Fenster meines Zimmers und sah stundenlang dem Wetterleuchten zu, das in regelmäßiger Wiederkehr wie ein jäher Feuerflügelschlag am Rande der nächtlichen Ferne aufzuckte und die starrstehenden Büsche der Gärten in seltsamer Beleuchtung zeigte. Rings regte sich kein Laut; nur zuweilen fuhr ein leiser Schauer durch die Bäume, ein Vogel regte sich wie im Traume, und mir war es dabei zumute, als stände ich, traurig und voll selig schauernder Erwartung, vor einem Tor, hinter dem sich etwas Wundersames begab. – –

Am nächsten Morgen fuhr der Professor Wendling mit einem prächtigen Gespann in einem englischen Jagdwagen bei uns vor, und da meine Tante noch nicht angekleidet war, hatte ich Gelegenheit, ein Weilchen mit dem berühmten Arzte allein zu sprechen: er erschien mir müde, zerstreut und zerfahren, und ich entsinne mich, daß erst Leben in unser Gespräch kam, als ich mich als Verehrer Liebigs bekannte. Ich nehme auch heute noch das regste Interesse an den Naturwissenschaften, obwohl ich weiß, daß ich gar kein Talent dazu habe und als Gelehrter nichts leisten könnte, wenn ich auch wollte. Dann erkundigte er sich angelegentlich nach dem Befinden meines Vaters, der damals

in einem französischen Seebade, ich glaube in Biarritz, weilte. Als meine Tante erschien, zeigte sie sich von der ganz ungewöhnlichen Aufmerksamkeit des Professors sehr angenehm berührt, wenn sie es auch nach ihrer Art in keiner Weise merken ließ. Die Professorin aber, Frau Hermine, die eine halbe Stunde später in einfachstem Besuchskleide daherkam, um, wie sie sagte, ihren lieben Mann abzuholen, und meine Tante mit einer Art Demut begrüßte, fand auch jetzt noch keine Gnade vor ihren Augen. Auch mich berührte das gezierte Benehmen meiner Jugendfreundin in keiner Weise angenehm. Ich mußte ihr aber feierlich versprechen, bei dem Parkfest zu erscheinen, und da meine Tante meine Gewohnheit, lange Spaziergänge zu machen, kannte, war es mir in der Tat möglich, das Fest zu besuchen.

Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß mir die Veranstaltung, auf der, außer dem gesamten Hofhalt des Prinzen, viele Kurgäste und die Honoratioren des Fleckens erschienen, eine besondere Erinnerung hinterlassen hätte. Ich entsinne mich nur, daß die Krailinger Musikbande falsch und lärmend spielte, daß es sehr laut herging und die Schloßherrin Hermine sich durch die Gegenwart des Prinzen Luitgar nicht abhalten ließ, sich in übermütigster Weise herumzutreiben und zuletzt sogar ein Schwippschen zu verraten: sie trank, wie sie lachend gestand, gern Champagner und lehrte mich die Kunst, dem Trank durch ein paar Tropfen Burgunder eine leichte Geschmacksveränderung zu geben. Mich stimmte dieses ganze Treiben eher trübe, und als es gegen Abend ging, trieb es mich in den Park hinein, wo ich mich auf eine Bank setzte und mich meinen Gedanken überließ, in die der verirrte Lärm des Festes wie aus weiter Ferne hereinklang. Ich war so sehr in Sinnen versunken, daß ich gar nicht merkte, wie jemand hinter mich trat und sich dann, leise wie ein Schatten, an meiner Seite niederließ: es war Hermine, die mich, als ich sie gewahrte, mit spitzbübischen Augen anblinzelte, just, als ob wir zwei ein Geheimnis miteinander hätten. Dann fragte sie plötzlich: »Gefällt Ihnen das Fräulein Josephine wirklich so sehr?« Ich wurde rot, und da ich mein Erröten fühlte, fragte ich etwas täppisch:

»Warum soll sie mir denn nicht gefallen?« »Darum,« sagte Hermine und ließ sich nicht von der Sache abbringen: das Bild, das sie mir von meinem Glück entwarf, falls ich heiraten wollte, war nicht dazu angetan, die Phantasie eines Freiers zu beflügeln: es war ein richtiger Ehekerker, in den sie mich blicken ließ. Während sie sprach, stand Josephines Bild in voller Deutlichkeit vor meiner Seele; aber es war mir trotzdem nicht möglich, die Züge der Fernen lange festzuhalten: sie zerrannen mir immer wieder, und die atmende Gegenwart an meiner Seite nahm mein Wesen mehr und mehr gefangen. Ich fragte mich, was wohl die schöne Frau bewegen konnte, mir meine Zukunft in dieser Weise auszumalen. »Gelt, jetzt denken Sie schlecht von mir,« sagte Hermine Wendling, als sie fertig war; »aber ich bin doch Ihre älteste Freundin. Da, küssen Sie meine Hand.« Ich nahm ihre Hand und sie ließ sie, wie selbstvergessen, einen Augenblick in der meinen ruhen; dann stand sie plötzlich mit einem Seufzer auf und begann nachdenklich neben mir herzugehen. Und da kam es wie ein Schauer grimmigen Verlangens über mich: ich sah den leichtgesenkten Kopf mit seinem wunderbaren Haar, das aufglühte, wenn ein feuriger Sonnenstreif in das Parkdunkel hereinschnitt; ich sah die Linie des Nackens, auf dem sich zarte seidene Löckchen kräuselten; ich sah, wie sich der volle Busen hob und senkte; allein das Gefühl, das mich beschlich, war fast ein Gefühl der Scham, und das machte mich steif. Dazu ärgerte es mich, das Hermine plötzlich in einen Ton, der mir gemacht vorkam, sagte: »Wir dürfen nicht länger allein bleiben.« Sie war auch sofort eine andere, als sie in den Kreis ihrer Gäste trat, und der Blick, mit dem sie das Treiben musterte, kam mir fast feindselig vor.

»Es gibt noch Menschen mit Gemüt, Herr Graf,« sagte sie, als der Graf Khuen mit schillerndem Blick zu uns trat. »Und wenn Sie einen sehen wollen, gucken Sie sich unsern Baron Themistokles an.« Der Angeredete verbeugte sich und musterte mich mit spöttischem Blick; mich aber verletzte diese Bemerkung wie ätzender Hohn, und ich nahm bald darauf stillen Abschied, um in andere Luft zu kommen.

Am gleichen Abend ging ich wieder nach Dietramszell hinaus;

aber diesmal mußte ich es erleben, daß mich die Gegenwart der einen Gestalt nur tiefer in die Erinnerung an die andere hineintrieb: ich hörte halblaut geflüsterte Worte und fühlte Hermines heiße Nähe, und dabei überfiel mich ganz plötzlich ein seltsames Gefühl meiner eigenen Bedeutung und Wichtigkeit, das mir alles verwandelt zeigte: ich war, wie ich glaubte, ein anderer Mensch geworden, und daß ich es wußte, gab dieser Wandlung ihr Gewicht und ihre Weihe.

So setzte sich dieses wunderbare Spiel zwischen den beiden Frauen fort: wenn ich bei der einen weilte, stand die Gestalt der anderen unsichtbar mir zur Seite, ohne daß ich sie jemals herbeisehnte. Obwohl Herminens Gegenwart mein ganzes Wesen aufwühlte, entbehrte mein Verlangen noch der Klarheit, die alles wagt und weiß, warum sie es tut: denn der nackte Gedanke, die Hand nach einer verheirateten Frau auszustrecken, hätte mich mit Entrüstung oder Entsetzen erfüllt, wenn er in die offene Tageshelle der Seele getreten wäre. Hermine wurde schöner, wenn sie lachte; aber wenn ich dann in ihrer Gegenwart die reinen gütigen Augen Josephinens wie aus weiter Ferne aufglänzen sah, empfand ich ein ungeheuer zärtliches Mitleid mit der Gestalt, in deren Gesicht stets eine leichte Röte erblühte, wenn ich in den Kreis trat, wo sie als frühes Hausmütterchen schaltete. Wenn ich aber bei ihr saß und das Gespräch auf das Leben und Treiben in dem Doktorschlosse kam, konnte es geschehen, daß sie plötzlich aufstand, um, wie sie sagte, einer häuslichen Verrichtung nachzugehen, und mir blieben dann nur ihre jüngeren Schwestern als dankbare Zuhörerinnen. Im übrigen empfand ich in ihrer Nähe stets das Gefühl eines wunderbaren Friedens, während Herminens Nähe mich erregte und zu einem Vielsprecher machte, der sich mitten im Reden seines unreif lauten Wesens schämte.

Bei alledem beschäftigte mich der Gedanke, was zwischen Hermine und dem Grafen Khuen vorging, in wachsendem Maße, und ich ließ die beiden nicht aus dem Auge, wenn ich in dem Kreise weilte, ohne den die Wasserschloßfrau nicht leben konnte. Der Graf Khuen besaß nichts von dem glatten kühlen Wesen so vieler Adliger, das auf warmblütige Menschen erkältend wirkt

und oft genug nur das Anzeichen großer Gemütskälte oder, bestenfalls, einer besonderen Erziehung ist. Ich bemerkte, daß er Hermine zeitweilig mit einer Art Geringschätzung behandelte, deren Zweck mir heute, da ich die Männer besser kenne, ganz klar ist, mich aber damals nichts weniger als angenehm berührte. Er liebte es, seine Verachtung der Frauen in aufreizenden Sprüchen von sich zu geben, und machte kein Hehl aus seiner Meinung, daß Schopenhauer, der damals in Mode kam und im Münchener Adel viele Anhänger besaß, das letzte Wort über die gesamte Weiblichkeit gesagt habe. Daß etwas zwischen dem Grafen und Hermine vorging, war mir klar; aber ich wußte doch nicht recht, was, und schlürfte die Sprüche des widerwärtigen Herrn mit einem ausbündigen Behagen, gerade weil meinem Gemüt diese Art, die Frauen zu schätzen und zu nehmen, gänzlich fremd war. Der Graf war übrigens ein ganz glänzender Reiter und, wie sein prinzlicher Herr, ein leidenschaftlicher Jäger, und da mir die Jagd ein Greuel ist, fand ich eine erneute Gelegenheit, ihn als Rohling zu betrachten. Diese Meinung verstärkte sich, als ich ihn eines Tages überraschte, wie er im Schloßhof seinen Gaul mit der Reitpeitsche traktierte, daß das prächtige Tier an allen Gliedern zitterte. Leider muß ich auch erwähnen, daß Hermine dieser Züchtigung lachend zusah und erst dann flüchtig errötete, als sie meinen empörten Blick gewahrte.

Mit dem Gefühl reinsten Glücks genoß ich den Umgang mit dem Professor Wendling. Ich konnte nicht bemerken, daß ihm, wie die böse Welt behauptete, so viel an höfischem Wesen und Getu gelegen war, und ich kam zur Überzeugung, daß ihn nur die warme Verehrung, die er für den Prinzen hegte, in dem höfischen Kreise festhielt; denn sein Dienst als Leibarzt war, da die Gemahlin des Prinzen sich keiner guten Gesundheit erfreute, zeitraubend und ließ dem Manne wenig Zeit für seine Liebhabereien, in deren Pflege doch unser reinstes Glück beruht. Wir machten, wenn auch nicht allzuoft, weite Gänge durch das weite Wiesental und an den Hängen der Vorberge entlang, und zuweilen kam er auch ein Stündchen zu mir, um sich von mir vorgeigen zu lassen. Seine Liebhabereien waren nicht zu

zählen: er sammelte alte Möbel, von Bauern oder Herren; er trug sich mit dem Plan, Ausgrabungen zu veranstalten, – denn in der Gegend, wo einst Kelten hausten, gab es Grabstätten, von deren Öffnung er sich wichtige Aufschlüsse für die Siedelungskunde des Gebietes versprach. Er züchtete Kakteen und weihte mich in die Zucht und Pflege dieser stacheligen Gesellen ein, die mir anfangs nicht gefielen, mich aber später, als ich mich näher mit ihnen befaßte, gar nicht mehr losließen. Ich verdanke dieser Liebhaberei einen Teil der reinsten Freuden meines Lebens: denn das Studium dieser Gebilde, ihre Bestachelung, ihre Behaarung, ihre Kanten, Rippen, Drüsen, Schübe und Blüten sind ein unerschöpflicher Quell der unschuldigsten Freuden für Augen und Gemüt, und wenn ich eine neue Zwitterform erzeugt hatte, kam ich mir wie ein Herrgott oder zum mindesten wie ein botanischer Doktor Faust vor, dem der Erdgeist ein Geheimnis preisgegeben hatte. Ja, ich bin nicht abgeneigt, jeden Menschen nach seinem Verhältnis zu diesen Pflanzen zu beurteilen, und wer fähig ist, die Warze einer Leuchtenbergia zu würdigen, muß auch Sinn für andere merkwürdige Dinge haben, an denen die banausische Menge stumpf und dumpf vorübergeht. Der Professor hatte sich in den früheren Gewächshäusern des Schlosses, die damals zum Teil als Stallungen dienten, eine Abteilung für seine stacheligen Lieblinge herrichten lassen, und hier weihte er mich nach allen Regeln der Kunst in die Pflege der Ungetüme ein, die ihm, wie er sagte, bewiesen, daß die Natur auch als Pflanzenschöpferin eine Humoristin ist. Ich verdanke diesem Manne sehr viel; und doch muß ich hier ein Geständnis machen, das vielleicht ein schiefes Licht auf mich wirft: ich vermag das Gefühl, das ich vor diesem ausgezeichneten Mann empfand, nicht recht zu benennen. In die Verehrung für ihn mischte sich eine seltsame Scheu, wie vor Menschen, denen man niemals ganz nahe kommt, und daß ich mich meines gemischten Gefühls schämte, trug auch nicht dazu bei, mein Zusammensein mit ihm zu einer ganz reinen Quelle eines recht jünglingshaft unbefangenen Behagens zu machen.

Doch ich komme von meiner Erzählung ab, und die Zeit, wo ich im Verkehr mit stacheligen Kakteen eigenen Trost für sehr

wirkliche Leiden suchen lernte, lag mir damals noch im Schoß der seligen Götter. – –

Als ich eines Tages im Schlosse vorsprach, fand ich die ganze Gesellschaft, die sich um Hermine zu scharen pflegte, den Grafen mit seinen Vettern und einem Hofmann, in dem großen Saale des oberen Geschosses um den Mitteltisch versammelt, auf dem einige bronzene Ringe und Spangen lagen: es war die erste Ausbeute, die dem Gräbersucher Wendling zugefallen war.

»Den Ring hat mein Mann vom Finger eines Skeletts abgezogen,« sagte Hermine, indem sie ein rostzerfressenes Schmuckstück nachdenklich in die Höhe hob und mich dabei verstohlen anlächelte.

»Tragen Sie es nicht, meine Gnädige,« sagte der Graf mit einer Stimme voll leichten Hohnes. »Man soll nichts nehmen, was den Toten gehört. Ich habe in Paris, in den Tuilerien, mit dem berühmten Geisterseher Home gesprochen, und der Kunde hat mir die Geschichte eines indischen Ringes erzählt, der allen Besitzern Unglück oder einen gewaltsamen Tod brachte. Der Stein, ein kostbarer Alexandrit, stammte aus dem linken Auge eines indischen Götzenbildes.«

»Sie glauben an solche Sachen?« fragte Hermine mit bösem Blick.

Der Graf Khuen lächelte geheimnisvoll, und mir kam es vor, als wolle er sich als Wissender seltsamer Dinge wichtig machen: »Es gibt so viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen schöne Frauen sich nichts träumen lassen,« sagte er lächelnd. »Haben Sie niemals von dem sogenannten Hope-Diamanten gehört? Diesen berühmten Unglücksstein brachte ein Indier, namens Winighea, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts nach Venedig, wo ihn ein Mitglied der Dogenfamilie Morosini erwarb. Der Indier aber hatte mit dem Diamanten, den man, seines bläulichen Schimmers wegen, den blauen Stein nannte, auch die Beulenpest nach Venedig eingeschleppt. Morosini flüchtete mit seinem Stein vor der Krankheit nach Florenz. Vergeblich: die Seuche folgte ihm und fraß ihn weg. Der Stein kam nun in den Besitz des Heerführers Marsilio, der sich seiner nicht lange freuen durfte: er wurde in einem Raufhandel

erstochen. Von nun an wechselte er immer wieder seinen Besitzer, und alle starben eines unnatürlichen Todes: Marie Antoinette und die Prinzessin Lamballe sollen ihn besessen haben. Ihr Ende ist bekannt. Aus Paris kam er, – durch wen ist unbekannt – zur Revolutionszeit in das italienische Kloster San Girolamo, wo er später einem Soldaten des französischen Heeres in die Hand fiel. Der Reitergeneral Lasalle kaufte ihn dem Plünderer ab und – fiel wenige Tage darauf in der Schlacht bei Lodi. Später tauchte der Stein im Besitze des spanischen Diplomaten Don José Ruiz y Maryat auf, und dieser Grande wurde auf einer Dienstreise in den aufständischen katalonischen Provinzen ermordet. Dem Mörder gelang es, auf einen Westindienfahrer zu flüchten, auf dem er mit einigen Matrosen meuterte und, da der Kapitän der Meuterer Herr wurde, den Strick um den Hals bekam. Der Kapitän nahm den kostbaren Ring, den er an einem Finger des gehängten Rädelsführers glänzen sah, zu sich und – wurde nach der Landung in einer Spielhölle erschossen. Seine Leiche fand man in einem Straßengraben; aber der Stein war verschwunden. Aus Westindien gelangte er dann in den Laden eines Amsterdamer Juwelenhändlers, der Selbstmord beging. Von dessen Erben kaufte ihn ein Anglo-Amerikaner, namens Stewart, der beim Zusammensturz einer Tribüne, bei einer Schaustellung, ums Leben kam –«

»Und jetzt?« fragte Hermine mit einem höhnischen Lächeln um den Mund.

»– besitzt ihn ein reicher Spanier, den ich, mitsamt seiner Frau, sehr gut kenne. Ich fürchte, auch dieser Juwelenfreund wird nicht in seinem Bette sterben. Sie lächeln? Nun, ich habe vielleicht Grund zu meiner Annahme und behaupte: Alles Lebendige hinterläßt unvertilgbare Spuren, oder vielmehr, es imprägniert die Dinge. Wenn ich den Unglücksring da ansehe, schwebt auch die Gestalt der Keltin, die ihn ins Grab mitbekam, mit verführerischer Deutlichkeit vor Augen: es war eine schöne blonde Frau, die mit einem ältlichen Häuptling vermählt und sehr unglücklich war. Es hat auch damals schon feige Frauen gegeben. – Was meint die gnädige Frau dazu?«

Hermine warf den Kopf trotzig empor und sagte: »Ich glaube nur an Glücksringe,« worauf sie sich lächelnd an mich wandte: »Sie, Baron, sollen ja einen solchen Glücksring in der Familie haben –«

Ich wurde nun, fast gegen meinen Willen, gesprächig und erklärte der Gesellschaft ausführlich Wesen und Bedeutung unseres Familienkleinods, wobei ich das Gefühl hatte, als entweihte ich eine teure Sage und einen schönen Glauben.

»Ich werde mir auch einen solchen Ring machen lassen,« rief Hermine, aus deren Wesen eine wachsende Erregung sprach.

»Nachahmungen bringen kein Glück und sind wertlos,« rief der Graf.

»Ich will aber einen solchen Ring haben,« rief Hermine. »Nicht wahr, Baron, Sie bringen mir Ihren Ring auf ein Stündchen? Ich werd fein acht darauf geben. Bitte, bitte –«

Ich konnte um alles in der Welt nicht nein sagen, obwohl mir die Schwierigkeit der Erfüllung meines Versprechens sofort ganz klar vor der Seele stand: denn meine Tante pflegte den Ring niemals, auch bei Nacht nicht, abzulegen, und ich wußte wahrhaftig nicht, wie ich es anfangen sollte, um wenigstens für einige Stunden in den Besitz des Kleinods zu gelangen.

»Solche Talismane erlangen ihre Kraft durch eine Tat,« sagte der Graf wieder, fand aber mit seinen Sprüchen nunmehr wenig Gehör; denn Hermine blieb still, und das Gespräch geriet auf andere Dinge, auf Wagner, dessen »Meistersinger« im Jahre vorher ihre triumphierende Aufführung am Münchener Hoftheater erlebt hatten, auf den jungen König, der fast nicht mehr aus der Einsamkeit der Hohenschwangauer Berge herauskam, und auf die Einheit Deutschlands. Der Graf Khuen erwies sich im Laufe des Gesprächs als heftiger Gegner Bismarcks, und ich, dem die Politik damals ganz ferne lag, hatte das Gefühl, als wolle er einen geheimen Ärger an irgendeinem Menschen oder Namen auslassen. Gegen mich aber war Hermine plötzlich von einer weichen Zärtlichkeit: ihr ganzes Wesen atmete dabei einen seligen Mutwillen, und wenn ihr Auge meines traf, war es, als blickte ich in eine Fülle unendlichen Lichtes.

Da beschloß ich, ihr den Ring zu verschaffen, koste es, was es wolle.

Ich weiß nicht mehr, wie ich damals durch die atemlose Sommernacht nach Hause kam. Über mir glühten und funkelten die Sterne in alter Pracht; in der dunkeln Ferne regte sich zuweilen ein leichtes Leuchten, und wenn ich im Gehen innehielt, um in die nächtliche Finsternis hineinzulauschen, vernahm ich in meinen Ohren die leise Musik meines eigenen Blutes, das stürmisch durch meine Adern floß und mich in doppelter Eile dahintrieb. Ich schloß die ganze Nacht kein Auge. Wenn ich an Josephine dachte, empfand ich etwas wie die Überlegenheit eines Mannes, der sein Schicksal erreicht hat und klar und sicher einhergeht, und das Mitleid mit der Armen war nicht ohne eine seltsame grausame Süße. Auch der sogenannte Zufall war der Erfüllung meines Wunsches günstig: als ich am Tage darauf darüber nachsann, wie ich meine Bitte um kurze Überlassung unseres Ringes bei meiner Tante vorbringen könnte, kam diese zu mir und erzählte mir jammernd, aus der Krone des Ringes sei eine Perle herausgefallen; ich möchte den Ring einpacken und zu unserm Familienjuwelier Winterhalter nach München schicken, damit er die Perle einsetzte. Meine Hand zitterte leicht, als ich das Juwel in Empfang nahm, um es der Post zu übergeben. In mir lebte ein unsägliches Glücksgefühl, als ich, mit meinem Ring in der Tasche, am Nachmittag nach dem Wasserschlosse hinauslief, um Hermine das gewünschte Familienkleinod zu zeigen. Ich empfand es daher als bittere Enttäuschung, daß sie dem Ring mit einem Male gar keine Wichtigkeit mehr beizulegen schien; denn sie dankte mir nur ganz flüchtig, während ich bemerkte, das schwarze Schatten um ihre Augen lagen und eine seltsam flackernde Unruhe ihr Wesen belebte. Erst als ich mich, beinah verschüchtert, empfehlen wollte, sagte sie mit weicher, bittender Stimme: »Laß mir den Ring da: morgen oder übermorgen kannst du ihn holen. Du darfst ihn mir schon anvertrauen.«

Es war das erste Mal, daß Hermine Wendling mich duzte; ich erschrak, fand aber keine Zeit, auf diesen Ton einzugehen; denn sie stieß mich fast zur Tür hinaus, und ich ging mit einem

sonderbaren Gefühl nach Krailing zurück: der Gedanke, daß ich unsern Familienring aus der Hand gegeben hatte, lag wie eine ängstigende Sorge auf meiner Seele, und dazwischen quoll es doch manchmal wie eine jähe Woge des brennendsten Glücks in mir empor und trug mich wie auf Schwingen dahin. Ich gedachte übrigens am nächsten Morgen in aller Frühe schon mein Kleinod wieder abzuholen, um es zu verschicken, und mit diesem Gedanken verband sich die Hoffnung, Hermine wiederzusehen; allein das Schicksal oder der Zufall wollte es, daß meine Tante einen Rückfall erlitt und am Nachmittag Besuch von den Aschhausens bekam, dem auch ich mich nicht entziehen konnte. Ich bemerkte, daß Josephine fast nichts sprach, sondern mich nur einmal mit traurigen Augen anblickte; aber ich lebte gar nicht in der Gegenwart, ich weilte in einem anderen Paradiese, wo eine Sirenenstimme ein wundersames Tönen um mich her verbreitete.

Die Hochsommermonate waren damals in jener Gegend sehr gewitterreich, und auch an jenem Tage lagen die Wetter wie knurrende Ungeheuer am Rande des Horizonts. Unaufhörlich grollte ferne im Gebirge der Donner; Nebel flogen und stiegen und sanken an den fernen Schroffen der Berge empor, und wenn ein Sonnenstrahl durch die Schwärze brach, war es, als ob eine fremde Welt jählings aufleuchtete. Gegen vier Uhr nachmittags brach das erste Gewitter los; eine Stunde später zeigte der hochgeschwellte Fluß, daß ein Wolkenbruch in den Bergen niedergegangen sein mußte und um sieben Uhr war Hochwasser im Anzuge. Die Gebirgskette aber stand schwarz verhangen über dem brausenden Tale, und kein Mensch wußte, was sich dort begab. Jäh überfiel die Sorge, ob nicht auch das Schloß gefährdet sein könne, mein Herz; aber meine Tante, welche die Gewitter fürchtete, ließ mich nicht von der Seite, so daß ich, wohl oder übel, bis zum Abend bei ihr ausharren mußte. Als ich, gegen sechs Uhr, in die leere Wirtsstube trat, um bei der Bedienerin das Abendessen für meine Tante zu bestellen, fand ich zu meinem größten Erstaunen den Grafen Khuen neben dem Mädchen, einer hübschen Unterinntalerin, vor einer Flasche Tiroler sitzen. Er wurde verlegen, als er mich

bemerkte, und dies fiel mir auf, da ich den Herrn als Meister steter Selbstbeherrschung kannte. Wir sprachen noch über das Wetter, als eine vierspännige Reisekutsche vorfuhr und der Prinz Clemens Ferdinand in das Zimmer trat. »Denken Sie sich, Graf,« sagte der junge Herr, »das Wetter hat die Brücke im Klufental weggeschwemmt. Ich werde hier übernachten müssen und freue mich, einen so vortrefflichen Gesellschafter gefunden zu haben.«

Eine Wolke des Unmuts überflog die Züge des Grafen; als Hofmann verbeugte er sich jedoch ergebenst, indessen ich, beim Hinausgehen, im Gedanken an die hübsche Kellnerin zu mir selber sagte: »Dem ist der Besuch auch sehr in die Quere gekommen!« Ich hütete mich aber wohl, meiner Tante mitzuteilen, daß eine Königliche Hoheit mit ihr die Nacht unter dem gleichen Dache verbrachte, und trachtete nur danach, möglichst rasch in das Wasserschloß zu kommen, um meinen Ring zu holen. Ich weiß nicht, ob man an Ahnungen glauben soll; ich entsinne mich nur, daß mich ganz plötzlich eine qualvolle Unruhe erfaßte, die mich den Augenblick, da ich mich auf den Weg machen konnte, mit fieberhafter Ungeduld herbeisehnen ließ. Endlich um halb acht Uhr befand ich mich auf der breiten Landstraße. Es regnete nur noch leicht; aber das weite Tal, in dem nun jedes Wiesenbächlein als Wildbach daherkam, war von einem dumpfen Tosen erfüllt, und in den Bergen wanderten noch immer die Donner aus einem Tal und einer Ferne in die andere. Am Schloßtor standen die Leute des Professors und blickten, bedächtig redend, in den Regen hinaus; sie verstummten, als ich daherkam, und ich eilte, ohne zu zögern, die Treppe hinauf. Es wunderte mich, daß in dem weiten Stiegenhause keine Lampe brannte. Oben auf dem Gange begegnete mir die Kammerfrau, eine spindeldürre Genferin: sie fuhr zurück, als sie mich erblickte, erklärte aber auf meine Frage, ob die Frau Professor zu Hause sei, Madame sei in ihrem Zimmer. Ich ließ mich gar nicht melden, sondern klopfte leise an, und sofort ging die Tür auf, wie wenn jemand hinter ihr auf ein Zeichen gewartet hätte. In der Türöffnung stand, in einem blauseidenen Hausgewand, Hermine: »Sie sind's, Baron?« sagte sie gedehnt,

als sie mich gewahrte, und ich erzählte ihr ziemlich aufgeregt, warum ich so spät erst käme und wie und wo mich der Prinz und der Graf aufgehalten hätten. »Der Graf ist in Krailing?« fragte sie finstern Blickes, ohne mich anzusehen, indessen mein Blick das Gemach überflog, wo auf dem Tische eine Flasche Champagner und zwei Gläser standen.

»Wo ist der Herr Professor?« fragte ich.

»Ach laß den, der ist über Polling, wo er einen Kranken hat, nach Hohenroth gefahren; man hat ihn rufen lassen,« sagte Hermine wie aus einem Traum auffahrend, und ohne mir Zeit zu lassen, warf sie sich plötzlich aufschluchzend in meine Arme. Es war mir, als ob ich in einem Abgrund der Seligkeit versänke; ich fühlte, wie sich Herminens Haare lösten, wie die seidig weiche Welle über meine kalten Hände rieselte und wie eine selige Finsternis über mein Gesicht stürzte; ich spürte unter ihrem dünnen Seidengewand die berauschende Weiche und Wärme eines herrlichen Körpers, und fühlte ihren Mund heiß und feucht auf dem meinen. Ich riß mich aber jählings los; denn während mich Hermine, in der jählings eine Bacchantin aufgewacht war, gewaltsam und sinnverwirrend küßte, erhob sich mit jäher Deutlichkeit ein anderes Bild vor meiner Seele: ich sah den Professor Wendling durch die tosende Wetternacht dem Klufental zufahren, und die Ahnung einer tötlichen Gefahr durchzuckte mich wie ein Blitz. »Das Klufental ist unter Wasser und die Brücke weggeschwemmt. Wann ist der Professor weggefahren?« fragte ich, stammelnd vor Erregung, wobei ich ganz deutlich sah, wie Hermine, von mir wegtretend, ihre losen Haare mit beiden Händen aus dem Gesicht zurückstrich. Noch immer stand ein irres Lächeln auf ihrem Mund: »Der kommt schon hinüber,« sagte sie und zuckte in unsäglicher Verachtung die Achseln.

In diesem Augenblick bemerkte ich, daß sie neben ihren vielen andern Ringen auch unser Familienjuwel am Finger trug. »Sie tragen unsern Ring?« rief ich erstaunt.

»Gott ja, ich hab ihn angesteckt. Komm, gib mir ein Glas Wein. Das Wetter macht mich rabbiat.«

»Ich muß den Ring nach München schicken,« bat ich, wobei ich mir eigentlich recht schülerhaft vorkam.

Hermine zog das Kleinod, ohne mir einen Blick zu gönnen, vom Finger und warf es jäh auflachend in eines der leeren schlanken Gläser, dessen Wand beim Aufprall einen leisen Hall von sich gab. Ich empfand ein seltsames Gefühl der Scham, als ich nach dem Ring griff; aber im gleichen Augenblick überfiel mich der Gedanke, daß ein Mensch, den ich verehrte, seinem sicheren Tode durch die Nacht entgegenfuhr, wie ein lähmendes Entsetzen, und zu gleicher Zeit wurde es mir zur Gewißheit daß Hermine nicht mich, sondern einen anderen erwartet hatte. – –

»Wenn jemand durch das Moor läuft, erreicht er den Wagen vielleicht noch bei der oberen Schleife. Ich werde einen Diener schicken,« stammelte ich, um den Bann um uns her zu brechen, und ohne eine Antwort abzuwarten, stürzte ich, mit meinem Ring in der Tasche, hinaus, die Treppe hinab und vors Tor, wo die Schloßleute noch immer beieinander standen und mir erzählten, daß der Professor auf eine Karte hin weggefahren sei, die ein Diener des Grafen Khuen vor Ausbruch des Gewitters abgegeben habe. Aber keiner der Leute war zu bewegen, mit mir den Weg durch das überflutete Moor zu wagen, und eine eigene Scham und Scheu hielt mich davon ab, die Gefahr, in welcher der Doktor schwebte, näher zu begründen.

Es handelte sich darum, dem Wagen des Professors den Rank abzugewinnen, und während ich dies überdachte, überkam mich wieder ein Gefühl kalten Entsetzens und mit raschem Entschluß schoß ich selbst in die Nacht hinaus, in die moorigen Wiesen hinein und auf einen Feldweg zu, dessen Richtung mir, von einigen Spaziergängen her, vertraut war. Ich lief im Wasser bis an die Knöchel und versank im Schlamm bis an die Knie. Um mich gurgelte und wühlte es in allen Tiefen, und wenn ich im Laufen innehielt, um in die tosende Finsternis hineinzulauschen, war es mir, als schwölle der Braus des Wetters wie eine ungeheure Springflut an, um alles um mich her in anrollendem Schwall zu begraben. Zuweilen kam es mir vor, als träte eine jähe Stille ein, und dann brach das Tosen mit erneuter Gewalt los und die gellenden Pfeifen des Sturmes versanken manchmal wie ein Weinen in dem brüllenden Abgrund um mich her. Ein paarmal glaubte ich auch, ein verlorenes Lichtlein

wandere da und dort durch die tosende Finsternis; aber wenn ich näher zusah, erwies sich der armselige Schimmer stets als trügerisch, und ich lief und lief weiter durch die Nässe, unter Büschen und Bäumen, die mir klatschend ins Gesicht fuhren, über Bäche und Rinnsale, über Gräben und Hecken. Und ich versank nicht, ich gelangte auf ansteigendes trockenes Land, ich keuchte einen Abhang empor und erreichte die Stelle, wo die Straße sich in scharfer Biegung in das enge Klufental mit seiner Holzbrücke windet. Da blieb ich nun, außer Atem und triefend vor Nässe, stehen, und während ich im strömenden Regen auf das Gurgeln und Tosen in der Tiefe lauschte, schien es mir, als ob sich das ungeheure Brausen der Sturmnacht um mich her wandle: manchmal war es, als ob die Laute aus der lichten Höhe kämen, und dann zog wieder ein alles bedeckender Schwall mit Stimmen wie von orgelnden Schlöten einher und wälzte sich langsam talabwärts. In der Tiefe des Tales aber tosten und tobten die Wildwasser dahin, und durch das alles hinwegfegende Brausen wurde zuweilen ein Laut vernehmbar, als knickte eine Brücke, eine Eiche oder sonst ein Baumriese zusammen und verschwände versinkend in der grausigen Flut.

Und so stand ich, mit krampfhaft gespannten Sinnen, lauschend und wartend, in der tosenden Finsternis da. Doch kein Wagen kam.

Da, endlich, nach einer Ewigkeit grauenhaften Harrens, tauchte der Schimmer eines Laternchens in der Finsternis auf, und nun vernahm ich auch ganz nah den Hufschlag von Pferden. Ohne zu wissen, wer auf der Straße daherkam, stürzte ich dem Gefährt entgegen und schrie ein gebieterisches Halt.

Es war richtig der Professor. Er wollte seinen Augen nicht trauen, als ich die Wagentüre aufriß und halt schrie, und mich selbst überkam in diesem Augenblicke das Seltsame meiner Lage mit aller Gewalt. Ich mußte die nähern Umstände, die mich dahergetrieben, verschleiern und fing an, ein langes und breites von der davongeschwommenen Brücke und dem prinzlichen Kutscher zu erzählen, der mich auf den Besuch des Professors in Hohenroth aufmerksam gemacht habe und eigentlich Schuld daran trage, daß ich als Warner zur Stelle sei. Während ich

von dem Kutscher sprach, kam mir plötzlich ein langes seidenes Frauenhaar zwischen die Lippen, und ein unsägliches Mitleid mit dem Mann, der mir vielleicht das Leben verdankte, erfüllte schaudernd meine Seele.

Der Professor schien indessen meine Rettungstat gar nicht so hoch anzuschlagen; er ließ wenden, hieß mich ruhig einsteigen und wurde erst gesprächig, als wir uns in rascher Fahrt dem Wasserschlosse näherten. Er wollte mich sogar zu einer Flasche Wein bei sich behalten; aber der Gedanke, daß ich Hermine begegnen könnte, erfüllte mich mit Widerwillen, und so lehnte ich auch sein Anerbieten, mich durch den Wagen nach Krailing bringen zu lassen, mit Dank ab und lief nach einem raschen Abschied vom Wagenschlag weg wie gehetzt durch die Sturmnacht nach Hause.

Ich hätte keinen Fuß mehr in das Schloß gesetzt, wenn mich nicht am übernächsten Tage ein paar Zeilen des Professors um meinen Besuch gebeten hätten. Ich vermutete, als geborener Gespensterseher, wer weiß welches Familienunglück und machte mich sofort auf den Weg. Als ich um zehn Uhr früh, bei herrlichstem Sonnenschein, auf dem Schlosse vorsprach, fand ich einen leeren Landauer in der Durchfahrt wartend, und als ich die Treppe hinaufstieg, kam mir Hermine im schönsten Staat entgegen. Sie knöpfte im Herabsteigen ihre Handschuhe zu und blieb, als sie mich erblickte, auf dem mittleren Treppenabsatz stehen; auf ihrem rosigen Gesicht lag eine solche Verachtung, daß ich erblaßte, und noch ehe ich ein Wort fand, um diesen Bann zu brechen, hatte Hermine die rechte Hand erhoben: ich fühlte den Schlag eines Handschuhs auf meiner Backe und hörte wie ein Stimme »Dummkopf« zischte.

Es ist das erste und letzte Mal, daß ich einen Schlag von einer Frau erhalten habe. Doch in das brennende Gefühl der Scham, das mich erblassend zurückweichen ließ, mischte sich sofort ein Gefühl wunderbarer Erleichterung, das mich der hinabsteigenden Frau Hermine mit ganz hellen Augen nachblicken ließ. Erst als das Rollen des Wagens, in dem sie, wie mir ihr Gatte später sagte, nach Polling, zum Besuche einer Freundin, fuhr, verklungen war, ließ ich mich bei dem Doktor melden, der mit

einer tüchtigen Erkältung zu Bette lag und ganz ahnungslos von seinen weiteren Ausgrabungsplänen erzählte, wobei er auf meine Beihilfe rechnete. Ich mußte ablehnen; denn meine Tante hatte am Abend zuvor den plötzlichen Entschluß gefaßt, nach Wiesbaden zu gehen, wo sie bessere und teilnahmsvollere Ärzte zu finden hoffte.

Als ich am selben Abend nach Dietramszell hinauskam, war es, als ob mir Josephine als eine Verwandelte entgegenträte. Aber auch hier, unter den lieben Menschen, sollte ich nicht zu innerer Ruhe kommen: denn Josephine sah mich nur einmal mit traurigen Augen an und verschwand dann leise wie ein Geist aus dem Kreise, wo ich gar nicht von der Schilderung der Sturmnacht loskam und mich im stillen meiner Geschwätzigkeit schämte; denn meine Gedanken waren gar nicht zur Stelle.

Am nächsten Morgen ging ich wieder nach Dietramszell hinaus; ich fand Josephine im Garten, wo sie mit ihren Schwestern Pflaumen von einem kleinen Bäumchen pflückte, und mich mit einem versonnenen Lächeln begrüßte. Wir sprachen kein Wort von Liebe; aber ich fühlte in ihrer Gegenwart eine unendliche Ruhe in meinem Innern, und die leichte Ungewißheit, in der mich das stille Wesen Josephinens erhielt, gab meinem Gefühl erst die volle Süße. Ich half ihr beim Obstabnehmen und die Wahrnehmung, daß sie wunderschöne Hände besaß, erfüllte mich mit einem besonderen Gefühl der Befriedigung.

Was aber meine Tante Eugenie angeht, so nahm sie ihren Wunsch, daß ich Josephine von Aschhausen heiraten solle, als Tatsache, und als geborene Ehestifterin scheute sie sich nicht, alle Verhältnisse, die dabei in Frage kamen, mit einer Deutlichkeit zu bereden, die mich oft genug verletzte, zumal ich gar nicht wußte, wie Josephine über all das dachte. Ich mußte mir täglich vorrechnen lassen, was wir jährlich zu verzehren hätten, und als ich, um mein eigenes Gefühl zu schonen, durchblicken ließ, daß ich ja noch gar nicht wisse, ob mich Josephine möge, lachte sie auf eine Weise, die mich wiederum verletzte: meine Tante dachte im allgemeinen nicht sehr hoch von den Frauen, und ich muß sagen, daß ich diese kalte Verachtung der Frauen sehr oft bei älteren Damen unserer Kreise gefunden habe.

Doch, um es kurz zu machen, von da ab lief mein bescheidenes Schicksal auf geraden Wegen, wenn ich auch nicht sagen kann, daß es mich auf Gipfel führte, wo man die Hand nach der Herrlichkeit der Welten ausstrecken darf. Als ein Jahr darauf der Krieg mit Frankreich ausbrach, zog auch ich als Freiwilliger mit ins Feld. Während wir bei Bazeilles kämpften, starb mein Vater an einem Schlaganfall. Leider muß ich sagen, daß er keine Lücke in meinem Leben ließ. Er ist mir als Lachender in der Erinnerung geblieben, und das Seltsame ist nur, daß ich zuweilen ein etwas bitteres Mitleid mit ihm empfinde, just wie wenn dieses einen Flecken von seinem Bilde wegwischen könnte. Ich kam aus dem Feldzug heil nach Haus, und im Mai 1871 verlobte ich mich mit meiner jetzigen Frau, Josephine von Aschhausen. Meine Tante, die schon recht gebrechlich aussah, weinte vor Glück, als sie unsern Familienring an die Hand meiner stillen Braut steckte. Ich ließ die Aussicht auf den Staatsdienst, an dem ich ohnehin nicht mit meiner Seele hing, leichten Herzens fahren, um unser Stammgut Schüpf zu übernehmen, das mein Vater stark mit Grundbuchschulden belastet und schlecht bewirtschaftet hatte. Fünfzehn Jahre haben wir es, unter den größten Opfern, in Franken unten ausgehalten, bis uns die Verhältnisse zwangen, einem Reicheren zu weichen. Ich konnte gerade noch so viel an Barem retten, um dieses Haus, das einem alten Sonderling gehörte, zu erwerben; denn der Gedanke, nicht in einem eigenen Heim zu wohnen, ist mir stets unerträglich gewesen, und hier kann ich wenigstens meinen Liebhabereien nachgehen, kann Geigen bauen, kann meinen Lack kochen, kann meine Kakteen pflegen und kann musizieren, ohne daß mir es ein dickwanstiger Hausherr verbieten dürfte. Ich weiß, daß sich diese lumpige moderne Welt mit anderen Ansichten und Idealen durchhilft, als es die meinigen sind; aber ich habe es stets als größtes Glück erachtet, in einem Hause zu leben und zu sterben, wo die Wände eine Geschichte haben und selbst die Dämmerung ein anderes Gesicht zeigt als in einer nüchternen Alltagswohnung.

Ich muß nun aber auch noch die Schicksale der Personen erwähnen, in deren Leben mich damals der Zufall oder das

Schicksal verstrickte. Der Graf Khuen starb an Gehirnerweichung in einer Irrenanstalt. Der Professor Wendling erhielt den persönlichen Adel und starb acht Jahre nach dem großen Kriege, aus dem er als Generaloberarzt der bayerischen Armee heimkehrte, an einer Blutvergiftung infolge einer Operation. Ein Jahr vor seinem Tode brachte seine Frau Hermine ein Töchterchen zur Welt. Die Frau Professorin, die sehr viel auf ihren neugebackenen Adel hielt, lebte bis gegen Ende der achtziger Jahre; sie erfreute sich keines besonders guten Rufes, und ihre wahnsinnige Verschwendungssucht bewirkte, daß sie ihrem Kinde ein zerrüttetes Vermögen hinterließ. Da ich nur ganz selten nach München kam, bin ich ihr nicht mehr begegnet; aber selbst als Schatten griff sie noch in mein Leben ein: eines Tages kam mein Sohn daher und teilte mir mit, daß er ein Fräulein Wendling liebe und heiraten wolle. Es war, wie sich herausstellte, die Tochter Herminens, die so, gegen meinen Willen, in mein Leben trat. Was weiter geschehen ist, wissen die Herren! Ich habe meinem Herrn Sohn erklärt, daß ich meine Einwilligung zu dieser Heirat niemals geben werde. Ich sag es noch einmal: Telle mère, telle fille! Ich habe die junge Dame nur einmal flüchtig zu Gesicht bekommen: sie ist, wie ich auf den ersten Blick sah, so ziemlich das Ebenbild ihrer Mutter, und Sie begreifen, daß ich nichts von einer solchen Schwiegertochter wissen will und mich daher bis zur Stunde geweigert habe, sie zu empfangen. Da ich selbst aus einem Geschlecht stamme, wo eine glückliche Mutter der andern unsern Glücksring vererbte, wünsche ich nicht, daß er an die Hand einer Unwürdigen gerät: ich habe den Erfahrungssatz, daß, wer freien will, mehr auf die Mutter als auf die Tochter sehen soll, in tausend Fällen bewährt gefunden und mag nun einmal nicht, daß mein einziger Sohn in eine zweifelhafte Ehe gerate. Sie, mein Verehrtester, würden auch nicht anders handeln, wenn Sie an meiner Stelle wären.«

Kunrath grinste: »Ich würde mir das Ungeheuer auf alle Fälle erst einmal genauer ansehen Sie ist es nämlich wert.«

Der Freiherr machte eine abwehrende Bewegung. Doch

Kunrath ließ sich nicht von seinem Ziel abbringen; er fragte, leise stotternd: »Weiß Hans von den Beziehungen, die zwischen Ihnen und der Mutter seiner Braut bestanden haben?«

»Kein Wort. Ein eigenes Gefühl der Scham – jawohl, der Scham! – hat mich gehindert, ihm etwas Näheres darüber zu sagen. Ich habe ihm nur rund heraus erklärt, daß mir die Familie der Donna nicht paßt, und im übrigen kennt er mich und weiß, daß ich immer meine guten Gründe habe, wenn ich etwas nicht haben will.«

»Die Gründe der Väter sind, wie das Leben lehrt, selten oder niemals die Gründe der Söhne. Wenn Sie Hans von einem geliebten Wesen lösen wollen, müssen Sie ihm schon dessen Unwürdigkeit beweisen, und da wird es hapern: denn nach allem, was ich von dem Mädchen weiß, kann ihr niemand auch nur das geringste nachsagen. Im Gegenteil: sie hat schwer unter ihrer Mutter gelitten, die sogar das Vermögen ihres Kindes nicht geschont hat, um dem dümmsten Luxus zu frönen, und sie wird in einer guten Ehe aufblühen, wie es echte und rechte Frauen immer tun. Übrigens: da Sie ja mit der Mutter fertig geworden sind, werden Sie wohl auch mit der Tochter fertig werden. Wir sind gern bereit, Ihnen bei diesem ritterlichen Kampf mit dem schön geschuppten Drachen beizustehen: wenn es sich um eine fremde, nicht um eine eigene Liebe handelt, sehen vier Augen immer besser als zwei, was man bekanntlich nicht von allen Welthändeln behaupten kann. Ich bitte nur, das Turnier, bei dem die Gegner mit verschlossenem Visier kämpfen, nicht allzulang hinauszuschieben, da ich sonst nicht das Vergnügen haben könnte, ihm anzuwohnen: mein Freund Velasquez, an dessen Spitzenkragen neuerdings einige unverschämte Frechdachse herumzupfen, hat mich eingeladen, ihm einen sommerlichen Besuch im Prado zu machen, und große Herren haben es, wie sie wissen, nicht gern, daß man sie warten läßt.«

»Nein, nein, diese Geschichte ist mir in der Seele zuwider,« ächzte der Baron. Doch Kunrath ließ den Freund und Vater nicht aus seinem Griff: »Haben Sie auch an die Verantwortlichkeit gedacht, die Sie durch eine Weigerung auf sich laden?

Man soll keinem Menschen unrecht tun, auch der eigenen Schwiegertochter nicht!«

»Verantwortlichkeit gedacht! Nun kommen auch Sie mit dem verfluchten Wort daher! Das ist ja mein Privatelend: Ich habe mich stets nur für viel zu viel Dinge verantwortlich gefühlt, und das hat mir mehr Glück gestohlen, als ich sagen kann. Sie sehen, wie weit ich es gebracht habe. Das tun nur Schwächlinge.«

Kunrath schenkte diesem Jammerton kein Gehör und warf die Bemerkung hin: »Ich glaube gar, mein Verehrtester, Sie fürchten sich vor diesem Stück Weiblichkeit.«

Da reckte sich der Freiherr zu seiner ganzen Höhe empor und rief: »Wenn Sie mir so kommen, dann zwingen Sie mich allerdings, diesen Gang rasch zu erledigen. Fürchten! Fürchten! Das wär noch schöner!«

In diesem Augenblick betrat die Freifrau das Zimmer. Als sie uns die Hand reichte, bemerkten wir, daß sie an ihrer rechten Hand den Familienring der Nonnenbruch trug. Kunrath warf mir einen Blick zu: Wie war der Ring, den wir am Abend noch an der Hand Gertruds bemerkt hatten, an die Hand der Freifrau gekommen? Auch dem Freiherrn war der fahle Blitz, den der Edelstein aus seinem Perlenkrönchen warf, ins Auge gefahren; er ergriff die Hand seiner Frau und rief mit seiner hohen Stimme: »Was ist denn das? Wie bist du denn wieder zu dem Ring gekommen?«

»Das wird dir Hans erklären.«

»Man hält mich scheint's zum Narren in einem Spiel, das ich denn doch endlich durchschauen möchte. Aber ich möchte mir die beiden Herren als Zeugen der Unterredung mit meinem Herrn Sohn und seiner Donna ausbitten. Ich werde fürchterliche Musterung halten.«

Die Baronin warf ihrem Manne einen lächelnden Blick zu und wandte sich zu uns: »Ich werde mich, wenn es den Herren angenehm ist, etwas später einfinden.«

Da sich der Freiherr als schlechten Fußgänger bekannte, nahmen wir am Isartor einen Zweispänner. Der alte Herr verhielt sich während der Fahrt nach Föhring äußerst schweigsam,

und auch die Scherze Kunraths vermochten ihn nicht aus seiner frostigen Haltung zu reißen.

Als wir, gegen sechs Uhr, an der Dorfseite des Schwepfingerschen Anwesens vorfuhren, lag eine fast sonntägliche Stille über der Schmiede. Wir gelangten auf einem schmalen Pfad in den Obstgarten, wo Hansens Braut, Gertrud Wendling, mit der Frau des Meisters Schwepfinger auf den schmalen Gartenwegen auf und abging. Gertrud war ganz in Weiß gekleidet und trug das Kind ihrer Freundin auf den Armen; zuweilen blieb sie stehen, um die leichte Last zu schaukeln, und wenn sie weiterging, schwebte sie wie tanzend auf ihren Fußspitzen einher. Der Freiherr blieb stirnrunzelnd am Eingang des Gartens stehen. Ehe er jedoch zu einem Entschlusse kommen konnte, trat der Meister Joseph Schwepfinger herzu. Er reichte dem Vater seines Teilhabers, den er wohl vom Sehen kannte, ganz unbefangen die Hand und begann sofort zu erzählen, daß er eben ein neues Verfahren, Eisen zu härten, erprobt habe. Er lud uns ein, in die Schmiede zu kommen, wo er uns seine neueste Arbeit, zwei Prunklaternen für die Schloßvilla des bekannten Industriellen Englert zeigte und vergnügt andeutete, daß er ein hübsches Sümmchen bei der Bestellung verdient habe. Der Freiherr hörte mit der höflichsten Aufmerksamkeit zu, und es schien mir, als sei ihm dieses Gespräch als Aufschub einer unangenehmen Pflicht gar nicht unerwünscht. Als wir endlich aus der Schmiede, wo Kunrath in alle Winkel guckte, ins Freie traten, wo das Licht des Abends unter dem lichten Gezweig der Apfelbäume seine abendlichen Sommerspiele aufführte, blieben wir gebannt stehen: aus dem Nachbarhause erklang lautes Klavierspiel und erfüllte den Sommergarten mit dem Wohllaut alter Musik. Mir war das Stück wohlbekannt; aber der Baron, auf dessen Gesicht sich jede Wendung des Spiels spiegelte, flüsterte mir sofort, um seine Kennerschaft zu beweisen, »C-moll-Phantasie von Mozart« zu, und als das Instrument verstummte, nahm er mich beim obersten Knopfe meiner Jacke und sagte: »Das war Musik, mein Verehrtester! Gemüt, Grazie, Tiefe und eine Haltung, die diese modernen Musikproleten mit ihren Feuerzaubern niemals erreichen können. Wissen Sie, ich will Ihnen

was sagen: der ganze moderne Musikschwindel rührt daher, daß alles am Klavier, dem Instrument pour tout le monde, gemacht wird, während die Klassiker samt und sonders Meister der Geige waren und sich, als geborene Sphärenfiedler, auf die höhere Tanzmusik verstanden. C'est ça! So ein Geigenton ist rein, klar, sauber und voll Seele, und im Himmel weiß man, warum man die Engel geigen läßt, mein Verehrtester. Ich hab' noch nirgends gelesen, das man im Paradies Klaviermusik macht.«

Diese seelische Erleichterung eines musikalischen Gemütes hätte, aus innerer Verlegenheit, wohl noch einige Zeit gedauert, wenn nicht der Meister Schwepfinger mit Kunrath herzugetreten und den Freiherrn unterbrochen hätte: »Ich habe Ihrem Herrn Sohn Ihre Anwesenheit gemeldet. Er wird sofort antreten. – Es ist nur schad', daß ich Ihnen net mehr zeigen kann. Aber in zehn Jahren wird Sie unser Herr Direktor in einem Wiener Gehrock empfangen und Ihnen die vereinigten Werkstätten zeigen: dort ist die Schmiede, die Sie schon kennen; hier ist die Abteilung für Schmuck und Silbersachen; dort die Kunstschlosserei. – Was darf ich den Herren vorlegen?«

»Sie scheinen auch nicht an Phantasieschwindsucht zu leiden,« bemerkte der Baron, den dieses Wesen offenbar reizte.

»Gott sei Dank, net. Ich bin in eine gute Schule gegangen. Leider ist sie abgebrannt, und ich muß mich nun selber plagen bis mir was einfällt.«

Der Meister Schwepfinger betrachtete den Vater seines Gesellschafters offenbar als eine Gelegenheit, seine Späße an den Mann zu bringen.

In diesem Augenblick kam Hans mit Gertrud durch den Garten daher. Sie gingen Hand in Hand und blieben vor dem alten Herrn stehen. »Hier bring ich dir meine Braut,« sagte Hans, ohne seinem Vater die Hand zu reichen. »Herr Kunrath hat mir gesagt, du wünschest sie allein zu sprechen.«

Ich gestehe, daß ich den Schicksalsaugenblick, der diese drei Menschen einander gegenüberstellte, als höchst peinlich empfand. Auch Kunrath schien mit einem ähnlichen Gefühl zu kämpfen; er versuchte den schwarzen Neufundländer an sich zu locken; allein das schöne Tier hatte nur Augen für seine Herrin

und stellte sich sofort, aufblickend und mit dem Schwanze wedelnd, als Schützer an deren Seite. Doch just im Augenblick, da mir Kunrath durch ein Zwinkern mit seinem rechten Auge andeutete, daß es für uns an der Zeit sei, die Herrschaften allein zu lassen, hörte ich den Baron mit der etwas krähenden Stimme, die ich in Augenblicken der Erregung an ihm kannte, sagen: »Ich bin scheint's in eine Zauberposse geraten. Den Ring, den Sie da tragen, hab ich vor einer Stunde noch an der Hand meiner Frau gesehen.«

Gertrud lächelte, und ein wundersamer Liebreiz übergoß ihr klares Gesicht: »Die Sache ist sehr einfach, Herr Baron. Ihre Frau Gemahlin hat mir diesen an die Hand gesteckt. Und Hans hat ihn auf meinen Rat hin kopiert, um ihn seiner Mutter zu schenken. Er hat das erste Geld, das er verdiente, zum Ankauf der Perlen und des Steins verwandt. Es war schwer, ihn aufzutreiben.«

»So?« rief der Baron mit seiner hohen Stimme, und den Unmut, der aus diesem Ausruf sprach, konnte ich mir wohl deuten: der Freiherr sah in der Nachahmung seines Familienkleinods keinen Beweis eingeborener Geschicklichkeit, sondern einen neuen Beweis der Respektlosigkeit, mit der sein Sohn das Leben zu meistern glaubte. Mir aber wurde es plötzlich traumhaft zumute, und das kleine Schmuckstück an der Hand eines jungen glücklichen Weibes rundete sich zu irdisch-himmlischer Weite und umschlang als Ring des Lebens ganze Reihen von Geschlechtern, die alle unter einem Sterne standen und in einer fernen goldenen Dämmerung in einem Meere der Menschen vergingen.

In diesem Augenblick ging ein kleines blaubeschürztes Bürschchen, das zwei Töpfe mit Kakteen in der Hand trug, an uns vorüber. Wie ein Habicht fuhr der Baron auf den kleinen Gärtner los, als er die Töpfe erblickte: »Das ist ja eine Leuchtenbergia? Woher haben Sie denn die bekommen?«

»Ich hab sie selber angepflanzt und durchgebracht,« bemerkte Gertrud.

»Sie? Mir ist eine im vorigen Jahr eingegangen.«

»Sie verlangt nur eine äußerst vorsichtige Behandlung.«

»Sie haben scheint's eine glückliche Hand,« rief der Baron, der

mit einem Male gar nicht mehr an die unliebsame Brautschaft zu denken schien, und sofort begann ein Kreuzgespräch von Sprossen und Veredeln, von Zweig- und Blattstecklingen, von Bastarden und Inzucht, von Glasglocken und Wärmegraden, von Trieb- und Ruhezeit, das mir ganz spanisch vorkam. Da tauchten die märchenhaftesten Formen: Säulen-, Schlangen-, Igel-, Woll-, Kerzen-, Melonen-, Warzenkaktusse auf, und ein Träumer konnte meinen, die ganze Erde sei nur ein einziger stacheliger Ball, aus dem die seltensten Blüten, purpurn, weiß und gelb, aus dem Dickicht eines dräuenden Stachelwaldes hervorbrachen und märchenhaft duftend in eine Welt glückseliger Stille hereinhingen.

Das Kakteengespräch wollte gar kein Ende nehmen: der Baron wurde nicht müde, von fabelhaften Kakteen zu erzählen, die ihm unter der Hand eingegangen oder trotz aller Enttäuschung doch noch zu märchenhafter Blüte gekommen waren; und diese überhitzte Geschwätzigkeit offenbarte nur allzu deutlich den inneren Zwiespalt des Vaters, der sich gegen den Eindruck, den er von einem schönen geraden Menschenbilde empfing, mit dem Starrsinn des Alters zu wehren suchte. Als er aber bemerkte, wie der seltsam lächelnde Hans verstohlen nach Gertruds Hand griff, um sie festzuhalten, flog plötzlich ein grimmer Schatten über die Züge des Freiherrn: er höhnte: »Dich langweilt das? Na, mich langweilt auch vieles! Du wirst mir doch nicht zumuten, daß ich an den Erfolg eurer Schmiede glauben soll? Und wer verliert eigentlich sein Geld bei der Geschichte? Dein Freund? Oder ein andrer Dummrian?«

Doch Gertrud, deren klares Gesicht glühte, erklärte mit heller Stimme: »Wir werden es durchhalten, Herr Baron; und wir können es, weil wir wenig Bedürfnisse haben. Ich zum Beispiel könnte von Sauermilch und Schwarzbrot leben, und wenn man mir noch einen kleinen Hühnerhof dazu schenkte, käme ich mir wie eine Kaiserin vor. – Ich habe mir vorgenommen, das bißchen Glück, das noch in dieser Welt vorhanden ist, in meiner Person zu vereinen und Hans, wenn er brav bleibt, ein gehörig Stück davon abzugeben.«

»Sie wissen, daß die Hänse im Glück zu leicht vom Roß auf den

Esel oder auf den Hund kommen?« scherzte Kunrath, der dem Bürschchen den schönsten der Kaktusse genommen hatte und wie ein Heiligtum in seiner Hand hielt.

Eine leichte Röte färbte Gertruds Wangen, als sie entgegnete: »Das hängt immer von der Frau ab. Ich habe das Märchen auch gelesen und kann es Ihnen, wenn Sie wollen, sogar in anderer Fassung erzählen. Aus dem frischen Glücksei, das mir meine Henne legt, ziehe ich mir ein zartes Masthuhn, und wenn ich das auf den Markt bringe, erhalte ich gerade so viel Geld, um einen feinen Hammer aus bestem Stahl kaufen zu können. Mit dem soll mir Hans zarte feine Sachen schmieden –«

»–schmieden, daß die Funken wie Sterne stieben und der jüngste Freiherr Themistokles mit den Beinen strampelt, wenn er das Gefunkel sieht!« rief Künrath dazwischen.

Gertrud warf einen glücklichen Blick auf Hans, als ob er die Ursache aller Herrlichkeiten wäre, von denen sie sprach, und fuhr errötend fort: »Unsere Schmiede soll Dinge liefern, die zugleich nützlich und schön sind. Ich habe nämlich gefunden, daß Menschen, die von Schönheit umgeben sind, im Lauf der Zeit immer schöner werden, und weiß genau, was gemacht werden soll: Gitter, aus denen sich glückliche Menschen auf die Gassen neigen, wo das Leben auf Bettelschuhen und Rädern vorbeiläuft; und Schlösser, um die Häuser zuzuschließen, daß kein Unberufener eindringt, sondern nur liebe Menschen; und Laternen, damit ich meinem Herrn Gemahl heimleuchten kann, wenn er mit seinen Freunden ein bißchen länger, als ihm erlaubt ist, beisammensitzt und sich beim letzten Glas vor der Gardinenpredigt fürchtet, zu der natürlich ein selbstgeschmiedeter Leuchter oder eine schwebende Ampel von der Decke herableuchtet; und Gefäße, in denen unsere selbstgezogenen Früchte, Birnen, Aprikosen, Pfirsiche und Äpfel auf den Tisch kommen, wenn meine Schwiegereltern oder ein König oder ein Genie bei uns speisen.«

»Ich habe noch viel schönere Dinge geträumt, wie ich achtzehn Jahre alt war,« rief der Baron, ohne das Auge von dem Gesicht der unwillkommenen Braut zu verwenden, aus deren Wort und Blick nur die leicht erregte Fülle glücklichen Lebens

sprach, das im Begriff steht, einen Sieg davonzutragen. »Aber jetzt möcht ich doch Ihre Kakteen sehen. Wissen Sie, ich versteh was von der Zucht.«

Gertrud deutete auf einen Pfad, der in den Garten des Nachbarhauses führte, und der Freiherr Themistokles ging raschen Schrittes voran.

Zu Hans, der ihnen mit mürrischen Blicken nachsah, sagte Kunrath, indem er ihn an einem Knopf seiner Jacke faßte: »Sie werden dem heiligen Kakteus etwas geloben müssen, Herr Schwarzseher. Da kommt Meister Schwepfinger. Der packt das Leben anders an: als wirklicher Glücksschmied. Sie wollen uns wohl wieder zu einem Glas von Ihrem famosen Marbacher einladen? Ich kenne das fränkische Weingesicht und sträube mich nicht –«

Wir folgten dem Schmied auf den Balkon, wo wir bei der zweiten Flasche waren, als Gertrud mit dem Baron zurückkam.

»Sie hat wirklich eine glückliche Hand,« erklärte er, zu uns gewandt; und zu Hans sagte er: »Daß du den Ring kopiert hast, war eine Überflüssigkeit, die ich dir nicht verzeihen werde: man soll Dinge, die einzig sind, nicht vervielfältigen. Hättest du lieber was anständiges Neues gemacht –«

Hans, dessen Mund ein spöttisches Lächeln umspielte, zuckte die Achseln; aber Gertrud, aus deren Blick der Sieg des Weibes strahlte, rief: »Das wird schon kommen!«

Kunrath aber sah den Freiherrn mit düsterm Ernste an: »Vergessen Sie nicht, dem Fräulein vorher noch Ihren Artikel über den Einfluß des Kalks auf die Entwicklung der Kakteenstacheln zu schicken, der, wie Sie mir selbst sagten, Epoche in den Annalen der Kakteenzüchter gemacht hat.«

»Ich werde ihn heut noch zur Post geben.«

Der Schalk Kunrath aber fuhr fort: »Sie werden Wunderdinge erleben, liebes Fräulein, und da wir zur Zeit schon halb und halb im Reich des Wunderbaren leben, will ich den Herrschaften nicht vorenthalten, was mir jüngst ein alter Igelkaktus mit einer zarten Überseele – auch die Pflanzen haben ja, wie die neueste Wissenschaft nachgewiesen, eine richtige Seele – sub rosa anvertraute: Die Welt ist nichts als ein Kaktus, und

die Stacheln sind den Kakteen gegeben, damit sie sich gegen Esel und Ungeziefer wehren. Kein Wunder, daß die Kakteen seit Anbeginn nur von der Höherzüchtung ihrer Stacheln träumen, und wem es gelingt, die Stacheln so groß zu schaffen, daß sie jedem Angriff gewachsen sind, der kann die Unsterblichkeit im Gemüt aller gefühlvollen Kakteen erreichen: die Stacheln haben ja nur den einen Zweck, die Blüten zu schützen, und wenn solche wie Purpursterne von märchenhaftem Schein und Schimmer aufglänzen oder die rosigen Zungen durstig in die Welt hineinhängen lassen, dann geht ein Schauer des Wohlbehagens oder der Furcht durch alle Kakteenleiber, die doch eine einzige Einheit sind, und die unbewehrten Sterne erblassen vor Neid –«

»Sie bleiben doch immer noch der Alte,« brummte der Freiherr.

»Ich hoffe es zu bleiben! Aber nun wollen wir uns auf den Heimweg machen. Die Herrschaften werden sich noch allerlei zu erzählen haben, bei dem auch der beste Freund nur ein Störenfried sein kann.«

Wir nahmen Abschied. Als Gertrud vor uns hintrat, sagte sie zu Kunrath: »Ich weiß, was ich Ihnen schulde, Herr Doktor –«

»Nichts! Aber ich möchte, ehe ich abschiebe, doch wissen, ob Sie auch küssen können.«

Gertrud sah den Doktor mit lachenden Augen an und lief dann auf Hans zu und küßte ihn zweimal auf den Mund.

Kunrath erhob den Finger: »Ich habe eigentlich etwas anderes erwartet. Aber ich bin auch so zufrieden.«

Als wir in Begleitung Schwepfingers, der erklärte, daß er für einen Nachbarn noch ein Schloß machen müsse, die schmale Holztreppe hinabgingen, begegnete uns die Freifrau von Nonnenbruch, ziemlich außer Atem.

»Sie kommen zur rechten Zeit,« sagte der Konservator, indem er der Freifrau vergnügt zuzwinkerte und ihr zum Abschied lange die Hand drückte.

Oben auf der Böschung des Steilrandes blieb Kunrath stehen und blickte noch einmal auf das Haus zurück, auf dessen First ein Star saß und sein vergnügtes Geplapper der sinkenden

Sonne nachsandte. Ich kannte meinen Mann zu gut, um nicht einen Epilog zur Sache zu erwarten, und richtig begann er auch, und zwar wie immer, wenn ihn ein Erlebnis erregte, leicht stotternd: »Was sagen Sie nun zu unserm Freiherrn Themistokles von Nonnenbruch? Ich bin nur gespannt, mit welchem Spruch aus der Waffenkammer Don Quijotes er uns morgen seinen Gesinnungswechsel verbrämen wird. Man sagt, aus jedem menschlichen Gesicht gucke ein Tier heraus; ich aber bin anderer Meinung: ich behaupte, daß in jedem von uns eine Pflanzenseele schlummert und träumt. In mir zum Beispiel lebt noch der Wald, in dem meine Vorfahren als Forstleute lebten und hantierten, und wenn ich eine schöne Welle des smaragdnen Waldgrases im Dickicht fließen seh, überkommt mich stets ein Weltgefühl aus Urväterzeiten, Grauen und Himmelsfrieden zu gleicher Zeit. Unser Freund Themistokles aber ist mit einer Kakteenseele auf die Welt gekommen, und zum Überfluß will er nicht einsehen, daß man Eier zerschlagen muß, wenn man Pfannkuchen backen will. Bah, Weltanschauungsscherben verwindet man am schnellsten, und nun, da er endlich in der richtigen Gesellschaft vor seinem Lacktopf sitzt, wird er in ein paar Wochen schon glauben, daß er allein an dem Glück schuld ist, das wir eben gesehen haben; denn nichts stimmt den Menschen williger und wohliger, als die Verhältnisse, in die er wider Willen gerät, wenn sie nur sein innerstes Wesen nicht verletzen und ihm, was ich zu beachten bitte, sein bißchen Verantwortlichkeit erleichtern oder abnehmen. Ich freue mich, offen gestanden, auf den jungen Kakteenwinkel da drüben, obwohl ich mir nicht verhehle, daß wir manches, was uns lieb ist, in Zukunft dahin einschmuggeln müssen. Ich schlage vor, zu diesem „Schmuggel nach Avalun" einen italienischen Esel oder ein Boot zu mieten, das uns auf solchen Fahrten unterhalb der Föhringer Fähre an das Ufer setzt, wo die herrlichen Quellen am Uferhang Urmusik ohne Zuhörer machen. Und haben Sie auch schon an das Hochzeitsgeschenk gedacht, das wir nun doch, anstandshalber, stiften müssen? Eine Wiege dürfte kein Bedürfnis sein: denn ich bin sicher, daß unter dem ehrwürdigen Gerümpel, das unser Freund Themistokles auf seinem Speicher verwahrt, ein

Familienstück der Nonnenbrüche mit schöngeschnitzten Wänden steht, auf denen Engel musizieren oder unter Blumen ihre Spiele treiben. Ich habe mir schon überlegt, ob ich nicht der Frau Gertrud ein stilvoll gebundenes Exemplar des sehr selten gewordenen Kochbuches von Ignaz Neubauer schenken und ihr einen Vers hineinschreiben soll:

O schöne junge Mutter,
Kochst du den Englein Futter,
Nimm Wurzeln dieser Erde,
Damit es schmackhaft werde,
Und jeder Mensch es preise
Als Götterspeise!

Dieses, wie ich zugestehen will, etwas platte Gedicht ist aber doch so tiefsinnig, daß es der künftige Mozart, den wir alle ersehnen, erst dann vertonen kann, wenn er vorher die Musik eines langen Sommernachmittags mit seinem schleierhaften Gesumm und Getön belauscht hat: denn noch immer ist die klingende Seligkeit die reinste dieser Erde. Wie wär es übrigens, wenn wir uns bei dem Gemahl der unermüdlichen Frau Emerenz einen kleinen Verlobungsschmaus, wenn auch ohne Braut, gönnten und auf alle Steckenpferdreiter, Geigenfreunde und richtigen Kakteenseelen, deren Stacheln nur dazu da sind, um die prächtigsten Blüten der Seelengärten zu beschützen, ein ausgesuchtes Glas Grümello tränken? Abgemacht? Gut!«

Wir blieben aber, ehe wir den im tiefsten Abendschatten liegenden Wiesenpfad betraten, noch einen Augenblick auf der Höhe stehen, um auf die Stille zu lauschen, in der nur das verperlende Geriesel der Quellen zu unseren Füßen vernehmbar war. Aus der nahen Schmiede klang noch ein einsamer Hammer herüber, und das Getön geleitete uns, wie ein verhallendes Geläute, eine Strecke Wegs auf unserem Gange durch den sinkenden Abend.

Tafel der Erzählungen im Rahmen

Erstes Buch

Zweites Buch

Drittes Buch

Viertes Buch



